Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig ...

Wilhelm Humboldt (Freiherr von), Georg Heinrich ...

QUELLENSCHRIFTEN

ZUR

NEUEREN DEUTSCHEN
LITERATUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN.

I.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

GEORG HEINRICH LUDWIG NICOLOVIUS.



BERLIN.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1894.

BRIEFE

VON

WILHELM VON HUMBOLDT

AN

GEORG HEINRICH LUDWIG NICOLOVIUS.

HERAUSGEGEBEN

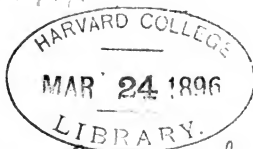
VON

R. HAYM.

MIT ZWEI ANHÄNGEN.



BERLIN.
VERLAG VON EMIL FELBER.
1894.


HARVARD COLLEGE
MAR 24 1896
LIBRARY.

Inhalt.



Dem Verfasser der Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, dem am 22. März 1890 verstorbenen bonner Professor Alfred Nicolovius, verdanke ich die Mitteilung der nachfolgenden Briefe. Viele Jahre vor seinem Tode legte er die Originale derselben in meine Hände, nicht mit dem ausgesprochenen Wunsche, aber mit der angedeuteten Erwartung, dass ich sie benutzen würde dem Andenken seines Vaters eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er in meinem Lebensbilde Humboldts nicht mit Unrecht vermisste. Denn in jenen Briefen, die der grosse Staatsmann zwischen 1809 und 1835 an seinen treuen Gehülfen und demnächstigen Nachfolger in der Leitung des preussischen Kultus- und Unterrichtsdepartements richtete, erblickte die Pietät des Sohnes vor allem Zeugnisse für den Vater. Dazu werden sie in der Tat durch die Hochschätzung, das weitgehende freundschaftliche Vertrauen, die dankbare Anhänglichkeit, die der Briefschreiber in immer gleichem Masse dem Andern bewahrt hat. Wenn bei der Verschiedenheit der inneren Bildungsform beider

Männer, von denen der eine in humanistischen Anschauungen, der andere in positiv-christlichen Gesinnungen und Gefühlen wurzelte, dennoch beide einander wie in vollem Einverständniss vertrauen und im Hinblick auf gemeinsame letzte Ziele helfen und ergänzen, wenn bei voller Offenheit in ihrem Verkehr kein Wort verrät, dass es zwischen ihren letzten Überzeugungen eine trennende Grenze gebe, so ist ein solches Verhalten ohne Zweifel gleich ehrend für beide Teile. Die Veröffentlichung der humboldtschen Briefe wird nichts desto weniger in erster Linie um ihres Verfassers willen Manchem willkommen sein. Neben so vielen gerade in der jüngsten Zeit ans Licht getretenen Dokumenten mögen auch sie in bescheidenem Masse dazu dienen hier und da einen Moment des äusseren Lebens, einen Bezug der früheren und späteren Staats- und Geschäftstätigkeit des Mannes zu beleuchten und seine eigenartige Persönlichkeit, wenn nicht durch neue Züge verständlicher, so doch durch die Wiederkehr der wohlbekannten — wie ein bedeutendes Gesicht bei einer neuen Aufnahme — anschaulicher zu machen. Erst wenn die Quellen noch reicher fliessen, wenn namentlich die Staatsschriften Humboldts von kundiger Hand durchmustert sein werden, wird sich ein den Ansprüchen der Geschichtswissenschaft genügendes Leben Humboldts schreiben lassen. Die ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe erwartet ihren Mann. Aus den geringen Bruchstücken seiner Lebensbeziehungen, die ich hier vorlege, eine Summe zu ziehen darf billig dem Leser überlassen bleiben: der Versuch einer erneuten Schilderung der Geistes- und Charaktergestalt, die sich auch in ihnen offenbart,

würde den Eindruck nur schwächen, den diese Briefreihe zu machen nicht verfehlen kann. Der andern Pflicht dagegen die Briefe wenigstens einigermassen historisch einzurahmen und hin und wieder eine Beziehung aufzuklären habe ich mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Vieles in den dem Texte nachgeschickten Erläuterungen wird Vielen überflüssig erscheinen; wieder Andre werden an andern Stellen Lücken finden und recht nötige Aufklärungen vermissen. Allein einen vollständigen, nach festen Gesichtspunkten für einen ganz bestimmten Leserkreis berechneten Kommentar zu liefern lag weder in meiner Absicht noch in meinem Vermögen. Mit Zusätzen zu allbekannten Namen dem Leser lästig zu werden habe ich vermieden; ja auch mit biographischen Notizen zu minder bekannten bin ich nur auf den Wunsch des Herausgebers dieser Quellenschriften, dem ich ohnehin für einzelne Nachweisungen zu Dank verpflichtet bin, weniger sparsam gewesen als es meinem Geschmack entsprochen hätte. Manche in den Briefen berührten Einzelheiten werden nur aus den Akten der Verwaltung oder aus den mir nicht vorliegenden Schreiben von Nicolovius genügend erläutert werden können. Es liegt in der Natur solcher Materialien, dass sie, indem sie dies und jenes Neues bringen und irgend ein Ereigniss oder eine Situation aufhellen, zugleich verwante Mitteilungen hervorlocken. Dies gilt von den Briefen selbst; es gilt ebenso von den hinzugefügten Anmerkungen. Es mag sie nutzen, wer sie brauchen kann, ergänzen, wer dazu im Stande ist.

Der Versuchung zwischen Wichtigerem und Unwichtigerem in den mir vorliegenden Blättern zu unterscheiden und nur das Erstere mitzuteilen habe ich

nach einigem Schwanken widerstanden. Denn was ist in solchen Dokumenten unwichtig, wenn nur der, von dem sie herrühren, ein wichtiger Mann in wichtigen Verhältnissen ist? Mir lag immer das lessingsche Wort im Sinn: was wäre es denn nun, wenn noch einige Lumpen mehr mit Gedanken eines unsterblichen Geistes bezeichnet würden? Der Geschichtsschreiber soll den Verstand und die Kunst haben auszuwählen, zusammenzudrängen, zu gruppieren: der Handlanger des Geschichtsschreibers soll sich bescheiden, als ob er von diesem Verstande und dieser Kunst nichts besässe. So habe ich denn gegeben, was ich hatte, und nur bedauert, dass ersichtlich wenigstens einige Briefe verloren oder früher ausgemerzt sind. Den Text der erhaltenen habe ich selbstverständlich mit gewissenhafter Treue nach der fast durchaus klaren und lesbaren Handschrift wiedergegeben. Keineswegs aber war es mir Gewissenssache mich an die Interpunktion des mit eilender Feder Schreibenden etwa auch da zu binden, wo dies nur auf Kosten der leichteren Verständlichkeit hätte geschehen können. Humboldt schreibt *seyn, meynen, Hochwohlgebohren, Parthei* und Ähnliches. Für solche Recht- oder Unrechtschreibung habe ich keinen Respekt in mir auftreiben können; oder gar für noch äusserlichere und zufälligere Schreibgewohnheiten. Denn der Verfasser dieser Briefe war wohl peinlich genau, aber nie kleinlich. Scherzt er doch selbst, dass er die Silben immer ohne *y* schreibe — weil die Deutschen sie einmal wie die Milben behandelt hätten; und bei der Latinisierung seines eigenen Namens sogar „liegt ihm weder an *de* noch *dt*". —

Den Briefen an Nicolovius habe ich in einem ersten Anhang sieben Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer hinzugefügt, über welche ich in den nachgeschickten Erläuterungen weitere Auskunft gegeben habe. Mag die Göttin Gelegenheit diesen nur durch die Person des Briefstellers mit jenen andern Stücken zusammenhängenden Anhang rechtfertigen! Besser rechtfertigt sich der zweite Anhang, acht humboldtsche Briefe an Wolf und Arnim: denn zu ihrer Veröffentlichung haben eben die Nicoloviusbriefe den Anstoss gegeben, mit deren älteren aus der Zeit von Humboldts Unterrichtsleitung sie sich in einzelnen Punkten berühren. Ihre Mitteilung und Erläuterung rührt, ebenso wie das Register zu dem vorliegenden Hefte, nicht von mir, sondern von Herrn Leitzmann her.

Halle, 13. April 1894.

R. Haym.



Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an
Georg Heinrich Ludwig Nicolovius.

1.

Berlin, den 25. März 1809.

[Mit Nicolovius' Notiz: Erh. 30. curr. Beantw. eod.]

Ew. Hochwohlgeboren gütiges und freundschaftliches Schreiben vom 13. so wie das so eben erhaltene vom 17. hat mir eine herzliche und innige Freude gemacht. Ihre wirklich zu gütigen Gesinnungen gegen mich sind mir ebenso schmeichelhaft, als Ihr Eifer und Ihre Wärme für die Sache, die wir gemeinschaftlich bearbeiten sollen, erfreulich. Seien Sie überzeugt, daß auch mir die Aussicht, gerade Sie zum Gehülfen zu besitzen, vorzüglich Vertrauen und Muth

einflößt, daß ich nichts angelegentlicher wünsche, als daß Sie mir auch künftig Ihr freundschaftliches Vertrauen erhalten, und daß ich mich recht eigentlich sehne, sobald als möglich mit Ihnen vereinigt zu sein. Ich bin bereit, in jedem Augenblick nach Königsberg zu kommen, und habe deshalb schon einigemale das Nöthige an den Minister geschrieben. Die Entscheidung hängt allein von ihm ab, und wenn Ew. Hochwohlgeboren in der That glauben, daß diese Reise unvermeidlich ist, so ersuche ich Sie, mit ihm deshalb zu reden. Indeß müssen wir uns auch nicht verheimlichen, daß das wahre Uebel noch, außer unserer Trennung, auch darin besteht, daß das Ministerium in Königsberg und nicht in Berlin ist, und daß daher auch mein Dahinkommen noch nicht allen Unbequemlichkeiten abhilft. Denn es geht auch wieder der Vortheil verloren, daß man hier selbst durch das zufällige Lesen so vieler Acten, die man unmöglich alle kommen lassen kann, eine viel genauere Kenntniß des Departements, auf welche doch Alles ankommt, erhält, daß man viele Männer, auch die nicht in Collegiis sitzen, um Rath fragen kann, und daß man wichtigen Instituten, für welche Sorge zu tragen ist, näher bleibt.

Auf die Zwischenzeit, welche noch bis zu unserer Wiedervereinigung verstreichen kann, halte ich die mir vom Minister zur Leitung der Geschäfte gemachten Vorschläge für vollkommen zweckmäßig. Sollte ich vielleicht noch eine kleine Modification dabei vorschlagen, so würde sie meinen Antheil an den Geschäften nicht erweitern, sondern vielmehr für den Augenblick noch beschränken. Aber wie gut auch dies Interimisticum sei, so verleugne ich mir nicht, daß doch eigentlich nichts bei dieser Trennung geschehen kann. Die sogenannten currenten Sachen ab-

zumachen, ist in der That das Kleinste und Geringfügigste. Es muß etwas geschehen, es muß entworfen und ausgeführt werden. Und dies unterbleibt jetzt ganz, und muß unterbleiben, und dadurch kommt nun auch in die Abmachung der currenten Sachen eine unerträgliche Ungewißheit, die soweit geht, daß man oft nicht weiß, was man einem einzelnen Menschen sagen soll, weil es unbestimmt ist, welches Schicksal das Institut haben wird, dem er angehört. Jetzt z. B. sind die Prüfungen der Gymnasien. Ich zittere zu fragen, auf welche Universität die Entlassenen gehen, und muß beinahe heimlich wünschen, daß man mir eine auswärtige nenne. Wie kann ich aber von hier aus mit Kraft an der Errichtung einer Universität arbeiten, wenn die Hauptfragen über die Fonds und andre Punkte erst mit dem Ministerio zu berichtigen sind?

Unter diesen Umständen schiene mir das Angemessenste und Zweckmäßigste, daß ich jetzt unverzüglich nach Königsberg käme, dort alle Hauptpunkte zur Entscheidung zu bringen suchte, mich mit Ew. Hochwohlgeboren und dem Minister vollständig bespräche, und bliebe der König unglücklicherweise noch lange von hier abwesend, nach zwei, drei Monaten hierher zurückkehrte. Dies werde ich, wo möglich, noch heute dem Minister vorschlagen.

Alsdann würden wir auch auf die nähere Abgränzung der beiden Unterabtheilungen der Section für den Cultus und für den öffentlichen Unterricht denken können. Da ich aus Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich schließen darf, daß es auch Ihnen angenehm sein wird, so viel als möglich gemeinschaftlich mit mir zu handeln, so werden auch Sie gewiß für die möglichst enge Verbindung dieser Unterabtheilungen sein. Ebenso sind Ew. Hoch-

wohlgeboren auch sicherlich darin mit mir einverstanden, daß Alles, was sich auf Schulen, auch die niedrigsten auf dem Lande nicht ausgenommen, bezieht, nicht bloß zugleich durch mich, sondern auch durch die ganze Section des Unterrichts gehen muß, da sonst keine Einheit der Principien mehr möglich sein würde, und daß ich persönlich, da ich einmal den Namen von der ganzen Section führe, und für sie verantwortlich bin, speciellen Antheil an der Entscheidung alles desjenigen, sich auch bloß auf den Cultus Beziehenden nehmen muß, was in Rücksicht auf Sachen oder Personen irgend neu, und nicht bloß Verfügung in dem einmal verabredeten Gange oder System ist. Es ist meine liebste und erfreulichste Hoffnung, ohne die ich mich nie zur Annahme meines Postens entschlossen hätte, daß ich gewiß sein kann, weder mit dem Minister, der mir mit jedem Posttage Beweise seiner herzlichen und vertrauten Freundschaft giebt, noch mit Ihnen, da Sie Sich so gütig und zuvorkommend gegen mich äußern, in irgend eine Geschäftscollision zu gerathen.

Wegen der geistlichen Directoren der geistlichen Regierungsdeputationen sehe ich jetzt die Sache vollständiger ein. Die neue Einrichtung war um so nothwendiger, wenn Ein Director, wie man aber wahrlich aus der Instruction nicht ersehen kann, zwei Deputationen zugleich vorstehen soll. Wie wir es hier machen werden, sehe ich schlechterdings noch nicht ein. Der wunderbare Plan, die Regierung nach Potsdam zu verlegen, der so unglaublich viele Unbequemlichkeiten mit sich führt, und besonders für die Section des Cultus nachtheilig ist, macht hier Alles ungewiß und schwierig.

Die Sache mit den Gymnasien ist nach diesem Plane nunmehr durchaus nothwendig geworden.

Mit demjenigen, was Ew. Hochwohlgeboren über die Anstellung des Herrn Schmedding sagen, bin ich vollkommen einverstanden. Allein die Wahl hatte ihre eigenen Schwierigkeiten, und da mir die Empfehlung dieses Mannes vom Minister und Herrn von Vincke kam, so mußte ich voraussetzen, beide hätten mit Ihnen hinlänglich darüber vorher Alles abgesprochen.

Die Einführung der Pestalozzischen Methode, wenn sie auf die rechte Weise geschieht, hat meinen ungetheilten Beifall, und ich bitte bloß Ew. Hochwohlgeboren, mir, wenn ich, was Sie von dem Minister erfahren werden, nicht nach Königsberg kommen sollte, den an das Cabinet über diese Sache gemachten Bericht, nebst den wichtigsten Piecen in dieser Sache, in Abschrift zu schicken.

Die Stelle Ihres Briefes über des Professors Kraus alleinseligmachende Lehre hat mich sehr lachen gemacht. Allein bei den angeführten Umständen ist die Sache mit dem jungen Hagen wohl unbedenklich, und ich bitte nun Ew. Hochwohlgeboren zu veranstalten, daß ich, wie doch nothwendig ist, officielle Kenntniß davon erlange. Seine Bekanntschaft werde ich hier mit sehr großem Vergnügen machen und ihm auch gern wieder Empfehlungen für seine fernere Reise geben.

Mir den Einfluß auf die römische Stelle zu sichern, war auch schon meine eigene Absicht. Schwierig ist die Wahl in hohem Grade. Denn es ist dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten auch nicht ganz zu verdenken, daß dasselbe zugleich den Zweck einiger politischen Nachrichten mit der Anstellung verbinden will, und in dieser Hinsicht, da hiezu einige diplomatische Vorkenntniß oder Gewandtheit und große Fertigkeit im französischen Schreiben gehört, fürchte ich mich ein wenig, den Feld-

propst Roukner, dessen ich mich wirklich dunkel aus Rom erinnere, vorzuschlagen. Allein Wahlen, wie, unter uns gesagt, die des auswärtigen Departements oft gewesen sind, zu verhüten, werde ich mir alle mögliche Mühe geben. Das Beste wird sein, nur erst Zeit zu gewinnen, und ich werde daher gleich vorschlagen, fürs Erste nur meinen italienischen Geschäftsträger zu bestätigen.

Das Gefühl der Dauer und Sicherheit, von dem Ew. Hochwohlgeboren reden, muß wohl jedem mangeln, der ernsthaft denkt und sich nicht chimärischen Täuschungen hingiebt. Ich selbst gestehe Ihnen habe nur zwei Rücksichten, warum ich selbst handle, als hätte ich dies Gefühl. Die erste ist ein Postulat in weiland Kantischem Sinne. „Um auch nur für den Augenblick mit Wirksamkeit handeln zu können, muß man annehmen, das Wirken sei für die Ewigkeit." In diesen leider nur zu bedingten Imperativ gebe ich meine Vernunft und bessere Ueberzeugung gefangen. Die zweite ist etwas solider. Erziehung ist Sache der Nation, und bereiten wir (was aber nur mit großer Behutsamkeit geschehen muß) vor, daß wir der Kräfte des Staats mehr entrathen können, und die Nation mehr in unser Interesse ziehn, so können wir, was uns anvertraut ist, auch unter manchen Stürmen erhalten, und brauchen es, selbst im Fall des äußersten Unglücks, nur anderen Händen zu übergeben. Denn daß wir persönlich uns unter keiner Bedingung vom Staate trennen würden, versteht sich von selbst.

Dem hiesigen Consistorio habe ich bekannt gemacht, sich von jetzt an einzig an mich zu wenden, und auch Ew. Hochwohlgeboren wenden Sich wohl jetzt nicht mehr an dasselbe, sondern allein an mich. An die übrigen Consistorien suspendire ich die Verfügungen noch, bis es,

was in 14 Tagen der Fall sein muß, entschieden ist, ob ich nach Königsberg komme oder nicht.

Mit dem sehnlichsten Wunsche, bald so glücklich zu sein, Ew. Hochwohlgeboren persönliche Bekanntschaft zu machen, verbleibe ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Humboldt.

2.

Da ich nicht wünschte, etwas die Section des Cultus Betreffendes ohne Ihre volle Zustimmung zu machen, so bitte ich Sie mir zu sagen, ob Sie meinen, daß ich den jungen Ancillon vorschlagen soll, französisches Mitglied darin zu sein? oder ob Sie einen andren, und wen? ihm vorziehn? oder ob es Ihnen lieber wäre, die Sache auszusetzen, bis Sie selbst in Berlin eine eigene Wahl treffen und mir vorschlagen können?

Zugleich schicke ich Ihnen Aufsätze und Schriften, die Sie gewiß nicht ohne Interesse lesen werden. Das Metagramm censirt die Schulen, die Universitäten und die Stadt, und im nächsten Jahre kommt unstreitig auch die Reihe an uns.

Leben Sie herzlich wohl!

H.

7. Juli 1809.

3.

Burg Derner, bei Mansfeld,
den 17. December 1809.

[Beantw. 2. Januar 10.]

Ich bin seit gestern früh, liebster Freund — da ich mir schmeichle, daß es auch Ihnen lieber ist, daß wir uns von jetzt an auf diese vertraulichere Weise schreiben — hier an einem der Orte, zu denen mich meine Geschäfte rufen und habe freilich die Sachen durch die mehrjährige Schwäche, welche dem Tode meines guten Schwiegervaters voranging, in großer Verwirrung gefunden, indeß auch schon angefangen, thätig zu sein. Von den Beschwerden und der Langsamkeit meiner Reise — seit dem 5ten und mit Aufopferung fast aller Nächte — sage ich Ihnen nichts. Da Sie zum Theil wenigstens denselben Weg nach mir gemacht haben, so haben Sie auch zum Theil wenigstens — denn die Route über Stargard vermehrte die Summe noch beträchtlich — mir meine Leiden nachgelitten. Trotz der Kürze meines Aufenthalts in Berlin hat mir doch die allgemeine Stimmung nicht entgehen können. Es herrscht die größeste Unzufriedenheit nicht sowohl mit der jetzigen Verfassung, als der jetzigen Verwaltung; man hält eine Krise für unausbleiblich; über unser Departement gehen die alten Meinungen, Plane und Ideen im Schwange. Allein beim Empfange dieser Zeilen sind Sie schon von allem diesem gleich gut selbst unterrichtet. — In Halle sah ich Niemeyer, weil er mich bis Rothenburg begleitete, viel. Ich wußte nicht, was ich jetzt von ihm erfahren, daß ihm meine Stelle angeboten worden ist, und er sie ausgeschlagen hat. Daß ihm jetzt sehr daran gelegen ist, nicht vergessen zu werden,

ist offenbar. Nicht daß er Lust hätte, jetzt zu gehen, aber er sagt mit Pindar: zwei Anker sind besser denn Einer. — In Potsdam erfuhr ich bei Vincke, daß Möller schlechterdings nach Frankfurt und nicht nach Königsberg will. Meine Meinung über seinen inneren Beruf zum Professor kennen Sie. Was uns jedoch hier geneigter machen könnte, seinem Wunsche nachzugeben, ist daß die Wahl unter den reformirten Professoren, dergleichen man doch nun in Frankfurt einmal haben muß, immer schwer ist. Nur müßte er sich mit 1000 Thalern, die ihm auch, wenn ich mich recht erinnere, zuerst nur angeboten sind, begnügen. Haben Sie die Güte, diese Sache mit den übrigen Herren zu überlegen, und mir Ihre gemeinschaftliche Meinung zu schreiben. Für die Neumark schlägt jetzt Vincke wieder einen Westfälinger, Spieß, vor. Die Gymnasien müßte Möller mit übernehmen, könnte indeß auch dadurch eine Zulage erhalten. — Eine officielle Eingabe Ancillons füge ich, da ich sie mit einem Privatbrief bekommen, bei. Er hat mir im Vertrauen gesagt, daß die französische Colonie in Papius — der sonst ein braver Mann sei — Geschäftskenntniß Zweifel setze, und es zu großer Beruhigung der Gemüther dienen würde, wenn man einen der französischen Geistlichen in Berlin zum abwesenden Mitgliede der Deputation machte, um wenigstens schriftlich, und in wichtigen Fällen auch mündlich, Gutachten abgeben zu können. Dieser Wunsch scheint mir billig, und seine Erfüllung, wenn man eine gute Wahl trifft, für die Geschäfte selbst nützlich. Auch Vincke ist nicht dagegen. Selbst die Schwierigkeit wegen des Gehalts wird geringer sein, da der Wunsch von der Colonie selbst herkommt, und also dieser, auch abgesehen vom Gehalt, schon an der Sache gelegen sein wird.

Vielleicht ließe sich auch einer brauchen, der doch jetzt auf Pension gesetzt werden müßte. — Eine der Sachen, deren schleunige Besorgung ich Ihnen, theurer Freund, dringend empfehlen muß, ist die endliche Auflösung und Pensionirung des reformirten Kirchen-Directorii. Es würde jetzt sogleich der Bericht an den König deshalb gemacht werden müssen. Die Angelegenheit der Montis pietatis Casse beruht noch auf einer Antwort des Finanz-Ministerii, die Sie aber gut thun werden, möglichst zu urgiren. — Empfehlen Sie mich Herrn Süvern und Schmedding aufs Freundschaftlichste und leben Sie recht herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft unwandelbar der Ihrige.

H.

Alle Briefe an mich nimmt Herr Uhden in Empfang.

4.

Erfurt, den 24. December 1809.

Ich bin hier angekommen; wenn ich aber einen Theil meiner Geschäfte schneller beendigt habe, als ich hoffen durfte, so ist hier bei weitem mehr zu thun, als ich mir einbildete. Dennoch hoffe ich noch immer, im Januar wieder bei Ihnen zu sein.

Heute treibt mich die Akademie der Wissenschaften, Ihnen zu schreiben. Sie werden noch in Königsberg gesehen haben, daß sie zum interimistischen Secretair Castillon gewählt hat — die unschicklichste Wahl, die möglich war, mir aber erwünscht, weil sie offenbar an den Tag legt, daß man diesem Corpus jetzt gar keine Freiheit lassen

kann. Zu diesem Beweise reichen indeß wenige Wochen seines Secretariats hin, und sehr nothwendig wäre es, daß zur Januarsfeierlichkeit schon ein anderer aufträte. Sollten Sie Castillon nicht kennen, so lesen Sie nur seine deutschen Briefe und Bemerkungen in den Akademieacten. Nach meiner eignen Einsicht, der Uhden und Wolf bei meiner Durchreise beistimmten, wären sehr passende Klassen-Secretaire:

für die mathematische — Tralles, der berühmteste und der zugleich gut französisch schreibt.
für die physikalische — Erman, wirklich trefflich, und zugleich schicklich, weil so doch Ein Réfugié bleibt.
für die philologische — Spalding.
für die philosophische — Biester.

Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Sie, liebster Freund, und Süvern und Schmedding hiermit gleichfalls einverstanden sind, und wünschte nur, daß Sie einen Bericht an den König machten, und darauf antrügen, daß er diese Vier zu Klassen-Secretairen selbst ernennte. In der Cabinets-Ordre könnte gesagt werden, daß zwar der König künftig gern der Akademie freie Wahl zugestehen würde, daß er aber vor ihrer neuen Organisation diese zu suspendiren für gut finde, um so mehr, als er voraussetzen könne, daß alle Mitglieder der Akademie in die Ernennung dieser Männer einstimmen würden. Die Motivirung des Antrags wird nicht schwer sein: Der König hat schon durch eine Cabinets-Ordre, die Sie in den Acten finden, die Klassen-Secretaire selbst, als eine nützliche Einrichtung genehmigt; es würde jetzt gleich schädlich sein, mit Einführung derselben bis auf die neue Organisation zu warten, als diese zu übereilen; von Castillon muß gesagt werden, daß, wenn man auch über-

sehen wolle, daß er auf keine Weise den Fortschritten gleich geblieben sei, die seine Wissenschaft gemacht, und auch ehemals nichts irgend Bedeutendes geleistet habe, er des Deutschen so wenig mächtig sei, daß es dringendes Bedürfniß werde, ihn sobald als möglich vom Secretariat einer deutschen Akademie zu entfernen; die auf ihn gefallene Wahl beweise hinlänglich, daß man der Akademie jetzt keine Wahl überlassen könne; auch in München sei das Wahlrecht suspendirt; und bisher sei der secrétaire perpétuel immer vom König ernannt worden; Gehalt muß man jedem fürs Erste 300 Thaler geben. Dies ist da von den 1000 Thalern, die ehemals die Jettons kosteten und den 400 Thalern reservirtem Gehalt der Directoren zweier Klassen. In der Folge wird es auf 500 Thaler vermehrt. Ist die Section überall dieser Meinung, so bitte ich Sie noch zu sagen, daß der Antrag mit meiner schriftlich geäußerten Zustimmung geschehe. Daß Castillon Secretair ist, ist wirklich zu himmelschreiend, als daß es nicht schnell abgeändert werden müßte. Er kann nichts sagen, da er nur interimistisch gewählt ist.

Simon und Eytelwein haben bitter über die Verfügung geklagt, daß das noch fehlende Mitglied des Architekten-Ausschußes der Akademie kein Mitglied der technischen Ober-Baudeputation sein soll. Sie verlangen Aufhebung dieser Verfügung oder Ajournirung der Wahl. Wir gehen aber ruhig unsern Gang fort und ändern nichts. Nur bitte ich Sie, dahin zu sehen, daß die Akademie nun einen Mann wähle und die Section nun bestätige, der zugleich gründliche wissenschaftliche (mathematische) Bildung hat. Rabe, höre ich, soll so sein, dann bitte ich Sie, die Inlage an Simon zu lesen und ihm sodann versiegelt, sowie

Eytelwein das ihn bloß auf Simon verweisende Schreiben einzuhändigen. Den Inhalt meines Schreibens an Simon haben Sie die Güte, als meine Meinung im Pleno, wenn die Rede noch einmal davon kommt, vorzutragen, oder auch so Hoffmann mitzutheilen. Die Herren lassen die Sache gewiß nicht ruhen.

Ich habe an Savigny, aber nur tentirend, ohne Bedingungen, geschrieben; auch Hugo durch Wolf indirect befragen lassen. Beide für Berlin. Ueberlegen Sie doch mit unsern Collegen, welchen wir, wenn beide wollten, vorzögen, oder ob wir beide zusammen haben könnten? Ruf brächte der Anstalt mehr Hugo, aber gründliche Vortheile mehr Savigny. So scheint es mir. Sind Sie definitiv für Schmidt aus Gießen für Berlin oder ziehen Sie einen andern vor? Auch über ihn erfahre ich sehr bald, ob er kommen würde.

Leben Sie herzlich wohl. Mit inniger Anhänglichkeit

Ihr

H.

5.

[Erh. 17. Januar 10.]

Ein schlimmes Auge, das nie mehr hätte zur unrechten Zeit kommen können, hindert mich, meinem Vorsatze gemäß, heute von hier abzureisen, und zwingt mich zugleich, Ihnen, mein theurer Freund, durch eine fremde Hand zu antworten. Die näheren Umstände bitte ich Sie, da es sehr langweilig ist, von seinen Uebeln zu reden, Sich von Uhden erzählen zu lassen.

Für Ihre beiden so sehr freundschaftlichen Briefe vom 2. und 6. dieses kann ich Ihnen nicht innigst genug danken.

Ich begreife sehr wohl, daß die Hindernisse, von denen Sie mir reden, die Section nicht eher haben in Thätigkeit kommen lassen können, und es bedarf deshalb keiner Entschuldigung von Ihrer Seite. Ich kenne Ihren Eifer, und dies ist genug. Ich selbst hätte gewiß nicht mehr ausgerichtet. Wegen des armen Hohwaldt habe ich Uhden geschrieben.

Der Tausch, dessen Sie erwähnen, war mir bekannt. Allein besorgen Sie nichts von diesem Project. Der, den Sie ohne Mühe errathen werden, muß und wird dagegen sein, und er ist jetzt mächtiger. Was ich voraussehe, ist vielmehr, daß wir, die jetzt tauschen sollten, in Kurzem beide abtreten werden. Was mich tröstet, und wenn man Sie unabhängig ließe, ganz beruhigen würde, ist daß doch vermuthlich unmittelbar und eigentlich Sie an meiner Stelle stehen werden.

Auf das officielle Schreiben der Bau-Commission halte ich noch die Antwort zurück. Man schadet manchmal durch zu viel Thätigkeit, und mein Brief an Simon sagt ja meine Meinung ganz klar. Lächeln habe ich müssen, wie die arme Gewerbe-Section wollen und nicht wollen muß. Hoffmann wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich sein Princip, sobald ich es einmal eingesehen, angenommen und vertheidigt habe. Hätte er mich zur rechten Zeit von der Instruction unterrichtet, so hätten wir alle diese Albernheiten vermieden. Uebrigens bin ich gar nicht gegen Simon, der meines Gefallens seinen Zweck ausnahmsweise erreichen kann, sondern nur gegen das Eindringen der Bau-Deputation.

Jetzt ein Wort über die Universitäten!

Möller wird durch Stäudlin wohl nicht entbehrlich, da Frankfurt nun einmal einen reformirten Professor

haben muß. Nur muß meines Erachtens Möller die Direction der Gymnasien übernehmen, und nicht mehr als 1000 Thaler erhalten. Könnten Sie uns nicht wegen Stäudlin Gewißheit verschaffen?

Schrader hat einen Ruf nach Greifswald, und man muß eilen. Sind also Sie sämmtlich nicht dagegen, so bitte ich Sie, aber unmittelbar nach Empfang dieses, Bredow zu schreiben, daß er ihn über die Annahme des Rufs nach Königsberg befrage. Daß er ins Preußische will, ist gewiß. Ich weiß dies Alles durch Wolf, mit dem Sie gut thun würden zu sprechen.

Für die zweite Professur in Königsberg ist in Jena ein Mann, den ich für sehr tauglich halte, Professor Schömann. Ich sah ihn nicht, weil Knebel mir sagte, daß er seinen Beifall durch üble Künste gewinne. Wie ich aber von Goethe und dessen Sohn nachher erfahren, so ist dies durchaus unwahr. Er geht bloß vertraulicher als andere Professoren mit den Studenten um. Er hat großen Beifall, und seine Zuhörer sind eigentliche Anhänger. Er liest sehr fleißig, und sein Vortrag ist ganz exegetisch, indem er immer das Corpus juris zum Grunde legt. Er ist gewißermaßen Gegner von Thibaut, der ihn zum Theil ungerecht behandelt hat. Aber Thibaut hat dem jungen Goethe gerathen, bei niemand, als ihm, Pandekten zu hören. Schömann ist mit der Regierung unzufrieden, weil man ihm einen vorgezogen hat. Goethe nannte mir ihn ausdrücklich einen vorzüglichen Kopf, aus dem, bei diesem Fleiß, sehr viel werden könnte. Bitten Sie Schmedding, sein Buch vom Schadenersatz zu lesen, damit wir uns bei meiner Rückkunft entscheiden können.

Oken ist Oken; O   O. Aber so wunderbar, wie ein so geheimnißvolles Rund sein kann.

Luden ist mit Bredow auch nicht entfernt zu vergleichen. Augusti können wir uns auch freuen, nicht zu haben. Ein junger Dr. Walch scheint als angehender Philologe gut.

Mit Berlin steht es so:

Reil will kommen, macht aber tausend: Wenn, und ich glaube nicht an ihn. Bei meiner Durchreise durch Halle will er seine letzte Bestimmung abgeben.

Savigny nimmt ganz an und schreibt mir einen sehr hübschen Brief. Da ich aber den Geldpunkt noch nicht berührt habe, so will ich nicht vor der Zeit triumphiren.

Von Schmidt weiß ich indirect, aber sicher, daß er, wenn Gießen darmstädtisch bleibt, schwerlich, sonst aber gewiß geht.

Sie sehen, mein Lieber, daß ich nicht müßig bin. Von den drei letzten Männern aber bitte ich Sie mit Niemand zu reden. Bloß von Savigny weiß Wolf.

Mit Ihren Projecten für die Section des Cultus bin ich ganz einverstanden. Aber ich zittere, daß Sie Sich der des Unterrichts entziehen wollen. Das müssen Sie ja nicht.

Es sollte mich sehr freuen, wenn mein Bericht gewirkt hätte. Ich war wirklich sehr bewegt, als ich Königsberg verließ, und das mag gut gemacht haben, was die Schnelligkeit des Schreibens verderbte.

Alles, was Sie mir von Zeller und dem Könige sagen, ist mir unendlich angenehm gewesen. Zeller aber bleibt immer derselbe; er sucht ewig seine Stelle, und übersieht, daß die, auf der er steht, schon die rechte ist. Mit Auerswald kann es der Zufall gut machen. Vernünftig ist es nicht. So weit habe ich dictirt. Ich danke Ihnen jetzt nur noch selbst recht innig und herzlich für die Zuneigung,

die Sie mir fortdauernd beweisen. Mit wem könnte ich aber so gern, als mit Ihnen und Ihren Collegen arbeiten? Glauben Sie gewiß, das Vertrauen, das Sie mir schenken, ist es allein, was mir die Geschäfte noch einigermaßen süß macht. Mit unwandelbarer Freundschaft und Anhänglichkeit

Ihr

U. H.

6.

Offizielle Bevollmächtigung vom 2. März 1810 zur Vertretung „während meiner kurzen Abwesenheit“.

7.

Graf Dohna hat mir gestern die Inlage geschickt, die ich natürlich zuerst Ihnen, liebster Freund, übermache. Wir antworten, denke ich, bloß Dohna. Zuerst wünschte ich, Sie prüften, allenfalls mit Zuziehung Schmeddings, die einzelnen Momente des Schreibens. Mir ist nicht so klar, daß das auswärtige Departement nach dem alten Archivedict Recht hat. Wollen Sie gleich die Antwort an Graf Dohna aufsetzen, so bin ich es sehr zufrieden. Ich kenne Ihre Unparteilichkeit. In dieser Antwort müßte man aber genau sagen, wie die Section ganz unschuldig an einer Sache ist, die bloß Competenz des auswärtigen Departements war. Denn die seine ist hauptsächlich historischen Inhalts, und die anstößige Stelle konnte dem Departement nicht unbekannt sein.

Ich erwarte Ihre schriftliche oder mündliche Aeußerung, ehe ich fernere Schritte mache.

Berlin, 12. März 1810.

H.

Ich werde mich von der morgenden Session dispensiren müssen.

8.

Ich danke Ihnen herzlich für die sehr kräftige, sehr zweckmäßige und sehr gut gerathene Fassung des Schreibens, mein verehrtester Freund. Bis auf die Aenderungen, die ich wieder Ihrem Urtheil gern unterwerfe, bin ich ganz einverstanden. Wollen Sie am Schluß Ideen aus meiner Vorstellung aufnehmen, so finden Sie dieselbe in der Anlage. Den Antrag müssen wir, denke ich, dahin richten, daß die Section jetzt nicht auf der einzelnen Sache besteht, daß ich aber den Minister ersuche, mir wieder einen gleichen Geschäftsgang zu gestatten, und meine Pflicht mir nicht erlauben würde, ihn ferner zu ertragen, ohne die letzten Schritte zu thun, die mir für die Section übrig bleiben. Ich erhalte die Sache wohl recht bald von Ihnen zurück.

Berlin, 25. Mai 1810.

H.

9.

Rudolstadt, den 6. September 1810.

[Erh. 15. curr. Beantw. 27. curr.]

Ich danke Ihnen sehr, liebster Freund, für die mir gütigst überschickten Briefe, die ich sämmtlich richtig be-

kommen. Meine Geschäfte auf den Gütern haben mich länger, als ich glaubte, aufgehalten. Jetzt aber, sobald ich nur noch hier ein Geschäft abgemacht habe, gehe ich schneller. Ich bitte Sie also, jetzt meine Briefe nach Wien zu addressiren. — Ueber die Universität in Berlin habe ich überall die günstigste Meinung gefunden. Halle geht zu Ende. Es hat nur 308 Studenten. Davon hat man wegen der Orden auf 50 entfernt, größtentheils die besten und fleißigsten, und diese werden wohl 40 andre begleiten. — Hermann hatte ich eingeladen, nach Halle zu kommen. Er hatte aber einen schlimmen Fuß. Wie man mir in Gotha sagte, geht er nach Berlin. In Gotha wollte ich Sie doch auf Ukert, den Sie schon kennen, aufmerksam machen. Mir hat er sehr gut gefallen. Wie geht's Ihnen? Bleibt Schön? Sagen Sie mir ein Wort, allenfalls, wenn Sie das vorziehen, durch Theodor, dessen Addresse Sie bei der la Roche erfahren können. Bitten Sie doch auch Niebuhr in meinem Namen, diese Gelegenheit zu benutzen, und grüßen Sie ihn herzlich, wie auch Schön, von mir. Mit herzlicher Hochachtung und Freundschaft

Ihr

H.

10.

Wien, den 29. October 1810.

[Erh. 18. November 10. Beantw. 4. Januar 11.]

Ihr Brief vom 27. vorigen Monats, den ich am 21. dieses empfangen habe, ist mir als ein Beweis Ihrer fortdauernden Freundschaft und Ihres Vertrauens unend-

lich schätzbar gewesen. Sein Inhalt ist freilich übrigens unendlich niederschlagend. Wenn Sie mich aber glücklich preisen, so werden Sie mich auch rechtfertigen. Ich sahe zu deutlich voraus, daß ich nicht einmal so, als unter dem alten Ministerium, fortwirken konnte, und habe immer für verderblich gehalten, das Schlechte durch Beimischung von etwas Besserem zu Halbgutem zu machen und ihm eine Firma aufzudrücken, die es nicht verdient.

Schmerzen muß es, viel Gutes untergehen zu sehen und geschehen lassen zu müssen, daß, was entstanden wäre, nun nie das Licht sieht. Es ist das aber wahrlich nicht so die Schuld der Neu-Angekommenen als noch immer die der alten Minister. Der, in dem wir beide eine große und unleugbare Gutmüthigkeit ehren, trägt eine Schuld, die er nie vor Gott und Menschen verantworten wird und die er mit jedem Tage mehrt. Es wäre gewiß ein heilsamer Einfluß von Anfang an auszuüben gewesen, aber es fehlt ihm an Energie und Geschicklichkeit zugleich. Bedenken Sie nur das Eine, wie unwissend der Staatskanzler über alle Sachen Ihrer Section noch zwei Tage vor meiner Abreise war. Wäre dies möglich gewesen, wenn der Minister seine Partie verträte und beschützte wie er sollte? Es ist wirklich überaus traurig, sich sagen zu müssen, daß alle Eigenschaften dieses wunderbar zusammengebildeten Menschen, gute und weniger gute, zusammenkommen, ihn sehr schädlich zu machen.

Sie in Ihrer Section, mein theurer Freund, haben nun wenigstens die Beruhigung, noch im Stillen und innerhalb der Grenzen, um die sich niemand einmal zu bekümmern Lust hat, viel Gutes zu wirken. Die innere Verbesserung ist ein weites Feld, das Sie und die Section vollkommen beschäftigen kann, ohne dazu gerade vieler

Mittel zu bedürfen. Auch bin ich überzeugt, daß Sie fortfahren, hierin unermüdet thätig zu sein, und daß Ihnen der Erfolg nicht entsteht.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie mit der Universität wirklich vorgeschritten sind. Sie ist nun da, und sie wird und muß weiter gehen. Ich finde auch in der That ihr Auftreten noch bei weitem ehrenvoller, als man vielleicht eine Zeitlang hoffen durfte. Es sind sehr gute Namen unter den Angestellten, und selbst die Anzahl ist beträchtlich genug. Nur wünschte ich, hätten Sie nicht die gleichsam entschuldigende Einleitung gemacht. Sie kann keine gute Wirkung hervorbringen, und ist auch ein solcher Eindruck freilich nur vorübergehend, so ist er immer von einigem bleibenden Schaden.

Sie sagen mir kein Wort über Zeller und sein Institut. Ich aber muß Ihnen darüber schreiben. Man meldet mir nämlich unterm 1. dieses von Yverdun, daß Sie damals vor einigen Tagen dahin geschrieben hätten, um (dies sind die Ausdrücke) um Gottes Willen zu bitten, Ihnen einen Lehrer zu schicken, der Zeller die Spitze biete, da Alles sonst zu Grunde gehe. Ich weiß nicht und glaube nicht, daß das so wahr ist. Ich verstehe nicht einmal recht die Absicht, da sie unmöglich die sein kann, einen neben und mit Zeller zu haben. Man empfiehlt mir nun aber sehr Türk; er und seine Frau haben Lust zu kommen, und man bittet mich, dazu beizutragen. Man schickt mir sogar zu diesem Behufe den inliegenden Zettel.

Sie kennen mich genug, um überhaupt zu glauben, daß ich nicht auf diese Weise empfehle. Hier ist der Fall doppelt bedenklich. Ich hege nicht das sichere Zutrauen zu Türk, das zu solcher Berufung erforderlich ist, ja ich

gestehe Ihnen, daß ich jede Berufung aus der Schweiz mißbillige, sie müßte denn bloß einen subalternen Lehrer unter Zeller selbst betreffen. Ein Volkslehrer ist etwas durchaus anderes als ein Professor. Es kommt viel mehr auf die Eigenschaften des Charakters an, da Sie immer bei einem solchen Verschreiben die wichtigste Angelegenheit der Section durchaus in fremde Hände legen und fremder Beurtheilung überlassen. Wenn Zellers Berufung ein Mißgriff war, so ist gar kein Grund, nun zu hoffen, daß eine zweite nicht ein zweiter Mißgriff sein wird. Der erste war verzeihlich, denn zuerst mußte man, schon des Namens wegen, einen Fremden haben, jetzt hört diese Nothwendigkeit auf. Die Methode ist jetzt theoretisch und praktisch bei uns bekannt. Die Schweiz weiß darüber nicht mehr wie Deutschland; was man dort hat, hat man gewiß bei uns auch. Muß es also (was man aber ja, so viel als möglich, verhüten muß) dahin kommen, daß Zeller gehe, so nehmen Sie ja einen Director, den Sie nahe haben, den Sie kennen, dessen Berufung nicht wie das Verschreiben eines Wundermannes und dessen vielleicht wieder mögliche Entfernung nicht wie ein Schwanken in der Methode selbst aussieht. Wäre in den Schweizern mehr Praxis, so nähmen Sie subalterne Lehrer daher, und urtheilen Sie erst selbst, ob einer von diesen sich schickt, an die Spitze gestellt zu werden. Können Sie bei uns keine Wahl treffen, so hoffen Sie nicht auf die Schweiz. Es ist nur ein Appelliren von der bekannten Ohnmacht an die unbekannte. Verzeihen Sie meine Wärme und meine Offenheit hierüber, liebster Freund. Aber die Sache liegt mir am Herzen, mehr wie irgend etwas Andres. Sie ist übrigens Ihr Werk ursprünglich, und es muß Ihnen selbst daran liegen, den Erfolg nicht

in die Hände des Zufalls zu geben. Sagen Sie mir doch ja aber einige Worte darüber.

Gern wüßte ich auch, ob die Ministerialconferenzen noch so wie sonst fortdauern oder ob vielleicht eine heilsame Aenderung ist?

Grüßen Sie alle unsere gemeinschaftlichen Freunde, haben Sie herzlichen und innigen Dank für Ihr gütiges Andenken und das Zutrauen, das mich lebhaft gerührt hat und fahren Sie mit Eifer und Geduld in einer wichtigen und sich doch selbst lohnenden Arbeit fort. Mit aufrichtiger Hochachtung und Anhänglichkeit

Ihr

H.

11.

Wien, den 26. Februar 1811.

[Erh. 14. März durch Herrn Rauch aus Rom.]

Unter Manchem, was ich seit meinem Hiersein aus Berlin erhalten habe, hat mir nur Ihr Brief, theurer Freund, Muth eingeflößt und für öffentliche Thätigkeit einige Freudigkeit gegeben. Nicht daß Sie mir viel Tröstliches melden; fast im Gegentheil. Aber weil ich sehe, daß Sie mit allem Eifer an dem hängen, was wir zusammen betrieben, daß in Ihnen der Geist ist, der das Gute ohne kleinliche Rücksichten fördert, und daß Sie wenigstens bis jetzt noch einigermaßen haben handeln können.

Mit und über Zeller sind wir einverstanden, und wenn sein Nachfolger in Königsberg so ist, wie Sie ihn mir

schildern, so wird er Gutes wirken. Sich Türk nicht auf den Hals zu laden, haben Sie sehr gut gethan.

Wegen Schuckmann (ich kann Ihnen in diesem Briefe frei reden) kann ich Sie nur bedauern. Ich habe zwar wirklich einen Augenblick im Sinne gehabt, ihn statt meiner (ehe ich annahm) vorzuschlagen. Aber ich habe mich auch gleich geschämt, und ich selbst übersah damals die Sache nicht. Es kann Niemand unvorbereiteter in einen Posten kommen, als ich in meinen vorigen. Erst wie ich ihn hatte, hat mich eigenes Nachdenken (wofür ich Königsberg, wo mir Einsamkeit und hübsche Natur Gelegenheit dazu gaben, ewig dankbar sein werde) auf die eigentlichen Gesichtspunkte geführt. Schön hat vielleicht zu schneidend, aber wahr über ihn gesprochen. Er hat und kann nur niedrige, nur Nützlichkeits- und nur Aufklärungs-Projecte aus der alten Berliner Periode geben. Im Uebrigen kann ich ihn nicht beurtheilen. Die Section war in sich trefflich. Selbst die Elemente, die man bekämpfen mußte, waren noch gut und konnte man noch achten; eins ausgenommen, das, mit einiger Kraft behandelt, sich leicht abfinden ließ. Warum hat man Sie nicht zum Chef gemacht?

Ich höre jetzt, daß Sie Ihren Abschied gefordert haben. Ich tadle Sie gewiß nicht, ich glaube aber auch nicht, daß Sie ihn erhalten werden. Man hat Leute von Kraft und Selbstbewußtsein nicht gern, aber man läßt sie auch nicht gehen. Ich fürchte aber etwas Andres. Trennung des Cultus und Unterrichts. Ich muß Sie noch einmal davor warnen. Ich habe es, wie Sie wissen, schon immer getadelt, daß Sie wirklich bereits einmal den Plan dazu gemacht hatten. Sagen Sie mir recht bald, welchen Ausgang dies genommen hat.

Von der Lage des Ganzen bei uns kann ich mir, trotz vieler einzelnen Berichte, doch keinen vollkommenen Begriff machen. Aber was mich erschreckt, ist, daß ich um Hardenberg in den ersten Posten keinen Menschen von wahrem Kopf sehe; daß die, die ich für die Klügsten und Besten gehalten habe, gar keine Rolle, und fortwährend keine, spielen; daß dagegen Jüngern, die (wie Raumer) mir nur mit vieler Vorsicht gebraucht werden zu müssen scheinen (und doch nenne ich mit Fleiß noch einen der Besten), viel eingeräumt wird; daß Landstände auf eine Weise versammelt sind, daß sie weder Vermittler zwischen Regierung und Volk, noch Leiter der ersteren, noch Beförderer eines selbstthätigen Geistes in der Nation sein können; daß endlich die Zügel doch schlaff genug gehalten werden, daß ein Aufstand wie der im Plessischen möglich ist. Ich meine es gewiß gut und treu, ich bin zufrieden mit meiner Lage, und verlange keine andre. Ich bin seit langen Jahren gewohnt, Hardenberg zu achten und zu lieben; ich kann nicht so unglücklich sein, schwarz zu sehen, wenn die Sachen gut stehen. Das macht mich fürchten, und immer mehr von öffentlichen Geschäften absehen, um eine Privatruhe zu suchen, die in einem Amt, selbst bei vieler Muße, doch Besorgniß und eine unvermeidliche ängstliche Aufmerksamkeit rauben.

Auch studire ich, soweit ich bei den nicht zu verhindernden Zerstreuungen kann, und suche, mich in mich selbst einzuspinnen. Meine Familie ist dabei heiter und wohl, und mein Loos so glücklich, daß ich mich dessen schämen würde, wenn nicht jeder Tag mehr bewiese, daß ich Recht hatte, eine Aenderung meiner Lage zu suchen.

Von der Universität kann ich nur die Wunder erwarten, die manchmal ganz unerwartet die gute Constitution eines Siechenden hervorbringt. Ein Institut, für das noch so viel geschehen mußte und das doch nur, auch so, mit dem allmählichen Heben der ganzen Staatsmaschine und der Nation selbst, getragen werden konnte, kann wohl jetzt nicht gedeihen. Es ist genug, wenn es so bleibt, daß die Zeitungen rühmen können, ohne daß sie geradezu Lügen gestraft werden.

Leben Sie herzlich wohl und glücklich, liebster Freund, mit den Ihrigen. Vergessen Sie mich nicht, und erhalten Sie mein Andenken auch bei unsern gemeinschaftlichen Freunden. Mit inniger Achtung und Freundschaft

Ihr

H.

12.

Wien, 29. August 1812.

[Erh. 5. September 12. Beantw. 5. Februar 13.]

Ein langer Brief Vaters, der mich noch in Berlin treffen sollte, allein mich dort verfehlt hat, veranlaßt mich, verehrungswürdigster Freund, mich mit diesen wenigen Zeilen an Sie zu wenden. Vater klagt nämlich (da ich gegen Sie offen reden kann, ohne fürchten zu dürfen, dem Manne, dem ich helfen möchte, Schaden zu thun) ziemlich bitter, daß Königsberg zurückgesetzt, und gewissermaßen vergessen wird, daß er selbst (ohne jedoch Forderungen für sich zu machen) sich nicht in einer vortheilhaften Lage befindet, und daß, was der eigentliche Punkt

ist, über den er um Abhülfe bittet, seine gutgemeinten, und, wie er glaubt, auch zweckmäßigen Vorschläge über die Königsberger Bibliotheken nicht angenommen, ja, wie es schiene, nicht einmal berücksichtigt werden. Er drückt sich sehr dankbar über die ihm immer von Ihnen bewiesene Theilnahme aus, und überläßt mir, ob und was ich für ihn thun könne. Sie fühlen und wissen, liebster Freund, daß ich weit entfernt bin, mich auch nur durch Verwendung in Dinge zu mischen, die ich zwar mit gleicher Theilnahme auch noch jetzt immer verfolge, auf die ich aber übrigens gar keinen Einfluß haben kann. Allein es hat mir doch nöthig geschienen, um Vatern nicht zu ungefällig zu erscheinen, seine Bitte Ihnen mitzutheilen, und Ihnen zugleich meine Meinung darüber zu sagen. Der angeblichen Zurücksetzung Königsbergs erwähne ich nicht weiter. Mir selbst fielen einige Aeußerungen Süvern's auf, und ich habe mit Ihnen darüber gesprochen. Ich kann nur sagen, daß es mir ungemein weh thun würde, wenn man weniger emsig hegte, was gut und thätig dort gestiftet wurde, und was dort in dieser Entfernung und Isolirung unumgänglich nothwendig ist. Doch sollte ich es auch kaum glauben, und Vater sieht das wohl zu melancholisch an. Zur Verbesserung der eignen Lage Vaters würde ich, wenn ich auch noch selbst in der Section wäre, nie vorschlagen, mehr zu thun. Er war sehr reichlich gesetzt, stiftete nur einen geringen Nutzen als Lehrer, und hat sich neulich durch seine Sucht zu predigen noch überdies sonderbar gezeigt. Allein zum Bibliothekar taugt er, meinem Urtheil nach, wirklich, und sollte es daher wahr sein, daß seine Vorschläge, die sich auf die Bibliothek beziehen, wirklich bei den übrigen Geschäften der Section unbeachtet ge-

blieben wären, oder daß man versäumte sie auszuführen, weil sie einigen Aufwand mit sich bringen, so möchte ich Sie recht sehr bitten, dem, wenn Sie es können, abzuhelfen. Ich werde Vater indeß sagen, daß ich seine Sache in Absicht der Bibliothek Ihnen empfohlen hätte, die Beurtheilung der Möglichkeit, etwas zu thun, aber bloß Ihnen überlassen müßte.

Wie ungemein und über alle Maßen mich die Freundschaft und herzliche Theilnahme gefreut hat, die Sie, theurer Freund, mir bei meinem jetzigen Aufenthalt in Berlin bewiesen haben, kann ich Ihnen in der That kaum ausdrücken. Dies fortdauernd gütige Andenken an mich, dies Vertrauen, und diese wirkliche Anhänglichkeit und Freundschaft, die Sie und einige Andre mir bewiesen haben, haben mich wirklich tief und lebhaft gerührt; ich weiß sehr gut, daß zu der Zeit, da ich mit Ihnen arbeitete, mir noch Manches abging, allein ich weiß auch, daß ich dies mit der Zeit mehr gewonnen haben würde. Seien Sie überzeugt, daß ich immerfort den aufrichtigsten Antheil an Ihnen und Ihren Geschäften nehmen werde, und daß mich die Annehmlichkeit und Unabhängigkeit keiner Lage abhalten würde, selbst wieder darin thätig zu sein, wenn sich die Gelegenheit dazu darböte, und ich hoffen könnte, nützlich zu sein. Empfehlen Sie mich allen unsern gemeinschaftlichen Freunden und leben Sie recht wohl. Mit aufrichtiger und herzlicher Hochachtung und Freundschaft

Ihr

H.

13.

Wien, den 16. Februar 1813.

[Erh. 24. Februar. Beantw. 13. April.]

Ich danke Ihnen herzlich, verehrungswürdigster Freund, für Ihren gütigen, und mir so ungemein schätzbaren Brief vom 5. dieses Monats. Ich kann mich unmöglich entschließen, ihn liegen zu lassen, und beantworte ihn lieber gleich, auch auf die Gefahr, heute, da ich jetzt sehr mit Arbeiten überhäuft bin, mich kürzer fassen zu müssen.

Das kleine Väterchen hat mich sehr lachen machen. Seine Anmaßungen sind wirklich höchst sonderbar, und das Beste ist nur, daß er sich doch am Ende bescheidener begnügt. Die Aehnlichkeit einiger meiner Beschäftigungen hat mich in den Stand gesetzt, die Arbeiten, die er in den letzten Jahren gemacht hat, genau zu prüfen; es ist überall sehr viel Fleiß, große Genauigkeit, und daher unverkennbares Verdienst in den Resultaten; allein ich versichere Ihnen, daß es ordentlich schwer ist, sich so viel mit verschiedenartigen Sprachen zu beschäftigen, ohne auch nur auf Eine richtige allgemeine Idee, oder eine tief gelehrte Ansicht zu kommen. Er scheint ganz zu vergessen, daß das Herumtreiben in vielen und halbbarbarischen Sprachen durchaus verderblich ist, und auch in sich nicht mehr die Fruchtbarkeit hat, wenn man versäumt, bei Einer wichtigen und ausgebildeten immerfort mehr in die Tiefe zu gehen. Er hätte dies, als Orientalist, nothwendig thun sollen, mir aber ist wenigstens nichts davon bekannt geworden. Gewiß, lieber Freund, also haben Sie Alles gethan, was man billigerweise verlangen kann,

und dafür danke ich Ihnen herzlich. Denn dies ist man seinem Fleiße wirklich schuldig, und er wird sich nun hoffentlich beruhigen. Mir hat er seitdem nicht wieder geschrieben. Das Königsberger Curatorium scheint, wie ich aus Ihrem Briefe sehe, immer seine alte Parteilichkeit beizubehalten.

Wie auf einmal die Scene in Königsberg sich verändert hat, daran höre ich nicht auf zu denken. Leider hört man nur hier sehr wenig vom Detail. Ich weiß nicht, ob Sie ausführlicher in Berlin unterrichtet sind. Mir fallen täglich tausend Fragen ein. Wie mag A. mit H. stehen? wie Sch., auf den dieser zuletzt gar nicht gut zu sprechen war, fertig werden? Hat D., der unsrige, an etwas Theil genommen? Man hört nicht auf zu fragen. Ob? wie? sich das jetzige Chaos entwirren wird? ist kaum menschlicher Weise vorauszubestimmen. Allein seien Sie überzeugt, daß ich thätig bin, und daß, wie es auch kommen möge, ich gern in Alles eingehen werde, was mich zu Ihnen zurückführt. Sie haben mir so viel Vertrauen, Anhänglichkeit und Liebe bewiesen, daß ich immer mit herzlicher Freude auf die anderthalb Jahr zurücksehe, die wir mit einander arbeiteten.

Ihre Frage über Kohlrausch beantworte ich, unter dem Siegel des Vertrauens, mit völliger Offenheit. Der Grund von Kohlrauschs Charakter ist sicherlich gut; er ist aus uneigennützigen Absichten thätig; hängt seinen Freunden, so lange er sie dafür hält, fest an; und ist dafür und für eine gute Sache großer Aufopferungen und Selbstverleugnungen fähig. Allein er ist von einer unglaublichen Eitelkeit und einem übertriebenen Selbstgefühl, hat einen unglücklichen Zug zur Klatscherei, keinen Schatten von Menschenkenntniß mit ewiger Sucht, in sich

und äußerlich über alle Menschen abzusprechen, und hält gegen seine vermeinten Feinde ziemlich alle Mittel für erlaubt. Wenn man ihn mit Ernst und Strenge behandelt und ihn zugleich Achtung und Zuneigung fühlen läßt, vermag man sehr viel über ihn, und zur Aufsicht über eine Anstalt wie die Charité, wo man sich immer beißen muß, halte ich ihn, wenn er selbst wieder ordentlich gezügelt wird, für unverbesserlich. Wenn man ihn aber ganz gehen läßt, wie Dohna that, und sein Nachfolger in noch schlimmerer Art, so ist oder kann er auch höchst verderblich sein. Theoretische Anlagen hat er im Grunde wenig, und von Kopf ist er eigentlich nur mittelmäßig. Aber er hat, als Arzt, großen Eifer, einen sehr scharfen Blick, und praktische Kenntniß aller ihm immer gegenwärtigen Mittel; als Wundarzt große Besonnenheit, Sanftheit und die beinahe ängstliche Begierde zu gelingen, welche, ohne je verwirrt zu machen, die Kraft nur mehr anspannt, und den Muth durch das Gefühl der eigenen Anstrengung erhöht. Wenn mir gerade viel an meiner Gesundheit läge, würde ich mich Keinem so gern in Krankheiten und in Operationen anvertrauen. So sehr er auch oft prahlt, ist er nie leichtsinnig und windbeutelig. Kurz — ich leugne es nicht, ich bin ihm, so sehr ich alle seine Fehler sehe, sehr gut und mehr als ich, aus Gründen, gegen ihn äußere, und würde gern mit ihm etwas unternehmen, und wenn es sonst seinen Kräften angemessen wäre, auf ihn mit vollkommener Sicherheit zählen. Er zeigt gegen mich und die Meinigen eine fast beispiellose Anhänglichkeit, ob wir gleich, da er uns wirklich (obgleich nicht eigentlich mir) eine sehr wichtige Ursache dazu gegeben hat, ihn mehr kalt behandeln. Andre haben mir wohl gesagt, daß er auch

gegen mich spräche, und sich über mich aufhielte. Dies hat aber nie Eindruck auf mich gemacht, weil, wenn es auch wahr sein sollte, es doch gewiß in keiner hämischen Art geschehen ist. Er wird über einzelne Dinge oder Aeußerungen von mir gesagt haben, was ihm einfiel, und warum soll das nicht jeder? — Man beurtheilt ihn meistens falsch, zu günstig, oder zu schlecht. Auf Ihre Freundschaft stützte er sich immer sehr, und ich glaube, Sie können und müssen sie ihm erhalten, und nur ihn freimüthig behandeln, und ihm geradezu sagen, was Ihnen mißfällt.

Mit herzlicher Anhänglichkeit und Freundschaft

der Ihrige

H.

14.

Paris, den 1. Junius 1814.

Ich schicke Ihnen, theurer Freund, in der Anlage einen Brief eines Mannes, über den wir oft in der Zeit sprachen, in der wir diese Gegenstände gemeinschaftlich abmachten, und deren ich mich immer mit so lebhafter Freude erinnere. Ich muß es ganz Ihnen überlassen, ob Sie etwas für ihn thun, auch nur mit Herrn von Schuckmann über ihn reden wollen. In diesem Falle wünsche ich, daß Sie meiner dabei nicht erwähnen.

Ich habe Ihnen sehr lange nicht geschrieben, und bin kaum einer halben Stunde Herr in dem Gewirr von Geschäften und Gesellschaften hier. Der Friede ist nun geschlossen; es ist närrisch, daß der letzte, den ich hier in

Paris mit Kanonendonner begrüßen hörte, gerade der Luneviller war, der nun durch den gegenwärtigen aufgelöst ist. Wir gehen in einigen Tagen nach England, nachher nach Wien zu einem Congresse, von dem ich wünsche, daß ein deutscher Geist auf denen walten mag, die daran Theil nehmen. Mit diesem Congreß ist dann die wichtigste Epoche der Zeit beendet, alles Künftige, insofern es Geschäfte betrifft, ist mir gleichgültiger. Ich käme gern vorher einige Tage nach Berlin, zweifle aber an der Möglichkeit.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihre mir ewig unschätzbare Freundschaft!

H.

15.

[Erh. 19. April 16. Beantw. 30.]

Ein unseliger Schreib- und Druckfehler macht den armen Ilgen in der Schulpforte sehr unglücklich. Er hat sich in den Adelstand erhoben geglaubt. Er hat darin allerdings sehr Unrecht gehabt. Allein Sie wissen, mein verehrungswürdiger Freund, wie geschäfts- und weltunkundig bloße Schulmänner oft sind. Er hat, wie es scheint, mehrere Tage lang, ehe er das erklärende Rescript des Ministers bekam, die Glückwünsche zur Standeserhöhung angenommen, und gethan, als wäre sie wirklich; nun kennen Sie auch die kleinlichen Verhältnisse, die in einer abgesonderten sächsischen Schule, wo es Oekonomen, Rentmeister u. s. f. giebt, obwalten. Der arme Mann ist also sehr gedrückt, und war entschlossen (wovon ich Sie aber bitte noch keinen Gebrauch zu machen) sogleich seine Entlassung zu fordern. Er ist noch so naiv,

daß er glaubt, daß die Minister die Munda lesen, die sie unterzeichnen, und sieht seine Ehre als förmlich verletzt an.

Ich habe ihm auseinandergesetzt, daß die ganze Sache ein bloßes Kanzleiversehen ist, an dem der Minister völlig unschuldig ist, daß eine Kränkung der Ehre hier auch nicht von fern ins Spiel kommt, und habe ihm vorgestellt, wie Unrecht er haben würde, durch die Forderung seines Abschieds eine Empfindlichkeit über eine Sache zu zeigen, welche, auch wahr, ihn nicht einmal hätte sonderlich freuen sollen. Sollte indeß, wofür er doch auch wieder nicht kann, die Sache um ihn her eine solche Sensation machen, daß er nicht bleiben könne, habe ich ihm gerathen, eine Versetzung nachzusuchen, die vielleicht jetzt selbst nach Cölln möglich sei. Ich habe ihm ferner gesagt, an Ew. Hochwohlgeboren zu schreiben, und ihm versprochen, ihn Ihrer Güte zu empfehlen.

Dies thue ich denn hiermit recht herzlich, da ich den in vieler Rücksicht verdienten Mann seit fast 20 Jahren kenne. Ich gebe zwar zu, daß er in diesem Falle unvorsichtig, vielleicht sogar eitel gehandelt hat. Allein ich erinnere mich von der Zeit her, wo ich noch das Glück hatte, mit Ihnen zu arbeiten, daß wir solche Schwächen der Schulmänner menschlich aufnahmen, und daraus entstehenden Verlegenheiten möglichst zu Hülfe kamen.

Dies bitte ich Sie, auch hier zu thun, soviel es angeht. Man darf wirklich nicht ganz übersehen, daß in einer Anstalt, wie die Pforte ist, ein solcher Vorfall einem Rector wesentlich schaden, und daher auch seiner Thätigkeit nachtheilig werden kann.

Es hat wohl Fälle gegeben, wo man Leute geadelt hat, weil ihnen der König oder das Ministerium einmal

so fälschlich geschrieben hatten. Indeß rede ich davon nicht, weil man hier schwerlich wird zu diesem Mittel greifen wollen. Ich sehe daher hier nur zwei andre Mittel, die auch an sich nicht schwierig sind. Entweder ist man bei Ihnen geneigt, den Mann zu versetzen, nun so wird das, da er unstreitig im jetzigen Unmuth überall hingeht, eine sichere Aushülfe sein; oder man will ihn schlechterdings da lassen, dann ist es nöthig, ihn durch etwas zu heben. Dies nun kann dadurch geschehen, daß ihm der Minister selbst auf eine freundliche Art schriebe, das Versehen entschuldigte, und ihm jeden Verdacht, als könnte er dadurch gekränkt werden, nähme. Ein solcher Brief, den er zeigen könnte, würde schon Eindruck machen. Dann aber könnte man ihm in Rücksicht der Schule selbst vom Ministerio aus ein Zeichen des Vertrauens geben, daß man ihm auftrüge, über die ökonomischen Verhältnisse der Anstalt, die gar sehr einer Revision bedürfen, wie ich bei öfterer Durchreise wohl flüchtig selbst bemerkt habe, Bericht zu erstatten, oder wenn man ihn, wenn dies nicht außergewöhnlich scheint, nach Berlin kommen ließe, um sich mit ihm mündlich über die Anstalt zu besprechen.

Verzeihen Sie, theurer Freund, die Mühe, die ich Ihnen mit diesen Zeilen mache. Aber es liegt mir wirklich an der Ruhe des Mannes, und dann benutze ich zugleich gern jede Veranlassung, Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Hochachtung und aufrichtigen und unwandelbaren Freundschaft zu erneuen. Mit diesen Gesinnungen zugleich

der Ihrige

H.

Frankfurt, den 17. April 1816.

16.

[Erh. 26. Juni 16. Beantw. 9. Juli.]

Ich habe eine Couriergelegenheit abgewartet, um den wichtigsten, nicht Ilgen betreffenden Theil Ihres freundschaftlichen Briefes zu beantworten, theurer Freund. Jetzt erscheint eine, die mir aber sehr wenig Zeit läßt. Ich werde mich also auf wenig Worte beschränken müssen.

Ihre Klagen sind vollkommen gegründet, allein ich weiß ihnen nicht abzuhelfen. Ich sehe, wie Sie, daß die Berlinische Universität mehr noch als untergeht, allein wenn ich auch dem Staatskanzler davon rede, so kann das nicht helfen. Das Uebel kann nicht durch Einen Schritt, durch eine einzelne Geldanweisung gehoben werden. Es muß ein Geist, eine Sorgfalt, wenigstens ein guter Wille da sein, die hegen, schützen, heben. Von dem Allen ist das Gegentheil. Ich mache Ihnen, der Sie mich immer mit so wahrhaft freundschaftlichem Vertrauen behandelt haben, kein Hehl daraus, daß ich den Mann, der dies Departement hat, zu wie viel andern Sachen er gut sein mag, zu dieser durchaus und auf immer untauglich halte. Ich habe es dem Staatskanzler nicht Einmal, sondern viele male gesagt. Mehr ist nicht zu thun. Allein es ist nicht das allein. Der Geist ist aus Allem gewichen. Man sinkt in eine ungeheure Alltäglichkeit zurück, und das unter einem Manne, der gar nicht so ist, der die trefflichsten Seiten hat, mit dem man nicht bloß viel machen könnte, sondern der den Besten selbst noch anfeuern würde, der nun aber den einzigen Fehlgriff immer fortsetzt, daß er nicht seine wahre und eigentliche Stelle finden kann, der zu viel eingreift und nicht genug herrscht. Ein Staatskanzler konnte nur eine transitorische Sache

bei uns sein, und es ist keine Stellung, die der, welcher die Geschäfte in ihrem Wesen auffaßt, je annehmen würde. Wir müssen ein Ministerium haben, ein gut organisirtes Ministerium, ein einiges, aber in dem einer dem König so nahe, wie der andre steht. Nur so können die Sachen gehen. Ich gehöre gewiß nicht zu den Tadlern, ich bin gewiß streng gegen Niemand, ich suche nichts für mich, und rede über diese Dinge nur wenn man mir davon redet. Aber es ist mir nicht möglich, mich der Wahrheit zu verschließen, und dies ist die Wahrheit. Sie werden mir sagen, daß ich Ihnen schlechten Trost für das gebe, wofür Sie wünschen, daß ich handle. Allein es ist nicht anders thunlich. Bei allem Regime ist das Erste und Wichtigste die Form; das Zweite die Personen; das Dritte das einzelne Handeln. Bedenken Sie das recht, und Sie werden finden, daß das, was Sie wünschen, unendlich mehr ist, als sich bei uns, ohne tief einzugreifen, erreichen läßt. Bedenken Sie, daß die Form des Regimes bei uns durchaus tadelhaft ist, und daß man bei den Personen viel aussetzen kann; so bewundre ich noch immer, daß es so gut, und noch immer besser als in andern Staaten geht. Allein mit diesem Trost muß man sich nicht einschläfern lassen. Preußen ist mit keinem andern Staat vergleichbar; es ist größer, und will nicht bloß, sondern muß größer sein als sein natürliches Gewicht mit sich bringt, und es muß also zu diesem etwas hinzukommen. Dies Etwas sind jetzt die Umstände und der auf Einen Punkt energisch gerichtete Volkssinn gewesen, zu Friedrichs II. Zeiten war es dessen Genie; als weder dieses noch jenes waltete, war die trostlose Zeit. Man müßte also eine dauernde moralische Macht organisiren, die nichts Andres ist, als eine feste,

systematische, zusammenhängende Administration, in allen Theilen gemacht, die Stimmung der Nation zu erheben, indem sie sie beherrscht. Um so etwas hervorzubringen, muß man nicht ewig das Rad der kommenden und gehenden Akten umwälzen. Man muß in Muße auf das denken, was in keinen Akten steht, oder auf die Akten führen. Hat dazu einer unsrer Minister Zeit, fällt es einem ein? Ich wünsche es. Daß die Sachen je ganz gut werden würden, darf kein Vernünftiger erwarten. Mein Horoskop ist das. So lange der Reichskanzler in Thätigkeit bleibt, wird, wenn man auch Manches auszusetzen hat, das Ganze in seinem Gange bleiben, das Einzelne, auch Vieles vorzüglich gehen, weil ein vorzüglicher Mensch an der Spitze ist und nur den einzigen Fehler hat, die Form zu verachten. Geht er einmal ab, so kann es wieder gut gehen, wenn es ein Ministerium und wahre Minister gibt. Aber sonst nicht. Denn Staatskanzler wird Niemand, als der es nicht gut sein kann; ein andrer wird ehrlich und klug genug sein, sich vor einer solchen Stellung zu hüten.

Für Alles, was Sie, theurer Freund, für Ilgen gethan haben, danke ich Ihnen herzlich.

Leben Sie wohl und rechnen Sie ewig auf meine wahrste Hochachtung und lebhafteste Ergebenheit.

H.

Frankfurt, den 18. Juni 1816.

17.

Frankfurt, den 10. August 1816.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen, verehrungswürdigster Freund, meinen Agamemnon zu

einer gütigen Aufnahme zu empfehlen. Es ist eine sehr alte Arbeit, die ich in späteren Zeiten, und zuletzt während der Campagne von 1813 und 1815 umgearbeitet habe. Ich hatte von Anfang an eine solche Liebe zu diesem Stück des Aeschylus gerade gefaßt, daß ich dem Bemühen, es zu übersetzen, mit einer Art Treue angehangen habe, von der ich nur wünsche, daß sie nicht geschadet haben mag. Denn allerdings kann manchmal das Streben nach Vollendung auch der Sache zu viel thun. Vielleicht aber finden Sie in der Einleitung einige Ideen, die Sie interessiren und die ich hier nur andeutete, um sie vielleicht einmal weitläuftiger auszuführen. — Meine Frau ist seit einigen Tagen bei mir, was mich sehr glücklich macht. Sie empfiehlt sich Ihnen auf das freundschaftlichste. Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken. Mit der herzlichsten Freundschaft und Anhänglichkeit

der Ihrige

H.

18.

[Erh. 18. September 16. Beantw. 27. Januar 17.]

Nur überhäufte Geschäfte hinderten mich, schon vor mehreren Tagen an Ew. Hochwohlgeboren für den Dr. und Prediger Freytag zu schreiben, der Ihrer Güte bereits so viel verdankt. Er wünscht seinen Aufenthalt in Paris verlängern zu können, und Herr Silvester de Sacy erklärt ihn für einen der stärksten Orientalisten. Mehr bedarf es nicht, um Ew. Hochwohlgeboren Theilnahme zu er-

wecken. Sehen Sie, was Sie für den armen Mann thun können.

Obgleich meine Arbeit beim Bundestag vielleicht, als wahre Arbeit, kaum angesehen wird, so beschäftige ich mich doch mit demselben als sollte ich dabei bleiben, und suche mir Rechenschaft zu geben von dem, was, wenn es auch nicht geschieht, doch geschehen müßte, damit ich nicht von mir sagen müsse, was Luden in der Nemesis sehr naiv bei Gelegenheit eines doch von ihm ungeheuer gelobten Aufsatzes des Herrn von Gagern sagt, daß auch Staatsmänner noch nicht wüßten, was man nun eigentlich mit dem Bunde anfangen sollte. Unsre rheinisch-katholischen Kirchenangelegenheiten sind bei dem Bunde von großer Wichtigkeit. Der Papst und Andre werden sie schon zur Sprache bringen. Es wäre mir sehr interessant, Schmeddings Meinung darüber zu kennen: die Erörterung der einfachen Frage, wie Preußen sich darüber beim Bundestag erklären, wie diese Kirchen behandeln muß? Auch hätte ich gern Niebuhrs Instruction, wenn es nämlich nicht eine so wie ehemals bloß im auswärtigen Departement gemachte ist, als man mir mitgab, die denn freilich bloß die äußere Schale des Geschäfts berührte.

Meinen Agamemnon werden Ew. Hochwohlgeboren erhalten haben.

Noch bittet mich Koreff, ihn Ihrer Güte zu empfehlen. Ueber Manches an ihm würden wir uns mündlich leicht verständigen. Aber Geist, Kenntnisse und Thätigkeit besitzt er gewiß in einem sehr ausgezeichneten Grade.

Leben Sie herzlich wohl, verehrtester Freund, und erhalten Sie mir Ihre gütigen und wohlwollenden

Gesinnungen. Mit der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

H.

Frankfurt, 12. September 1816.

19.

Burgörner, den 13. Februar 1817.

[Erh. 19. Februar 17.]

Ew. Hochwohlgeboren gütiges und freundschaftliches Schreiben, für das ich Ihnen nicht genug danken kann, ist so inhaltreich, daß es sich nur mündlich beantworten läßt. Dennoch kann ich meine Kinder nicht abreisen lassen, ohne ihnen wenigstens einige Zeilen für Sie mitzugeben. — Ich danke Ihnen herzlich für die Nachrichten über Niebuhr und seine Instruction. Des braven Schmedding Hoffnungen waren wohl nicht zu erfüllen; so etwas thäte der Papst nie. Allein dazwischen und zwischen der erbärmlichen alten Instruction liegt noch viel in der Mitte. Es ist unbegreiflich, wie man noch immer Herrn von R. in dieser Sache walten lassen kann, und nicht einsieht, daß das ganze auswärtige Departement bei dieser Sache nur ein anständiger Briefträger zu sein braucht. Soviel ich aus Ihrem Briefe sehe, hat man Ihrem Departement einen von mir im November oder December erstatteten Bericht über die Behandlung der Kirchensachen beim Bundestage gar nicht mitgetheilt. Ich hatte doch ausdrücklich darauf angetragen. Ueber den Frankfurter Posten hat man Ihnen nicht so das

Richtige gesagt, daß es nicht einer Erklärung von mir bedürfte. Die Stelle im Bundestag ist mir nie, weder direct noch indirect, angetragen worden, ich habe sie also auch nie ausgeschlagen. Als Goltz schon ernannt war, hat man sie mir interimistisch gegeben, und da, zwischen Hänlein und Goltz auf die wunderbarste Weise eingeklemmt, habe ich sehr gedrungen, sie bald abgeben zu können, und mag mich wohl so geäußert haben, wie man Ihnen gesagt hat. Wie man von Oesterreich und Preußen aus den Bund behandelt, würde ich freilich mich nicht verdammen lassen, leeres Stroh zu dreschen. Denn die Bundesgesandten können freilich nichts thun, solange ihre Höfe nicht wissen, was sie mit dem Bunde anfangen wollen oder sollen. Hiervon liegt nun die Schuld nicht an Preußen geradezu, sondern mehr an Oesterreich. Aber sie liegt an Preußen insofern, als es in Wien ganz anders handeln lassen mußte, als durch den jetzigen Gesandten in dieser ihm durchaus fremden Sache geschehen kann, und als es, wenn auch diese Mittel nicht wirksam wären, ganz andere Wege einschlagen sollte. — Auf meinen Gütern hier würde ich wahrlich nicht sein, wenn ich das Mindeste versäumte. Aber ich habe seit dem Anfang Decembers in Frankfurt nichts Bedeutendes mehr zu thun gehabt, und mein verlängerter Aufenthalt daselbst wäre ganz vergeblich gewesen. Nach Berlin hinderte mich auch die Scheu, mich dort, im Warten auf meine Abfertigung, fruchtlos herumtreiben zu müssen, und noch vielleicht gar mancher Pläne und Absichten beschuldigt zu werden, früher zu gehen. So habe ich die Zwischenzeit lieber hier und wirklich sehr fröhlich und glücklich verbracht. Indeß komme ich in den ersten Tagen des Märzes gewiß zu Ihnen. Ihr Beifall, Ihre sich immer

gleichbleibende, gütige Anhänglichkeit, verehrungswürdigster Freund, ist mir ein wahrer und großer Trost. Es freut mich auch, zu hören, daß die, deren Urtheil ich achte, zufrieden mit mir sind. Es ist mehr als je jetzt die Zeit, wo man nichts thun kann, als sich in seinem Geschäft zu isoliren, und da so gut und viel zu wirken, als die Lage erlaubt. So habe ich meine Anwesenheit in Frankfurt betrachtet. Meine Frau grüßt Sie herzlich und freut sich mit mir des nahen Wiedersehens. Mit unwandelbarer, inniger Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

H.

20.

Frankfurt, den 30. December 1818.

Der Lieutenant Schaupenstein, aus dem Preußischen Litthauen gebürtig, der bei dem 8. Husarenregiment steht und Ihnen, verehrungswürdigster Freund, wenn auch nicht persönlich, doch durch seine Familie bekannt zu sein glaubt, wünschte sehr, eine Civilanstellung zu erhalten und hat mich bei meiner neulichen Anwesenheit in Trier dringend gebeten, ihm dazu behülflich zu sein. Er hat, nur um im letzten Kriege mit zu dienen, Militärdienste genommen, und da er keine Unterstützung von Haus hat, so ist es ihm in der That unmöglich, anders als theils mit den größesten Entbehrungen, theils noch mit Schuldenmachen, Officier zu bleiben. Sein Regimentschef, der Obrist Colomb, giebt ihm ein vortreffliches Zeugniß, und der junge Mann hat außerdem, wie Sie, wenn Sie

ihn in Berlin, wohin er in einem Dienstgeschäft bald kommen wird, sehen, finden werden, ein für ihn gewinnendes Aeußeres. Mit einer allgemeinen Empfehlung an den Fürsten Staatskanzler, die ich ihm sonst, wenn es noch nöthig sein sollte, gern geben würde, kann ihm, meines Erachtens, wenig gedient sein. Dagegen habe ich geglaubt, daß, da er ein Preuße ist, durch Ihre gütige Vermittelung, Herr von Schön oder Ihr Herr Bruder ihm vielleicht behülflich sein würden. Ew. Hochwohlgeboren würden mich ungemein verbinden, wenn Sie dies überlegen, und gütigst einleiten, und befördern wollten. Wo Sie nachher noch meine unmittelbare Mitwirkung wünschen, und rathsam glauben sollten, werde ich dieselbe mit Vergnügen eintreten lassen. In welcher Art der junge Mann, der übrigens schon im Civilfache beschäftigt gewesen ist, glaubt, am besten, und seinen Kräften angemessensten gebraucht werden zu können, wird er Ihnen am besten selbst auseinandersetzen. Es wird immer nur eine Secretair- oder Canzleistelle sein können.

Obgleich das Interesse, das ich an dem jungen Schaupenstein nehme, die nächste Veranlassung dieser Zeilen ist, so hatte ich lange den Wunsch, Ihnen, verehrtester Freund, zu schreiben, und unterließ es nur, weil ich die Hoffnung hege, Sie in einigen Wochen, ob ich gleich den eigentlichen Zeitpunkt noch nicht bestimmen kann, in Berlin zu sehen. Bis dahin verspare ich auch so Vieles auf, was ich Ihnen sagen und mit Ihnen besprechen möchte. Sehr aber freue ich mich, wenigstens jetzt gewiß zu sein, nicht nach London zurückzugehen. Auch mich von jeder anderen Stelle im Auslande zu entbinden, habe ich den König gebeten. Denn ich sehne mich, zu Ihnen allen zurückzukehren, und bei Ihnen zu

bleiben. Erhalten Sie mir auch dann Ihre gütige Freundschaft. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten und der innigsten Hochachtung

der Ihrige

H.

21.

Frankfurt, den 30. Junius 1819.

Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht genug ausdrücken, welche lebhafte Freude mir Ihr gütiger Brief vom 8. gemacht hat. Die Merkmale der sich immer gleich bleibenden freundschaftlichen Theilnahme, welche er enthält, rufen mir lebhaft die Zeit zurück, wo ich mit so vieler Freude in demselben Geschäft mit Ihnen arbeitete, und erfüllen mich mit Hoffnung und Vertrauen auf die, welche doch auch einmal eintreten wird, in der ich werde mit Ihnen über so manchen wichtigen Gegenstand reden können, der uns beiden gleich sehr am Herzen liegt.

Der Wunsch des Grafen Henckel, nach Berlin versetzt zu werden, war mir durch seine Mutter bekannt. Es thut mir leid, dieser vielleicht kälter geantwortet zu haben, als ich gethan haben würde, wenn ich zuerst durch Ew. Hochwohlgeboren von dem Manne gehört hätte. Nach demjenigen, was Sie mir von ihm sagen, werde ich seinen Plänen sehr gern behülflich sein. Nur wird es vorzüglich darauf ankommen, ob und inwiefern er eigentlich als Geschäftsmann brauchbar ist, und wieder in welchem Fach? Nach Ihrer Beschreibung sollte er wohl zum diplomatischen mehr geeignet sein, und wenn

dies der Fall wäre, so könnte ihm, dünkt mich, eine baldige Anstellung nicht entstehen. Denn ich begreife gar nicht, wie man den Bedürfnissen des auswärtigen Departements genügen will, wenn man nicht darauf denkt, wieder brauchbare jüngere Leute dazu hinzuziehen. Bei dem Neuchatelschen Departement habe ich nun nicht gerade die Bedenklichkeit der Geschäftsqualification des Grafen Henckel. Ich glaube vielmehr, daß es keinen Zweifel hat, daß er zu diesem durchaus tauglich sein würde. Allein ich sehe, wenigstens für den Anfang, andere, gleich wichtige Hindernisse. Es ist zwar in diesem winzigen Departement eine Rathsstelle durch Herrn von Beguelins Tod in diesem Augenblick erledigt. Allein meiner Meinung nach muß das ganze Departement aufhören, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß Ein einziger Rath des Ministeriums des Innern (wie ich nun, der Kürze wegen, das meinige hier nennen will) oder (wegen der französischen Sprache) des Auswärtigen, Alles, was dabei vorkommt, nebenher verrichten kann, und daß es ebensowenig eines eigenen Canzlei-Directors bedarf. Nun hat es bis jetzt noch den Geheimen Regierungs-Rath Combard und den Kirchen-Rath Noack, und ich muß daher erst sehen, wie es möglich sein wird, dieses Verhältniß zu stellen, ehe ich mich über den Vorschlag zu einer neuen Anstellung entschließen kann. Meiner lebhaftesten Ueberzeugung nach, beruht wirklich das Heil des Staats auf zweckmäßiger Ersparung, und wenn auch hie und da eine einzelne klein und unbedeutend erscheint, so muß man doch wenigstens den Willen dazu zeigen, was unendlich besser auf die öffentliche Stimmung wirken wird, als den Leuten gegen ihr Gefühl vorzurechnen, daß sie eigentlich wenig Auflagen haben. Sollte aber eine Gelegenheit

kommen, wo die Anstellung des Grafen mit der nothwendigen Reform dieses kleinen Departements vereinigt werden könnte, so wird es mir doppelt angenehm sein, ihm gefällig zu werden, da Sie ihm Ihre freundschaftliche Theilnahme schenken.

Ich bin seit einigen Tagen wieder mit meiner Familie vereinigt und fühle mich überaus glücklich darin. Meine Frau ist freilich noch sehr leidend, allein sie ist doch viel weniger bedenklich krank, als ich mir nach ihrem früheren Zustand, wie ich ihn aus Briefen kannte, hatte denken müssen. Die Uebel, an denen sie leidet, werden noch eine geraume Zeit hindurch eine sehr sorgfältige Behandlung erfordern, aber sie drohen alsdann wenigstens, soviel sich jetzt urtheilen läßt, keine Gefahr, dauernd zu bleiben. Sie trägt mir, sowie mein Schwiegersohn, recht sehr viel Herzliches an Sie auf. Sie wird das Emser Bad gebrauchen und die Kur 6—8 Wochen fortsetzen müssen. Ich bringe sie morgen dorthin, kehre aber nach einigen Tagen in mein hiesiges Nichtsthun, das nun wirklich seit einigen Wochen zu einem absoluten, d. h. zu einem solchen, das auch nicht mehr dem Scheine nach beschäftigt, geworden ist. Ich verlasse auch nur meine Frau, weil in künftiger Woche der Kronprinz herkommt. Ueber meine eigene Rückkehr nach Berlin läßt sich noch gar nichts bestimmen. Ich danke Ihnen indeß innigst für das Vertrauen, das Sie mir schenken. Nur dies Vertrauen, was sich gütiger Weise in Mehrerem ausspricht, kann mir Muth geben, in die sonderbare Lage einzugehen, die man mir bestimmt hat.

Sie werden gewiß die Unzufriedenheit Christian Schlossers mit dem Consistorium in Coblentz und mit seiner Lage dort, und die Gründe derselben kennen. Er

hat jetzt an den Minister geschrieben. Ich würde nie Christian, den Sie ja genau kennen, gerathen haben, diese Stelle anzunehmen, und ich habe ihm abgeschlagen, als er mir darum schrieb, mitzuwirken, daß er sie erhielte. Allein da er sie einmal hat, da er sich ihr ganz widmet, da sein erstes Programm nothwendig für ihn gewinnen mußte, da eine plötzliche Aenderung immer nachtheilig bleibt, und es außerdem sehr schwer ist, einen tüchtigen Gymnasiendirector katholischer Religion zu finden, so würde ich sehr dafür sein, daß Schlosser der Anstalt erhalten würde. Nach der Lage der Sache sehe ich aber kaum eine andere Möglichkeit dazu, als wenn man den ihm von Kreuznach aus aufgedrungenen Lehrer wieder entfernt und dann ihn selbst, als Mitglied, ins Consistorium setzt. Das Consistorium mag, wenn man das Verhältniß einer Behörde zu einem Director im Auge hat, gegen Schlosser nicht Unrecht haben. Allein das scheint mir gewiß, daß der Rath, welcher mit dem Gymnasium specieller zu thun hat, die freilich höhere, allein doch natürliche Pflicht versäumt hat, mit Eingehen in den Charakter und die Eigenthümlichkeit Schlossers, die dies doch wirklich verdient, auf eine humane, freundliche und einsichtige Weise, und aus wahrer Liebe zur Sache, die Dinge so zu leiten, daß Mißverhältnisse vermieden wurden. Mit einer Anstalt, die in demselben Ort ist, sollte dies doch leicht möglich sein. Was Ew. Hochwohlgeboren thun können, die Sache wieder in ein besseres Gleis zu bringen, oder Schlossern, wenn es nicht anders geht, eine andere Stelle zu verschaffen, thun Sie gewiß. Ich bin überzeugt, daß eine außerordentliche Professur, auch mit sehr kleiner Besoldung, in Bonn ihm schon jetzt höchst erwünscht erscheinen würde.

Niebuhr ist überaus gütig und freundschaftlich gegen meine Frau gewesen, die ihn und die seinige wirklich mit vielem Schmerze verlassen hat. Ich hoffe immer, wir besitzen beide künftig in Berlin. Für jetzt scheint er selbst gern noch zu bleiben, bis er die Unterhandlung machen kann. Allein kommen denn unsere katholisch geistlichen Angelegenheiten nie zu Stande? In einigen Monaten ist nun wieder ein Jahr seit dem Aachner Congreß verstrichen, wo einer der Minister sagte, daß „die Sache unmittelbar geordnet werden sollte". Ew. Hochwohlgeboren können mir sicher glauben, daß dieses Zögern im höchsten Grade verderblich auf die Moralität, die ächte Religiosität, und auf die Stimmung wirkt; und wie viele Schwierigkeiten auch die Sache unverkennbar hat, so wird doch durch das Zögern gewiß nichts gewonnen. Dies zeigt selbst die Erfahrung von beinahe vier Jahren, wo Alles in dieser Rücksicht liegen geblieben ist.

Hedemann und meine Tochter empfehlen sich Ihnen auf das allerfreundschaftlichste.

Nun leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihre Theilnahme, Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft. Die meinige, sowie meine innigste und lebhafteste Hochachtung sind Ihnen unverbrüchlich gewiß. Mit diesen Gesinnungen ganz

der Ihrige

H.

6. Julius.

Ich lasse diesen Brief, um ihn dem Courier mitzugeben, erst heute abgehen, und gerade in diesem Augenblick erhalte ich Nachrichten, die es gewiß zu machen scheinen, daß ich noch vor Ende des Monats in Berlin sein werde.

22.

Gewiß haben Sie, verehrtester Freund, ein Schreiben von Ilgen wegen des Abiturienten-Examens bekommen. Ich bin so frei, unter Bitte der Rücksendung, Ihnen auch eins an mich zuzuschicken, worin Ihnen der Bischof von Sidon und Tyrus und der Pestilentiarius gewiß zur Ergötzung dienen werden. Haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob Abhülfe davon zu erwarten steht? Sonst werde ich ihm schreiben, daß er sich der eingeführten Verfassung fügen muß.

Meine eigne Meinung ist, daß auch die Pforta und Ilgen gewiß mit Nutzen einer Controle unterworfen sein könnte, aber daß ein von Merseburg aus inspicirtes Examen durchaus zwecklos und, als nothwendige Kränkung, schädlich ist. Ich habe nie gebilligt, daß man die hiesigen Gymnasien dem hiesigen Consistorio untergeordnet hat. Aber es ist doch ein Consistorium, und Gymnasium und Consistorium sind an Einem Ort. Daß eine so angesehene Schule, wie Pforta, unter einer Regierung steht, an der doch die Schulräthe nie fast sehr ausgezeichnet sind, kann nicht gut sein. Wegen des ganzen Abiturienten-Examens ließe sich, dünkt mich, ein Temperament treffen, da die Einrichtung einmal ist, daß man 6 Jahr, ohne Dispensation, bleiben muß.

Was haben Sie neulich über die Sache wegen de Wette gesagt? Ich habe ernstlich dagegen gesprochen.

Ich bin leider allein. Alle die Meinigen grüßen Sie herzlich. Mit aufrichtiger Freundschaft

Ihr

H.

23.

Ew. Hochwohlgeboren danke ich auf das Lebhafteste für Ihr gütiges Schreiben vom 16. des Monats. Sie verzeihen mir gewiß, daß ich die Kirchenzeitung meinem Bruder mitgetheilt habe. Hoffentlich ist sie Ew. Hochwohlgeboren schon wieder zugestellt worden. Es ist wohl nicht möglich, eine hämischere Zusammenstellung aus dem Zusammenhang gerissener Stellen zu machen, als in der bewußten Recension geschehen ist. Der Verfasser scheint wenigstens die christliche Liebe für kein Ingrediens einer Kirchenzeitung zu halten, und wenn er wirklich ein Gläubiger ist, so wird man wenigstens nicht länger behaupten können, daß der Glaube den Verstand verhindere, in seiner einseitigen boshaften Schärfe zu wirken. Allein auch auf der anderen Seite sind, wie ich immer im Stillen bemerkt habe, große Blößen gegeben worden. Viele Stellen hätte ich nie so hinschreiben oder überhaupt so denken mögen. Eine noch größere Anzahl hätte nicht gedruckt werden sollen. Dieser Mißbilligung ungeachtet, sehe ich mir doch schon, da auch mein Briefwechsel mit Schiller jetzt gedruckt werden wird, meine Stelle in der Kirchenzeitung offen erhalten.

Ueber die Ilgensche Angelegenheit bald ein Mehreres mündlich. Sie beunruhigt mich doch sehr. Ist aber meine Ansicht nicht richtig, daß das Pensionsreglement nur über Pensionen aus Königlichen Kassen gegeben ist, und daher dem Minister die Hände nicht binden kann, wo eine Pension aus der Kasse einer Anstalt ertheilt wird?

Gesenius thut mir unendlich leid. Daß ein Mann in seinen gelehrten Arbeiten durch solche Plackereien ge-

stört werden muß! Hülfe hätte ich ihm natürlich nicht gewähren können, allein gesehen hätte ich ihn sehr gern.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und freundschaftlichen Anhänglichkeit.

H.

Tegel, den 20. Februar 1830.

24.

[Beantw. 23. September 34.]

Ich bin schon seit mehreren Wochen ohne eigentliche Krankheit unwohl und bedaure dadurch verhindert zu werden, in die Stadt zu kommen und Ew. Hochwohlgeboren meinen Glückwunsch über Ihre Wiederherstellung abzustatten, an der wir alle den innigsten Antheil genommen haben. Erlauben Sie mir dies schriftlich zu thun, und hinzuzufügen, wie glücklich es uns machen würde, wenn dies selten schöne Septemberwetter Sie reizen könnte, uns mit allen den Ihrigen einen Tag hier zu schenken.

Ich nehme mir zugleich die Freiheit, Ihnen heute über den Tod des alten Ilgen und das Schicksal seiner nachgelassenen Wittwe zu schreiben. Ich sehe es als ausgemacht und in dem Herkommen der Schulpforte gegründet an, daß sie eine lebenslängliche Pension erhält. Die Höhe derselben hängt wohl auch zum Theil von der Gunst des Ministers ab. Da Ew. Hochwohlgeboren den Antheil kennen, den ich immer an dieser Familie genommen, so werden Sie meinen Wunsch natürlich

finden, das Auskommen der Wittwe möglichst gesichert zu wissen. Sie werden mich daher sehr verbinden, wenn Sie den Minister vorläufig günstig für die Sache zu stimmen vermöchten. Außerdem aber wünschte ich auch zu erfahren, welche Schritte die Wittwe zur Nachsuchung der Pension zu thun haben wird, und ob Sie für besser halten, daß ich jetzt gleich meine Verwendung bei dem Minister für das Gesuch einlege, oder daß ich erst den Zeitpunkt abwarte, wo der Nachlaß des Verstorbenen ausgemittelt sein wird. Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß der Nachlaß irgend so bedeutend sein wird, daß die Wittwe von ihrem Antheil an demselben irgend auskömmlich leben könnte.

Ich bitte Sie, mich Florchen und Fräulein Hochenächter auf das Angelegentlichste zu empfehlen, und die erneuerte Versicherung meiner freundschaftlichsten und hochachtungsvollsten Gesinnungen anzunehmen.

H.

Tegel, den 20. September 1834.

25.

Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht lebhaft genug für die schnelle und wohlwollende Beantwortung meines neulichen Briefes danken. Mein Verwendungsschreiben an den Minister geht heute ab. Ich habe ihm die Sache sehr dringend empfohlen, jedoch nur im Allgemeinen ohne einen Betrag der Pension zu nennen. Vierhundert Thaler wären sehr wünschenswürdig, und traurig wäre es, wenn man die Bestimmung unter Dreihundert träfe.

Ew. Hochwohlgeboren haben gewiß die Güte, für die arme Frau nach Möglichkeit zu sorgen.

Mit der hochachtungsvollsten und treusten Freundschaft und Ergebenheit

der Ihrige

H.

Tegel, den 24. September 1834.

26.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen innigsten Dank für den mir in der Ilgenschen Sache ertheilten einsichtsvollen Rath. Ich habe ihn pünktlich befolgt und das Concept meiner ältesten Tochter zur Weiterbeförderung geschickt.

Uhdens Tod hat mich wirklich sehr bewegt. Mein Umgang mit ihm fiel in die glücklichste Periode meines Lebens, in den römischen Aufenthalt, wo ich ihn kennen lernte, und unser Zusammenwirken im Jahre 1809, wo er mir wirklich viel Anhänglichkeit bewies. Ueberdies hatte er, ohne es zu wissen, das Schicksal meines ganzen Lebens bestimmt. Denn hätte er nicht, eben seiner ersten Frau wegen, den Einfall bekommen, Rom zu verlassen, so wäre ich wahrscheinlich nie in Staatsdienst gegangen. Von dem Capital, von dem Ew. Hochwohlgeboren mir schreiben, weiß ich nichts Bestimmtes, obgleich ich mich wohl dunkel erinnere, davon gehört zu haben. Es schien mir das Beste zu sein, die Erkundigung danach Herrn Bunsen aufzutragen. Er muß darüber sehr leicht bei mehreren Personen Nachricht einziehen können. Am besten muß die Frau selbst davon unterrichtet sein, die, soviel ich

weiß, noch lebt, dann Thorwaldsen, der sie geheirathet hatte oder doch mit ihr lebte, endlich einige ältere Künstler, wie der Landschaftsmaler Reinhardt. Die beiden Personen, deren Hülfe sich Uhden bei dem Geschäfte bedient haben wird, sind vermuthlich der Baron Browne und der Notarius der Gesandtschaft Sommaine gewesen. Der erstere ist aber todt, und vermuthlich lebt auch der letztere nicht mehr.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und der herzlichsten Freundschaft

der Ihrige

H.

Tegel, den 2. Februar 1833.

27.

Ich sage Ew. Hochwohlgeboren meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Theilnahme und die mir wegen des Staatsraths geäußerte Besorgniß. Es war (im Vertrauen unter uns Beiden gesagt) nie meine Absicht, die Berathungen eigentlich mitzumachen. Dagegen möchte ich auch nicht ausdrücklich, noch stillschweigend, durch gänzliches Ausbleiben mich schlechterdings von den Sitzungen lossagen. Meine Absicht war daher, mich, wie Wittgenstein und einige Andere thun, von Zeit zu Zeit zu zeigen. Dabei war mein Project, meinen Platz, mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß, an Ihrer Seite zu nehmen, um mich mehr unvermerkt als es an meinem gewöhnlichen möglich ist, im Nothfall entfernen zu können. Unter diesen Modificationen wird, glaube ich, auch der Präsident Rust nichts dagegen haben. Wäre es dennoch der Fall, so ist

keine Begierde so leicht zu zügeln als die nach den Staatsraths-Sitzungen, und er wird daher sehr leicht einen folgsamen Patienten an mir finden. Diesen Ausdruck müssen Ew. Hochwohlgeboren übrigens nicht so buchstäblich nehmen. Auf Deutsch bin ich kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heitrem Denken an die Zukunft ein stillglückliches Leben. Indem ich dies dictire sitzen Ew. Hochwohlgeboren gewiß im Geräusch des Stägemannschen Gastmales. Ich wünsche herzlich, daß er noch lange auch den Geschäften erhalten werde; man erkennt nicht genug, wie wohlthätig und nothwendig gerade seine jetzige Wirksamkeit ist.

Mit der innigsten und hochachtungsvollsten Freundschaft

der Ihrige

H.

Tegel, den 5. Februar 1833.



Erläuterungen.



1.

Die Tatsachen, welche Humboldt in amtliche Beziehung zu Nicolovius brachten, sind bekannt genug. Auf einer Urlaubsreise, welche jener von seinem diplomatischen Posten in Rom nach Deutschland unternommen hatte, traf ihn in Erfurt am 6. Januar 1809 die Berufung zum geheimen Staatsrat und Leiter des Departements des Kultus und öffentlichen Unterrichts in dem Alexander von Dohna übertragenen Ministerium des Innern. Humboldt nahm an und verfügte sich alsbald von Erfurt nach Berlin. Von hier aus richtet er am 25. März den ersten Brief an Nicolovius, der, mit der besonderen Leitung der Kultusabteilung unter Humboldt betraut, fürs erste in Königsberg, dem damaligen Sitze der Regierung, interimistisch auch die Geschäfte des Chefs des ganzen Departements zu versehen hatte.

Wenn Humboldt am Schluss unsres Briefes (7, 4) von Nicolovius als einem ihm persönlich noch Unbekannten spricht, so scheint ihm nicht gegenwärtig gewesen zu sein, dass er den Mann schon dreizehn Jahre zuvor in Eutin gesehen hatte, wo derselbe damals Kammersekretär bei der fürstbischöflichen Rentkammer war. Es heisst darüber nach einer mir von Albert Leitzmann gemachten Mitteilung in dem handschriftlichen Tage-

buch Humboldts von seiner norddeutschen Reise im Jahre 1796: „Kammersekretär Nicolovius, Schlossers Schwiegersohn und ehemals Hofmeister bei Friedrich Leopold Stolberg, mit dem er die Reise nach Italien gemacht hat. Er scheint recht viele, vorzüglich auch philosophische Kenntnisse und recht viel Belesenheit zu haben, auch ein recht guter Kopf zu sein; dennoch war er mir nicht sonderlich interessant."

Die in unserm Briefe zuerst erwähnte Universitätsangelegenheit — der Glanz- und Mittelpunkt von Humboldts damaliger Tätigkeit — wird im Folgenden noch oft begegnen. Über die Vorgeschichte des seit dem tilsiter Frieden zu festerer Gestalt gelangten Planes der Gründung einer neuen Universität in Berlin genügt es auf die ersten Abschnitte der köpkeschen Schrift „Die Gründung der königlichen Friedrich-Wilhelmsuniversität zu Berlin" (Berlin 1860) zu verweisen.

5, 2] Johann Heinrich Schmedding, geboren 1774 zu Münster und daselbst seit 1800 Lehrer des kanonischen Rechts, war, nachdem Münster 1803 preussisch geworden, durch Stein und Vincke in die Verwaltung gezogen worden. Er gehörte zu den nach dem tilsiter Frieden und dem Verluste des Fürstentums Münster auf Vinckes Betrieb in den preussischen Dienst berufenen Westfalen (vgl. Bodelschwingh, Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke 1, 372). Jetzt war ihm die Bearbeitung der katholischen geistlichen und Schulangelegenheiten in der Sektion des Kultus übertragen worden.

5, 5] Vincke, damals Regierungspräsident in Potsdam, eine offenbar von Humboldt höchlich geschätzte Autorität. Die Beziehung zwischen beiden war älteren Datums. Schon das bei Bodelschwingh a. a. O. 1, 194 abgedruckte Empfehlungsschreiben an den nach Spanien reisenden Vincke vom Jahre 1801 ist nicht, wie dort angegeben, von Alexander von Humboldt, sondern von dessen Bruder. Im Jahre 1816 während der Gebietsregulierungsverhandlungen in Frankfurt urteilt zwar der Westfale ungünstig über Humboldts diplomatische Kunst, dieser aber schreibt an jenen nach Erledigung der gemeinsamen, die Übernahme des Herzogtums Westfalen betreffenden Geschäfte: „Ich kann Ew. Hochwohlgeboren nicht genug beschreiben, wie wohltätig es mir gewesen ist mich einmal wieder mit Ihnen zu besprechen. Es

war mir eine Erinnerung der Zeit, wo uns wie jetzt gleiche Gesinnung, aber zugleich auch in enger Berührung gleicher Geschäftskreis zusammenführt. Allein selbst das nicht gerechnet wird einem nur selten die Freude sich über die innere und äussere Lage der Dinge gegen einen Mann aussprechen zu können, der fest und einfach das Wohl der Regierung und des Staates im Auge hat, der Menschen und Geschäfte ruhig und unparteiisch beurteilt" (Bodelschwingh a. a. O. 1, 616).

5, 8] Über die hier und später mehrfach (16, 26. 21, 15. 23, 27) berührte Einführung der pestalozzischen Methode und die dabei gemachten Erfahrungen mag gleich an dieser Stelle das Wesentliche mitgeteilt werden. Der eifrigste Betreiber der Reform des Volksschulwesens durch Anwendung der pestalozzischen Methode war neben dem Kriegsrat Scheffner, neben Schön und dem Kanzler von Schrötter, durch welchen insbesondere die Königin Luise für die Sache erwärmt wurde, eben Nicolovius, ein persönlicher Freund und Verehrer des grossen Pädagogen. Behufs Gründung eines pädagogischen Normalinstituts in Königsberg, durch welches zugleich Lehrer für die neue Methode gebildet werden sollten, war der Württemberger Karl August Zeller, geboren 1774, ein Schüler Pestalozzis, berufen worden; im August 1809 traf er in Königsberg ein und trat seine Wirksamkeit in dem zum pädagogischen Normalinstitut umgewandelten Waisenhause an. Vgl. den ihn betreffenden Artikel Heglers in Schmids und Schraders Enzyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens 10, 629; ferner Schlesiers Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt 2, 165, wo nach Mitteilungen Zellers berichtet wird, wie erst Humboldt die Schwierigkeiten, die noch nach Zellers Ankunft die Räumung des Waisenhauses für die neue Anstalt gefunden, durch einen geschickten Vortrag beseitigt habe. Das kühne Experiment schien anfangs den günstigsten Verlauf zu nehmen. Wie sehr Humboldt nach mehrmaligem Besuch der Anstalt für die Sache eingenommen gewesen, berichtet Scheffner am 27. Februar 1810 an Stein (Pertz, Leben Steins 2, 419). Am 7. Dezember 1809 erschienen der König und die Königin, begleitet von den beiden ältesten Prinzen, im Waisenhause, um durch einen mehrstündigen Besuch sich von den Einrichtungen und dem Unterricht

in der Anstalt eingehend Kenntniss zu verschaffen. Durch einen mir abschriftlich vorliegenden Erlass vom 11. Dezember gab der König seiner Zufriedenheit in überaus gnädiger Weise Ausdruck; er erklärte sich bereit alles zu bewilligen, was zur Förderung dieser Sache gereichen könne, genehmigte auf Zellers Antrag den Eintritt des Regierungsrats Busoldt als Gehülfen des Kriegsrats Scheffner in die zur Einrichtung der „besseren Methode" in den Schulen angeordnete Kommission und ernannte Zeller zum Oberschulrat. Nicolovius wird darüber an Humboldt ähnlich freudig berichtet haben, wie an Schön am 14. Dezember 1809 (Aus den Papieren Schöns 1 Anlagen S. 111). Hierauf offenbar bezieht sich Humboldts Äusserung in dem unten folgenden Briefe Nr. 5 (16, 26). Als einen unruhigen Geist indess bezeichnet den pädagogischen Reformator schon diese humboldtsche Äusserung. Es sollte sich bald genug herausstellen, dass die fast unerhörten Dinge, die man sich versprochen, nicht in Erfüllung gehen konnten und dass die heilsamen Anregungen, die immerhin von dem Apostel der alleinseligmachenden Methode ausgingen, teuer erkauft werden mussten. Ausführlich berichtet über die ganze Entwicklung der Sache Dembowski, Zur Geschichte des königlichen Waisenhauses zu Königsberg in Preussen (im Programm des Waisenhauses 1886 S. 17 und 1887 S. 3). Unter fortwährendem unstetem Experimentieren beging Zeller einen Missgriff nach dem andern. Er vergriff sich in der Wahl seiner Gehülfen. Bei seinem Aberglauben an die Wunderkraft der Methode nahm er in die Zahl der Zöglinge geflissentlich Elemente auf, die ihres verderblichen Einflusses wegen wieder entfernt werden mussten. Im Staate, nicht in der Familie sollte die Erziehungsanstalt ihr Musterbild haben, und so kam es in Lehre und Disziplin zu einer Anstaltsordnung voll spielender, töricht ausgeklügelter und schädlich wirkender Formen. Bald sprachen die Missstände so laut, dass man von oben her eingreifen musste. Bereits im August 1810 wurde eine kommissarische Beaufsichtigung der Anstalt verfügt, Zeller bei Seite geschoben und eine Umgestaltung durchgeführt. Noch einmal hatte Humboldt, der inzwischen preussischer Gesanter in Wien geworden, in dieser Zeit Anlass sich über die Angelegenheit auszusprechen. Die Ansicht, die er darüber in dem Briefe vom

29. Oktober 1810 (21, 15) ausspricht, ist im Wesentlichen befolgt worden. An Zellers Stelle, der demnächst eine kurze Zeit in Braunsberg und in Karalene bei Insterburg wirkte, wurde das Direktorat der Anstalt am 1. Dezember 1810 dem Pfarrer Benecke aus der Mark übertragen.

5, 18] Karl Heinrich Hagen, geboren 1785 in Königsberg, Sohn des Professors der Medizin Karl Gottfried Hagen, war ein ergebener Schüler des berühmten philosophischen Staatswirtschaftslehrers Christian Jakob Kraus. Er wurde 1809 Regierungsassessor und 1811 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der königsberger Universität (vgl. Teichmann Allgemeine deutsche Biographie 10, 340). Am 17. Dezember 1809 war Hagen, gewiss mit einer Empfehlung Humboldts, bei Goethe (vgl. Goethes Tagebücher 4, 84 Weimarische Ausgabe).

6, 32] Hinsichtlich der an die Konsistorien zu richtenden Verfügungen wird man sich zu erinnern haben, dass nach der neuen Verwaltungsorganisation von 1808 die Konsistorien und die kirchlichen Zentralbehörden verschwanden. Fortan sollten die Regierungen alle Zweige der Staatsverwaltung in sich vereinigen und die geistlichen Angelegenheiten kamen dadurch unter den Minister des Innern (vgl. Bornhak, Geschichte des preussischen Verwaltungsrechts 3, 206).

2.

Vierzehn Tage nach dem mitgeteilten ersten Briefe, am 2. April 1809, war Humboldt von Berlin nach Königsberg gereist (vgl. an Goethe 8. April in Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 321). Aus dieser königsberger Zeit liegt nur das obige Billet vor.

7, 14] Jean Pierre Frédéric Ancillon, damals Prediger der französischen Gemeinde, der Prediger-Staatsmann, späterer Minister des Auswärtigen.

7, 21] Welche Bewantniss es mit dem „Metagramm" hat, habe ich auch durch Anfragen in Königsberg nicht ermitteln können. Aufs Vermuten angewiesen sagt man sich etwa, dass

Metagramm eine witzige Bezeichnung eines *post festum* erschienenen oder eines ans Ende statt an den Anfang gestellten Programms ist.

3.

Ende 1809 nötigte Humboldt der am 20. November erfolgte Tod seines Schwiegervaters Karl Friedrich von Dacheröden zu einer Urlaubsreise nach Thüringen. Es handelte sich um die Regulierung des Nachlasses (vgl. Briefe an Welcker S. 15). Am 5. Dezember reiste er nach unsrem Briefe (vgl. auch Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt S. 47) von Königsberg ab. Die Route über Stargard wählte er in der schon vorher bestehenden Absicht Pommern zu bereisen (vgl. an Wolf, Gesammelte Werke 5, 273). In Berlin hielt er sich unterwegs nur anderthalb Tage auf (an Welcker S. 16).

8, 27] Zu dem, was Humboldt aus dem Munde des Kanzlers August Hermann Niemeyer in Halle erfuhr, ist zu vergleichen Niemeyer, Beobachtungen auf Reisen 4, 2, 487. Noch genauere Angaben über die mit dem Kanzler gepflogenen Verhandlungen finden sich in dem Buche von Jacobs und Gruber „Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken“ S. 233 und 382. Danach hatte Niemeyer schon auf dem Rückwege von seiner Deportationsreise nach Frankreich durch den Oberkonsistorialrat Nolte die Anfrage erhalten, ob er geneigt sei an die in Berlin zu gründende Universität überzugehen und zugleich eine Stellung im Oberkonsistorium und Oberschulkollegium einzunehmen. Der Minister von Stein hatte ihm noch höheres zugedacht. Er benachrichtigte ihn demnächst von der Geneigtheit Sr. Majestät ihm eine Stellung in dem geistlichen und dem Schuldepartement anvertrauen zu wollen, die ihm „den weitesten Wirkungskreis eröffnen würde“. Es handelte sich in der Tat um den nachher von Humboldt angenommenen Posten. „Ich bin nun im Stande“, schrieb Ende 1807 Stein an Niemeyer, „Ew. Hochwürden bestimmtere Anträge zu tun, da des Königs Majestät meine Vorschläge wegen Bildung der Staatsbehörden anzunehmen geruht

haben. . . . . Kultus und Unterricht machen zwei Departements aus, denen ein geheimer Staatsrat vorgesetzt werden soll und die nur im Fall der Unmöglichkeit ein Subjekt zu finden, welches beiden vorstehen kann, getrennt werden. Diese Unmöglichkeit findet nicht statt, wenn Ew. Hochwürden sich zur Annahme dieser Stelle eines Chefs beider Departements entschliessen und mir Ihre Einwilligung geben wollen Sie zum geheimen Staatsrat vorzuschlagen.“ Dieser Brief indess kreuzte sich mit einem Schreiben Niemeyers vom 1. Januar 1808, in welchem dieser dem Könige seinen Entschluss motivierte in westfälischen Diensten bleiben zu wollen und in welchem er demgemäss um seine Entlassung bat. Eine Antwort desselben Inhalts an Stein blieb unbeantwortet; die Gnade des Königs jedoch hatte der Ablehnende nicht verscherzt. Das in den anerkennendsten Ausdrücken gefasste Kabinetsschreiben vom 27. Januar 1808, in welchem der König den Beweggründen Niemeyers volle Gerechtigkeit widerfahren liess und sein Entlassungsgesuch bewilligte, ist bei Gruber und Jacobs und wieder bei Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 46 abgedruckt. Bei Letzterem (2, 13) wird der Hergang gleichfalls mit Bezug auf die hallischen Verhältnisse kurz erzählt; statt „durch Wilhelm von Humboldt“ ist dort jedoch „durch den Minister von Stein“ zu lesen.

9, 2] Das Zitat aus Pindar (*ἀγαθαὶ δὲ πέλοντ' ἐν χειμερίᾳ νυκτὶ θοᾶς ἐκ ναὸς ἀπεσκίμφθαι δύ' ἄγκυραι Olympia* 6, 100) findet sich in ähnlicher Anwendung auch in Humboldts Briefe an Gottfried Schweighäuser vom 4. November 1807 (Laquiante, Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt S. 145).

9, 3] Der von Vincke empfohlene Anton Wilhelm Peter Möller, geboren 1762 in Lippstadt, früher Professor der Theologie in Duisburg, dann Pfarrer daselbst und Konsistorialrat in der münsterschen Kammer, wurde zunächst Schulrat in Soldin, dann 1811 Professor in Breslau, von wo er fünf Jahre später als Konsistorialrat und Prediger nach Münster zurückging. Erst 1846 ist er daselbst gestorben (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 24, 297 und Bodelschwingh a. a. O.).

9, 15] Doch wohl Johann Christoph Spiess, der, Pfarrer in Duisburg, im Jahre 1813 Konsistorialrat und reformierter Prediger in Frankfurt am Main wurde (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 7, 960).

10, 10] Leider nur im Vorbeigehen geschieht hier und 11, 16 des trefflichen Johann Wilhelm Süvern Erwähnung, dem 1809 in der Unterrichtssektion unter Humboldt die Bearbeitung der Schulsachen übertragen worden war. Durch seine humanistische und philosophische Bildung stand er Humboldt vorzugsweise nahe und war dessen einsichtiger Gehülfe bei der Reform des Gymnasialwesens, insbesondere durch den Entwurf des Reglements für die wissenschaftliche Lehramtsprüfung von 1810. Ein reiches Material über ihn, der eine eingehende Biographie verdiente, giebt Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen (Leipzig 1889), wo S. 238 auch die bisherige Literatur verzeichnet ist.

10, 15] Geheimer Staatsrat Johann Daniel Wilhelm Otto von Uhden, geboren 1763, gestorben 1835, Humboldts Vorgänger auf dem römischen Posten (vgl. 54, 14), versah während der Abwesenheit Humboldts die Geschäfte von dessen Departement in Berlin (vgl. den an gleichem Tage mit dem unsrigen geschriebenen Brief an Johanna Motherby S. 39).

4.

Mit dem Anfang unsres Briefes ist der Anfang des kurzen an Wolf (Gesammelte Werke 5, 276) von demselben Datum zu vergleichen. Unter den Briefen an Welcker datiert Nr. 9 (S. 15) vom Tage vorher.

10, 23] Eine Geschichte der berliner Akademie der Wissenschaften existiert leider noch nicht. Ein paar Bruchstücke dazu, insbesondere zu der von Humboldt erstrebten Reform derselben, die mit der Gründung der berliner Universität Hand in Hand ging, liefert das vorliegende Schreiben. Durch Kabinetsordre vom 22. September 1809 war der Akademie ihre Neuorganisation angekündigt worden (Köpke a. a. O. S. 198). „Die Akademie“, so schrieb Humboldt an Goethe 10. Februar 1810 (S. 235), „suche ich ihrer Nichtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit.“ Der Fall Castillon gehört ganz in dies

Kapitel. Friedrich Adolf Maximilian Gustaf von Castillon, in Lausanne 1747 geboren, war Direktor der philosophischen Klasse der Akademie (vgl. Friedländer, Königliche allgemeine Kriegsschule S. 72). Er gehörte, wie Köpke a. a. O. S. 54 sagt, zu den älteren Akademikern französischer Schule. Die Akademieakten, auf welche Humboldt 11, 5 verweist, sind leider nicht gedruckt; was aber Köpke aus der Vorlesung unsres Akademikers „Über die Begriffe einer Akademie und Universität“ anführt, zeigt die Armseligkeit des Mannes und seine unfreie Stellung zur deutschen Sprache.

11, 9] Die hier Vorgeschlagenen sind allgemein bekannte Namen. Erman hat das Sekretariat der mathematisch-physikalischen Klasse bis zum Jahre 1841 geführt.

12, 12] Die Jettons waren silberne Medaillen, die seit 1760 „nach dem Exempel der Akademie zu Paris“ an die in den Sitzungen gegenwärtigen Mitglieder ausgeteilt wurden. Nach einem französisch abgefassten *Mémoire* Castillons von 1785 wurde die Ausgabe dafür auf 1000 Thaler gebracht. „*De ces 1000 écus*“, heisst es in dem *Mémoire*, „*on a réservé je ne sais plus quelle somme pour frapper de nouvelles médailles en cas de besoin; le reste a été distribué: on en donnait même aux étrangers, qui venaient assister à nos assemblées*“ (nach einer Mitteilung des Herrn Akademiearchivars Kunstmann).

12, 22] Paul Louis Simon, geboren 1767, gestorben 1815, war seit 1798 Professor an der Bauakademie, seit 1804 geheimer Oberbaurat in Berlin.

12, 22] Über den als Theoretiker und Praktiker gleich ausgezeichneten Architekten Johann Albert Eytelwein, geboren 1764 in Frankfurt an der Oder, ersten Direktor der 1799 eröffneten Bauakademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der Künste in Berlin, als Oberlandesbaudirektor erst 1848 gestorben, berichtet nach bester Quelle der Neue Nekrolog der Deutschen 26, 887 und Löbe Allgemeine deutsche Biographie 6, 464. Auch an der neugegründeten berliner Universität erscheint er gleich anfangs als Extraordinarius (Köpke a. a. O. S. 88. 89).

12, 31] Der Architekt Martin Friedrich Rabe, geboren 1775 zu Stendal, starb 1856 in Berlin.

13, 5] Johann Gottfried Hoffmann ist der bekannte, 1765 zu Breslau geborene, erst 1847 gestorbene Statistiker und hochverdiente Beamte. Seit 1807 ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften in Königsberg, war er 1808 als Staatsrat in das Ministerium des Innern getreten und wurde 1810 Direktor des statistischen Büreaus und Professor an der berliner Universität. Genaueres über ihn giebt Inama Allgemeine deutsche Biographie 12, 598.

5.

Unser Brief ist an demselben Tage von Humboldt in Erfurt diktiert, an dem er eigenhändig den an Wolf Gesammelte Werke 5, 279 schrieb. Über den Zustand seiner Augen klagt Humboldt auch noch am 7. März 1810 an Johanna Motherby S. 51 und an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185. Im späteren Alter machte sich die Augennot empfindlicher bemerkbar (vgl. Briefe an eine Freundin 2, 35). Als ihm (so erzählt Welcker in einer handschriftlichen Randglosse) in den letzten Jahren von einem Freunde vorgeworfen wurde, dass er seine Augen an Ritters Geographie verderbe, antwortete er: „man muss so ein Organ ganz aufbrauchen, dass dem Tode nichts davon übrig bleibt.“ Dieselbe Anekdote in ähnlicher Wendung bei Varnhagen, Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 12.

14, 8] Mit wem Humboldt tauschen sollte, wage ich nicht zu bestimmen; auch bin ich nicht sicher, ob ich den, der „jetzt mächtiger ist“, richtig auf Altenstein deute.

14, 30] Von den Namen, die hier für Berufungen an die Universitäten in Berlin, Frankfurt und Königsberg genannt werden, bedürfen die wenigsten eines Zusatzes; auch giebt über die meisten die Allgemeine deutsche Biographie Auskunft. Der Theolog Karl Friedrich Stäudlin war und blieb Professor in Göttingen. — Der Jurist Heinrich Eduard Siegfried von Schrader war seit 1804 Bredows Kollege als Professor in Helmstädt von wo er 1809 nach Marburg ging. Der Historiker Gottfried Gabriel Bredow war 1809 einem Rufe von Helmstädt nach

Frankfurt gefolgt. — Der mit ihm 16, 1 zusammengenannte Heinrich Luden lehrte seit 1806 als Professor der Geschichte in Jena. — Franz Joseph Konstantin Schömann, geboren 1781 zu Wetzlar, war seit 1808 ordentlicher Professor der Rechte in Jena; seine „Lehre vom Schadenersatz“ erschien 1806; schon am 2. Dezember 1813 starb er. Noch im genannten Jahre war er, als Napoleon Jena wegen der patriotischen Haltung der Universität bombardieren lassen wollte, vom akademischen Senat nebst Sack und Eichstädt nach Weimar gesant worden und hauptsächlich der Beredsamkeit des sehr gewant französisch sprechenden Mannes gelang es Napoleon umzustimmen und das drohende Unheil von der Stadt abzuwenden. — Anton Friedrich Justus Thibaut, 1802 nach Jena gerufen, war schon 1805 einem Ruf nach Heidelberg gefolgt. — Die Bemerkung über den seit 1807 in Jena als ausserordentlicher Professor der Medizin angestellten Lorenz Oken, den nachmaligen Herausgeber der Isis, bezieht sich auf die pantheistisch-naturphilosophische Formel, mit der Oken das noch indifferenzierte Absolute bezeichnete. — Johann Christian Wilhelm Augusti, seit 1803 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, wurde 1812 Professor der Theologie in Breslau. — Georg Ludwig Walch kam 1811 von Jena als Professor an das graue Kloster nach Berlin, später als Professor der alten Sprachen nach Greifswald. — Die Berufung des giessener Kirchenhistorikers Johann Ernst Christian Schmidt, der schon 13, 14 erwähnt wurde, hat Humboldt sehr lange beschäftigt; vgl. die Briefe an Welcker vom 25. April, 30. Mai und 23. Dezember 1809 (S. 10. 11. 19). — Wegen Schmidt, Reil und Savigny vgl. auch an Wolf 11. Januar 1810 Gesammelte Werke 5, 281. Die motivierten Anträge Humboldts betreffend die Berufung von Reil und Savigny stehen bei Köpke a. a. O. S. 72. 73. Beide Männer wurden für Berlin gewonnen; vgl. darüber auch Humboldt an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185 und hinsichtlich Reils Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 39.

15, 14] Der hier erwähnte Verkehr Humboldts mit Knebel und Goethe fand Ende Dezember 1809 und in den ersten Tagen des Januar 1810 statt. Bei Goethe meldet er sich durch Brief vom 26. Dezember aus Erfurt an (Goethejahrbuch 8, 78). Vom 2. bis

6. Januar ist er bei Goethe gewesen (Goethes Tagebücher 4, 87 Weimarische Ausgabe). Über den unmittelbar vorausgegangenen Aufenthalt in Jena schreibt Knebel an Goethe unter anderm: „Er hat hier in 24 Stunden die ganze Welt gesehen und besucht“ (Briefwechsel 1, 367). Über die Anwesenheit in Weimar vgl. Goethe an Knebel 1, 364.

16, 22. 29] Welchen Bericht der vorletzte Absatz meint. weiss ich so wenig zu sagen, wie ich die Stelle über Anerswald zu deuten vermag. Hans Jakob von Auerswald war seit 1806 Kurator der Universität Königsberg. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 wurde ihm, dem früheren Oberpräsidenten von Ostpreussen, Westpreussen und Litauen, das Präsidium der ostpreussischen Regierung neuerdings übertragen.

6.

Nur die Unterschrift der wenigen Zeilen von Humboldts eigener Hand. Nach einer kurzen Abwesenheit, von der drei Tage auf Frankfurt an der Oder kamen, war Humboldt am 7. März wieder in Berlin (an Johanna Motherby S. 46).

9.

Die Nummern 7 und 8 ohne Erläuterung lassen zu müssen bedaure ich um so mehr, da man zwischen den Zeilen in ihnen etwas von den Unzuträglichkeiten zu lesen meint, die Humboldt zur Niederlegung seiner Stelle veranlassten. Am 29. April 1810 gab er den Wunsch zu erkennen in die diplomatische Laufbahn zurückzutreten, weil in seiner bisherigen Stellung zu bleiben, wie er 3. August 1810 an Welcker schreibt (S. 20), „auf eine durchaus unabhängige Weise füglich nicht möglich war“. Bald nachdem das altensteinsche Ministerium sich aufgelöst und Hardenberg als Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen hatte, am 14. Juni, wurde Humboldt zum Gesanten in Wien ernannt und am 23. desselben Monats gab er die Leitung der Sektion an Nicolovius ab (vgl. das von Varrentrapp veröffent-

lichte Schreiben an Hardenberg vom 22. Juni in der Historischen Zeitschrift 65, 284). Seine Abreise verzögerte sich. Nach dem Briefe vom 16. Juli an Schweighäuser (S. 172), worin er mit Genugtuung und berechtigtem Selbstgefühl über das von ihm Geleistete und Erreichte spricht, dachte er schon am 4. August Berlin verlassen zu können und bestimmt am 1. September in Wien zu sein. Allein noch am 12. August hat er in Berlin ein „letztes Wort“ über die Universitätsangelegenheiten an Hardenberg gerichtet (bei Köpke a. a. O. S. 217). An Goethe schreibt er am 3. August: „Ich gehe so gut als gewiss am 10. oder wenige Tage später von hier (Berlin) ab, treibe mich im mansfeldschen und schwarzburgischen bis gegen Ende August herum und reise dann über Eger nach Prag“ (S. 238). Aus dem Briefe an Körner vom 4. August (S. 114 Jonas) mag hier das Lob seines Nachfolgers Nicolovius, eines „Mannes von mannigfaltigen Kenntnissen und liberaler Denkungsart“ hervorgehoben werden. Über sein eigenes Austreten aus seinem bisherigen Wirkungskreise sagt er ebenda nicht mehr als, „dass es auf eine ehrenvolle und befriedigende Manier“ und so geschehen sei, dass auch die seiner Sorgfalt bisher anvertraut gewesenen Institute nicht leiden würden. Er gehe, heisst es gegen den Schluss des Briefes, zunächst auf die Güter seiner Frau; Briefe würden ihn in den ersten Tagen des September in Wien treffen. Von Thüringen aus schreibt er an Nicolovius. Er hat dann auf dem Wege nach Wien auch Gentz in Teplitz und Stein in Prag besucht und ist erst im Oktober an seinem neuen Bestimmungsort angekommen (vgl. Schlesier, Erinnerungen 2, 216; Haym, Wilhelm von Humboldt S. 287). — Natürlich sind es Nachklänge der bisher gemeinsamen Wirksamkeit, die uns in diesem und den nächsten Briefen begegnen. Der neugegründeten berliner Universität muss der Verfall der hallischen zu gute kommen. Über die Frequenz der letzteren vgl. Schrader a. a. O. 2, 37. Von Verweisungen auf Grund der Beteiligung an Landsmannschaften (19, 7) ist ebendaselbst S. 38 die Rede.

19, 10] Dem berühmten leipziger Philologen Johann Gottfried Hermann hatte Humboldt noch am 30. Juni dringend und, obgleich nicht mehr Leiter der Sektion, autoritativ die Professur der Beredsamkeit an der berliner Universität angetragen. Am

30. August hatte Hermann sich ablehnend erklärt (Köpke a. a. O. S. 79. 216).

19, 13] Der Geograph und Historiker Friedrich August Ukert, geboren 1780 zu Eutin, war, nachdem er kurze Zeit Erzieher der Söhne Schillers in Weimar gewesen, 1808 einem Ruf nach Gotha gefolgt, wo er zunächst Inspektor am Gymnasium, dann Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek wurde.

19, 15] Schön, seit Anfang Juni 1809 Präsident der litauischen Regierung in Gumbinnen, war von Hardenberg, unmittelbar nachdem derselbe an die Spitze der Geschäfte getreten, nach Berlin berufen worden. Der Staatskanzler hätte viel um seine Mitwirkung gegeben. Er bot ihm in erster Linie das Ministerium der Finanzen, dann das des Kultus an. Es kam jedoch, zumeist des auch von Niebuhr bereits verworfenen hardenbergschen Finanzplans wegen, zu keiner Verständigung; Schön bat auf seinen gumbinner Posten zurückkehren zu dürfen und erhielt dazu vom König unterm 30. August die Erlaubniss (Aus den Papieren Schöns 1, 62; Anlagen 119).

19, 16] Theodor, der ältere der beiden damals noch lebenden Söhne Humboldts, geboren 1797 in Jena, reiste Ende September dem Vater nach (an Körner 13. September 1810 S. 116). Seit Februar 1809 war derselbe „in der Familie des Onkels der liebenswürdigen Bettina“ d. h. bei Karl Laroche, einem Jugendfreunde der Eltern, untergebracht gewesen (an Jacobi 18. Februar 1809 S. 81 Leitzmann; an Welcker 30. Mai 1809 S. 11). Über die Beziehungen von Laroche zu Humboldts geben seine Briefe an Charlotte Schiller (Charlotte von Schiller 3, 282), vor Allem aber die von Paul Schwenke in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Jugendbriefe Auskunft; vgl. auch Briefe an eine Freundin 1. 276.

10.

20, 13] Zu Humboldts Äusserungen über Dohna vgl. das Urteil Vinckes bei Bodelschwingh a. a. O. 1, 371, ausserdem Pertz, Leben Steins 2, 344 und Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 331.

21, 4] Die Bekanntmachung der Vorlesungen an der berliner Universität während ihres ersten Semesters (vgl. die Übersicht bei Köpke a. a. O. S. 88) war unter dem 18. September 1810 in

der jenaischen und hallischen Literaturzeitung erfolgt. Die wortreiche Einleitung hat in der Tat einen gar zu entschuldigenden Charakter: die vollständige Begründung und Einrichtung des Instituts erfordere zu wichtige und vielseitige Vorbereitungen, als dass sie das Werk weniger Monate sein könnte; niemals sei eine bedeutende Universität gestiftet worden, welche sogleich in allen Teilen vollendet hätte auftreten können; so auch hier; die feierliche Inauguration werde zwar beschleunigt werden, nur dürfe den betreffenden Massregeln nicht vorgegriffen werden; um aber die Zeit bis dahin nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, würden die Vorlesungen bereits mit dem bevorstehenden Winterhalbjahr ihren Anfang nehmen; freilich sei das nachstehende vorläufige Verzeichniss der Vorlesungen fragmentarisch und unvollständig, doch kündige es in einigen Teilen schon jetzt die Gestalt an, welche man dem Ganzen zu geben beabsichtige u. s. w.

21, 27] Den „inliegenden Zettel“ glaube ich wiederzuerkennen in einem undatierten und ununterzeichneten Quartblatt mit der Überschrift: „Einige Bemerkungen über den pädagogischen Wert des Herrn von Türk“. Das Blatt beruft sich auf das durch Türks Reise zu Pestalozzi und durch sein bisheriges pädagogisches Wirken bewährte reine Interesse für die Sache, verweist auf seine 1806 erschienenen „Briefe aus Münchenbuchsee“, bezeichnet ihn als einen besonderen Kenner der durch Schmid verbesserten mathematischen Lehrmittel der pestalozzischen Methode und hebt hervor, wie er durch seine frühere Laufbahn im Hof- und Staatsdienst für eine praktische organisatorische Tätigkeit im Schulwesen vorzugsweise befähigt sei. Karl Christian Wilhelm von Türk, geboren 1774 zu Meiningen, war nämlich durch die ihm in mecklenburg-strelitzschen Diensten anvertraute Inspektion über das Schulwesen zu selbständigen pädagogischen Studien geführt worden. So unternahm er im Jahre 1804 auf eigene Kosten eine pädagogische Reise, auf der er die vorzüglichsten Schulanstalten Deutschlands und der Schweiz besuchte, und verwertete nach seiner Rückkehr das Erlernte und Erfahrene selbst unterrichtend und als praktischer Schulreformator. Im Jahre 1805 als Regierungs- und Konsistorialrat nach Oldenburg gerufen, setzte er hier die gleichen Bestrebungen fort, sah sich aber

im Gedränge zwischen seiner pädagogischen Tätigkeit und seinen sonstigen Amtsarbeiten unter der Ungunst der napoleonischen Zeit im Jahre 1808 zur Niederlegung seiner Stelle genötigt, um sich in der Schweiz ausschliesslich dem Erziehungsfach zu widmen, anfangs als Gehülfe Pestalozzis zu Yverdun, dann als Leiter einer selbständigen Anstalt zu Vevey. Unserm Briefe zufolge wäre er und seine Frau, die Schwester des mit Humboldt bekannten Geologen Leopold von Buch, im Jahre 1810 bereit gewesen einem Ruf in preussische Dienste zu folgen. Nach einem mir vorliegenden Briefe Türks an Humboldt vom 12. Mai 1814, in welchem er ausführlich über sein Leben und Streben sich ausspricht, hätte er noch 1812 es abgelehnt sich um eine Anstellung in dem unter französischem Einflusse stehenden Preussen zu bewerben, wie er denn aus gleichem Grunde Berufungen nach Dessau, nach Weimar, nach Baden abgelehnt habe. In eben diesem Briefe jedoch trägt er sich nun nach erfolgter Befreiung des Vaterlandes dem Staate, der dabei die Führerrolle übernommen, an, um durch Mitwirkung bei einer wahren Nationalerziehung das durch die Waffen Errungene für die Zukunft sichern zu helfen. Humboldts Fürwort fehlte nun dem verdienten Manne nicht. Aufs Wärmste verwendet sich Frau von Humboldt für ihn in einem an Nicolovius gerichteten Briefe vom 13. März 1815. Von Türk erwartete sie damals einen Hauslehrer für ihren jüngsten Sohn Hermann und Türk selbst, wenn er nach Preussen verpflanzt würde, dachte sie später den Knaben anzuvertrauen. Wirklich wurde Türk 1815 als Regierungs- und Schulrat nach Frankfurt an der Oder berufen, von wo er dann im folgenden Jahre zu langjähriger segensreicher sozialpädagogischer Wirksamkeit nach Potsdam versetzt wurde; er starb 1846. Vgl. ausser Türks Selbstbiographie (Potsdam 1859) Schneiders Artikel über ihn in Schmids und Schraders Enzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens 9, 515.

11.

24, 3] Nachdem bis dahin Nicolovius interimistisch die Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts geleitet hatte, wurde

am 20. November 1810 Schuckmann durch Hardenberg zum Chef der Sektion und Nicolovius zum Direktor in beiden Abteilungen ernannt, jener überdies zum Chef der Abteilung für Handel und Gewerbe. Kaspar Friedrich von Schuckmann, geboren 1755 zu Mölln in Mecklenburg-Schwerin, war Hardenberg von Ansbach und Baireuth her bekannt, wo er seit 1795 als Kammerpräsident tätig gewesen war. Während des Krieges war er 1807 von den Franzosen wegen Verdachts der Verräterei nach Mainz abgeführt, dann in Heidelberg interniert gewesen und hatte sich nach seiner Freilassung 1808 als Gutsbesitzer in Schlesien niedergelassen. Er starb als preussischer Minister des Innern 1834; vgl. über ihn Wippermann Allgemeine deutsche Biographie 32, 647. Den „Mann der alten Schule", seiner ganzen Art nach grundverschieden von Humboldt, charakterisiert Köpke a. a. O. S. 94 und erzählt S. 103, wie der neue Minister die Universitätsangelegenheit auf ganz andere Grundlagen stellte als Humboldt.

24, 10] Zu dem Lobe Königsbergs vgl. den Brief an Wilhelm Motherby bei Schlesier, Erinnerungen 2, 185, wo gleichfalls Königsberg gegen Berlin gerühmt wird. Der schönen königsberger Kirchhöfe gedenkt Humboldt in den Briefen an eine Freundin 1, 240.

25, 5] Mit den „Klügsten und Besten" sind ohne Zweifel in erster Linie Niebuhr und Schön gemeint.

25, 7] Über die Rolle, welche damals der junge Historiker Friedrich von Raumer, „der kleine Staatskanzler", spielte, und über sein intimes Verhältniss zu Hardenberg hat er selbst in seinen Lebenserinnerungen 1, 119 berichtet.

25, 10] Über die am 23. Februar 1811 eröffnete Landesdeputiertenversammlung und die damit zusammenhängenden Hergänge mag auf Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 373 und zum Vergleich mit Humboldts Urteil auf die von Arnim-Boytzenburg, Schleiermacher und Gneisenau in ihren Briefen an Stein bei Pertz, Leben Steins 2, 563 verwiesen werden.

26, 1] Über den damaligen Anfangszustand der berliner Universität berichtet Köpke a. a. O. besonders S. 98. 99. Günstiger als Humboldt beurteilten denselben Niebuhr und selbst Schleiermacher (ebendaselbst S. 104. 105).

12.

Am 8. Juni 1812 hatte Humboldt Wien verlassen, um einen zweimonatlichen Urlaub anzutreten. Er war einige Wochen in Burgörner, wo ihn Privatgeschäfte festhielten. Auf der Rückreise nach Wien, wo er am 15. August wieder einzutreffen dachte, verweilte er längere Zeit in Berlin; vgl. an Körner 1. Juli 1812 (S. 127), an Wolf 3. Juli (Gesammelte Werke 5, 293), an Goethe 7. September (S. 242).

26, 19] Der bekannte Orientalist Johann Severin Vater, Fortsetzer des auch von Humboldt mit Beiträgen versehenen adelungschen Mithridates, war erst 1809 von Halle nach Königsberg gerufen worden, „an Niemandes Platz“, wie Humboldt am 14. Juli 1809 an Wolf schreibt (Gesammelte Werke 5, 269). Im Jahre 1820 ist er nach Halle zurückgegangen, wo er 1826 starb. Das im folgenden Briefe (29, 12) über Vater ausgesprochene Urteil stimmt zu dem in Humboldts Brief an Welcker vom 6. November 1821 (S. 53).

13.

Der wiener Gesantschaftsposten setzte seinen Inhaber jetzt in lebhafte Bewegung. „Meine Sprachstudien“, schreibt Humboldt am 5. Februar 1813 an Welcker (S. 24), „liegen seit einiger Zeit, weil mir überhäufte Geschäfte keine Musse lassen“. Es waren die Tage des königsberger Landtags, auf welchem die Auerswald, Schön, Dohna die Erhebung des ostpreussischen Volkes betrieben. Auf diese drei und auf Hardenberg werden die Anfangsbuchstaben der Namen 30, 11—13 zu deuten sein, auf die sich Humboldts Fragen richten.

30, 23] Die Auskunft, die Humboldt über Dr. Heinrich Kohlrausch giebt, erweitert sich zu einer ausführlichen Charakteristik, die ihre Ergänzung durch den Brief an Welcker vom 23. Dezember 1809 (S. 16) findet. Der Mann war ihm in Rom besonders nahe getreten. Er war bei dem Tode von Humboldts Erstgeborenem zugegen gewesen, ihm verdankte er die Rettung des unmittelbar danach lebensgefährlich erkrankten zweiten Sohnes. Wie Hum-

boldt gegen Schiller und Schweighäuser den geschickten, teilnehmenden und besonnenen Arzt rühmt (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt[2] S. 310. 314; Laquiante S. 84), so ist Frau von Humboldt seines Lobes voll (Gabriele von Bülow S. 42. 45). Diese begleitete Kohlrausch demnächst auf ihrer Reise von Rom nach Deutschland, von da nach Paris und zurück nach Rom (ebenda S. 48 52) und lebte seitdem in Humboldts Hause daselbst (Humboldt an Goethe 5. Juni 1805 S. 226). Später nach Berlin zurückgekehrt, ist er hier 1826 als geheimer Obermedizinalrat gestorben.

14.

Den luneviller Frieden (9. Februar 1801) hatte Humboldt in Paris erlebt, wo er sich mit seiner Familie seit dem November 1797 aufhielt und wohin er nach der im September 1799 angetretenen spanischen Reise am 18. April 1800 zurückgekehrt war, um dann nach einer nochmaligen Reise in die Pyrenäen im Sommer 1801 wieder in Deutschland einzutreffen. Jetzt, im Jahre 1814, befand er sich seit Anfang April in Paris als Bevollmächtigter Preussens bei den Friedensunterhandlungen, die am 30. Mai mit der Unterzeichnung des ersten pariser Friedens ihren Abschluss erlangt hatten. Der Wunsch noch vor dem wiener Kongress auf einige Tage nach Berlin zu kommen ging ihm nicht in Erfüllung. Von der gemeinsam mit den Souveränen von Russland und Preussen in reicher Gefolgschaft unternommenen Reise nach England zurückgekehrt, hatte er den König nach der Schweiz zu begleiten, um sich dann unmittelbar an den Ort des Kongresses zu verfügen. Erst nachdem der Kongress seine Arbeit getan, im Juni des folgenden Jahres, waren ihm einige Tage in Berlin vergönnt. Nur einige Tage; denn wieder riefen ihn (die Schlacht bei Waterloo war inzwischen geschlagen) die neuen Friedensverhandlungen nach Paris. Die vier folgenden Briefe unsrer Sammlung datieren aus Frankfurt. Hier nämlich fesselten Humboldt von Ende November 1815 bis Januar 1817 die Geschäfte der Territorialkommission bezüglich der im zweiten pariser Frieden vorgesehenen, noch unerledigten Ordnung der

deutschen Gebietsverhältnisse. Hier auch entschied sich seine fernere Verwendung anders als in Paris bestimmt worden war; über den pariser Gesantschaftsposten wurde aus Gefälligkeit gegen Frankreich anders verfügt und Humboldt selbst erbat sich statt dessen den londoner Gesantschaftsposten.

15.

33, 17] Die Bekanntschaft Karl David Ilgens hatte Humboldt in Jena gemacht, wohin jener, bis dahin Rektor der Stadtschule in Naumburg, Ostern 1794 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen gekommen war. Beide Familien wohnten hier zusammen im hellfeldschen Hause (vgl. Schillers Geschäftsbriefe S. 149). Seit dem Jahre 1802 war Ilgen Rektor in Schulpforta. Aus den Jahren 1815 bis 1827 befinden sich in seinem dort bewahrten Nachlass 28 Originalbriefe Humboldts, teils an Ilgen selbst, teils an dessen Frau. Aus den mir durch die Güte des Herrn Professor Kettner in Schulpforta zugänglich gemachten Abschriften und Auszügen dieser Korrespondenz entnehme ich das Folgende zur Erläuterung der Angelegenheit, die den Inhalt unsrer Nummer bildet. Am 18. März 1816 hatte Frau Ilgen, von deren Verehrung für Humboldt ein Zeugniss aus den jenaer Tagen in einem schillerschen Briefe (Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt[2] S. 207) vorliegt, dem alten Freunde die Ernennung ihres Mannes zum Schulrat und die vermeintliche Erhebung in den Adelstand gemeldet. Auf einen beglückwünschenden Brief vom 25. März musste indess Humboldt schon am 13. April einen beruhigenden folgen lassen, worin er, nachdem Frau Ilgen in grosser Aufregung den Irrtum eingestanden, mit den besten Gründen und mit aller möglichen Beredsamkeit, die ihm seine Teilnahme einflösste, der in dem ilgenschen Hause herrschenden Stimmung entgegenzuarbeiten versuchte. „Es ist“, schreibt er unter anderm, „wie wenn man fälschlich glaubte in der Lotterie gewonnen zu haben. Ich bin gewiss, Ihr Mann redet nicht davon den Dienst zu verlassen. Es müsste es jeder, ich mache Ihnen kein Geheimniss daraus, missbilligen. Einen nützlichen Wirkungskreis, eine gute und angenehme Familienexistenz, eine

Regierung, die einem nichts zu leide gethan, alles das zu verlassen wegen eines Schreibfehlers, wegen eines Titels würde und müsste eine Reizbarkeit des Selbstgefühls bei ganz äusserlichen Vorzügen beweisen, die ich mir selbst nicht erlauben würde und die ich nie billigen könnte.“ Sehr merkwürdig gewiss: in einer Angelegenheit, die den Fernerstehenden kaum anders als komisch berühren kann, zeigt Humboldt, der berüchtigte Spötter, auch nicht die leiseste Anwandlung von Ironie, nichts als verständige Teilnahme, von sorglichem Rat begleitete Hülfsbereitschaft. Er schreibt Brief über Brief. Zur Vergleichung mit dem an Nicolovius möge hier noch eine Stelle aus dem an demselben 17. April geschriebenen mitgeteilt werden, worin er dem portenser Rektor selbst auf seine Klagen noch entgegenkommender antwortet: „Da Ihnen die Schulpforte auch sonst nicht angenehm zu sein scheint, so suchen Sie eine Versetzung nach. Es wäre vielleicht jetzt selbst eine nach Cölln möglich. Ich rate Ihnen dann zuerst an den Staatsrat Nicolovius darüber zu schreiben, dem Sie ja auch mit zwei Worten sagen können, dass selbst dies unangenehme Versehen Ihnen Ihre Lage verbittert. Ich werde ihm auch noch heute schreiben. Er ist Direktor der Sektion und ein sehr braver Mann und mein Freund und ich muss die Sektion mit ihm zugleich [gleich?] halten. Mit dem Minister stehe ich nicht so, dass ich ihm schreiben kann .... Ich habe Ihnen mit rücksichtsloser Offenheit gesprochen. Ich glaube, dass die Freundschaft keinen besseren und nützlicheren Dienst erweisen kann. Seien Sie überzeugt, dass ich, was ich trotz der berührten Umstände zur Verbesserung Ihrer Lage tun kann, gewiss auf das Kräftigste tun werde, und glauben Sie, dass es mir immer ungemein lieb sein wird, wenn Sie sich, sei es unmittelbar, sei es durch Ihre liebe Frau, die ich herzlich zu grüssen bitte, so oft Sie es für nötig halten, an mich wenden. Ich werde immer Zeit finden Ihnen gleich zu antworten.“ Dass er Wort gehalten, bezeugen noch einige spätere Nummern der Korrespondenz mit Nicolovius. Gleich die nächstfolgende nimmt wieder Bezug auf die fragliche Angelegenheit. An Frau Ilgen aber schreibt Humboldt schon am 14. Mai, er habe von Nicolovius eine Antwort erhalten, die ihm die vollkommene Beruhigung gebe, dass, wenn Ilgen aus-

geführtere Vorstellungen über die Schulpforte mache, sie gewiss gehörig würden erwogen werden; der König selbst habe schon vor einiger Zeit die Anstalt dem Minister nachdrücklich empfohlen. Und am 10. Juni an Ilgen: „Es ist mir ungemein angenehm gewesen zu hören, dass meine Schreiben bei Herrn Staatsrat Nicolovius nicht vergeblich gewesen sind.“ Dass nicht alle Briefe Humboldts an Nicolovius erhalten sind, geht aus dieser Stelle, auch aus Brief Nr. 16 an Welcker (S. 32) hervor, Vgl. übrigens über Ilgen die Schrift von Kraft, *Vita Ilgenii*, Altenburg 1837, und die Besprechung dieser Schrift in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Juli 1838 bei Schmieder, Erinnerungsblätter zur dritten Jubelfeier der Landesschule Pforte S. 187; ferner Kirchner, Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts S. 73 und Kaemmel Allgemeine deutsche Biographie 14, 19.

16.

Der schöne und bedeutende Brief erläutert sich selbst. Der „Mann, der dies Departement (das des Unterrichts) hat“ (36, 18), ist Schuckmann. Von Hardenberg natürlich ist im Folgenden die Rede.

17.

38, 30] Der Agamemnonübersetzung wegen darf ich auf mein Lebensbild Humboldts S. 147 und 232 verweisen. Ausserdem kann verglichen werden: an Körner 7. März 1797 (S. 63), an Riemer 12. April 1806 (Briefe von und an Goethe S. 240. 241), an Schweighäuser 8. Juni und 5. Oktober 1805 (S. 106. 115), an Goethe 7. September und 15. November 1812 (S. 242. 247), an Körner 28. November 1812 (S. 133); für den Abschluss der Arbeit: an Goethe 19. Juli und 9. August 1816 (S. 257. 259), an Karoline von Wolzogen 12. Mai 1816 (Literarischer Nachlass[2] 2, 28), an Wolf 10. August 1816 (Gesammelte Werke 5, 297), an Körner 17. August 1816 (S. 138).

39, 12] Humboldts Frau, von der er nach mehrjährigem Zusammenleben in Wien durch seine diplomatischen Geschäfte während des Krieges, kurze Begegnungen abgerechnet, seit Anfang Juni 1813 getrennt gewesen war, kam jetzt, am 6. August, mit ihrer ältesten und ihrer jüngsten Tochter, Karoline und Gabriele, von einem karlsbader Kuraufenthalt nach Frankfurt (Gabriele von Bülow S. 101).

18.

Neben den Geschäften der Territorialkommission fiel Humboldt, nachdem der zuerst zum Bundestagsgesanten ernannte von Hänlein am 9. August abberufen worden war, auch die interimistische Vertretung Preussens beim Bunde bis zum Eintreffen des für diesen Posten nunmehr bestimmten von der Goltz zu (vgl. 42, 4. 6). Nur den vorbereitenden und der feierlichen Eröffnungssitzung am 5. November 1816 jedoch wohnte er bei. Schon in der ersten Geschäftssitzung am 15. November erschien statt seiner von der Goltz. Über Humboldts Auffassung vom deutschen Bunde giebt seine von Rössler in der Zeitschrift für preussische Geschichte 1872 publizierte Denkschrift vom 30. September 1816 Auskunft; vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 2, 144.

39, 24] Der erste der beiden in unserm Briefe Empfohlenen ist der ausgezeichnete Arabist Georg Wilhelm Friedrich Freytag, der als Fünfundzwanzigjähriger von Göttingen im Jahre 1813 nach Königsberg gezogen und dort an der Bibliothek angestellt worden war. Als Brigadeprediger gelangte er 1815 mit der preussischen Armee nach Paris. Er hat dann 1819 die Professur der orientalischen Sprachen zu Bonn erhalten und ist dort 1861 gestorben.

40, 19] Niebuhr, dessen Instruktion Humboldt zu kennen wünscht, war 1816 zum preussischen Gesanten am päpstlichen Hofe ernannt worden. Bis dahin war der ehemals von Humboldt eingenommene Posten nicht wieder besetzt gewesen.

40, 26] Der zweite Empfohlene ist der mit lyrischen und dramatischen Dichtungen dem Kreise der jüngeren Romantiker angehörige, 1783 in Breslau geborene Mediziner Johann Ferdinand Koreff, der sich als praktischer Arzt 1807 nach Paris begeben hatte

dann nach Reisen in Italien und der Schweiz auf dem wiener Kongresse mit dem Staatskanzler Hardenberg in Beziehung getreten war und von diesem wie von Humboldt geschätzt wurde. In Wien scheint er Arzt im humboldtschen Hause gewesen zu sein, er ging dort aus und ein (Gabriele von Bülow S. 83). So soll er auch bei dem Duell zwischen Boyen und Humboldt gegenwärtig gewesen sein (vgl. Schlesier, Erinnerungen 2, 293 und Varnhagen, Tagebücher 3, 138). Der günstigen Meinung Hardenbergs und Humboldts verdankte er seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der berliner Universität. Er wie Wolfart galten als Vertreter der Lehre vom Magnetismus und des magnetischen Heilverfahrens. Für die Anstellung hatte sich auch Humboldt schon am 1. Dezember 1815 ausgesprochen. Trotz entgegengesetzter Gutachten und trotz einer Gegenvorstellung der medizinischen Fakultät wurden durch Kabinetsordre vom 8. Juni 1816 und 7. Februar 1817 Koreff und Wolfart zu ordentlichen Professoren ernannt (vgl. Köpke, a. a. O. S. 123). Mit dieser Angelegenheit scheint die Äusserung unsres Briefes zusammenzuhängen. Übrigens wurde 1818 Koreff geheimer Oberregierungsrat in der Kanzlei des Staatskanzlers; später zerfiel er mit demselben und ging wieder nach Paris, wo er 1851 starb.

19.

Nur bis zum ersten Drittel des Januar 1817 war Humboldt in Frankfurt. Er kündigt am 10. Januar Goethe seine Abreise an: „Endlich setze ich mich in Bewegung" (S. 260). Über Weimar ging er auf seine Güter und lebte hier mit den Seinen, wie er an Welcker am 27. Januar (S. 35) schreibt, „in göttlicher Einsamkeit". Dass er „leider" schon am 1. März von Burgörner nach Berlin abreiste, meldet er Welcker am 20. Februar (ebendaselbst): vgl. über den Aufenthalt in Burgörner Gabriele von Bülow S. 119. Die Kinder (41, 12) sind Adelheid und deren Gemahl, Generallieutenant von Hedemann.

42, 17] Gesanter in Wien war jetzt der General von Krusemark.

20.

Zwischen dem vorigen und dem gegenwärtigen Brief liegt nun Humboldts Aufenthalt in London, wohin er gegen Ende September 1817 als Gesanter abgegangen und von wo er Anfang November 1818, zunächst behufs Teilnahme an den Schlussverhandlungen des Kongresses zu Aachen, nach dem Festlande zurückgekehrt war. Die Anwesenheit in Trier, von der in unserm Briefe die Rede ist, fällt Anfang Dezember in die ersten Tage nach dem aachener Kongresse. Und nun befindet er sich in Frankfurt „zu einem bestimmten Geschäft“, wie er am 26. Dezember 1818 an Welcker (S. 39) schreibt, nämlich, um endlich jenes mühselige Territorialgeschäft zu Ende zu führen, für das er schon früher hier als preussischer Kommissar tätig gewesen war. Er meinte damals, das Geschäft werde sich bis in den Februar hinziehen. Tatsächlich wurde der frankfurter Territorialrezess erst am 20. Juli 1819 von den vier Bevollmächtigten unterzeichnet und erst am 22. reiste Humboldt, nachdem er schon in Aachen um Enthebung von seinem londoner Posten gebeten hatte, nach Berlin, um am 12. August das ihm bereits im Januar übertragene, am 31. Dezember 1819 wieder entzogene Ministerium für ständische und Kommunalangelegenheiten, die Hältte des Ministeriums des Innern, zu übernehmen (vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 2, 496).

44, 8] Nicolovius' jüngerer Bruder Theodor war unter Schön Direktor in der Regierung zu Gumbinnen.

21.

Zu Humboldts neuem Ministerium gehörte auch das bisher von Hardenberg verwaltete Departement des Fürstentums Neufchatel.

45, 18] Graf Henckel, mit dessen Unterbringung sich der erste Teil unsres Briefes beschäftigt, ist wohl Leo Viktor Felix Henckel von Donnersmarck, geboren 1785, gestorben 1861, zuletzt geheimer Regierungsrat in Merseburg.

47, 7] Frau von Humboldt war ihrem Manne nicht nach der „Nebelinsel" gefolgt, sondern hatte sich mit ihren Töchtern und ihrem Schwiegersohn, dem Gemahl ihrer zweiten Tochter Adelheid, Generallieutenant von Hedemann, nach Italien begeben. Ende 1817 waren Hedemanns allein zurückgekehrt; die Mutter mit den beiden andern Töchtern war dann länger, als die anfängliche Absicht gewesen, in Rom festgehalten worden, ja nach schon erfolgtem Aufbruch im August 1818 nochmals nach Rom zurückgekehrt. Dort eben hatte sie Niebuhrs Freundlichkeit erfahren. Der jetzt endlich Heimkehrenden war Humboldt am 28. Juni entgegengereist und alle Glieder der Familie, auch Humboldts Sohn Theodor mit seiner jungen Frau und Hedemanns, hatten sich in Heidelberg zusammengefunden. Seit dem 2. Juli war man zusammen in Frankfurt, von wo aus nun Humboldt seine Frau wiederholt in Ems besuchte: vgl. Gabriele von Bülow S. 167 und Humboldt an Stein 4. und 15. Juli bei Pertz, Leben Steins 5, 390. Statt Hedemann „und meine Tochter" (49, 18), hat die Handschrift mit charakteristischem Verschreiben „seine Tochter".

47, 30] Christian Schlosser, der jüngere Sohn von Hieronymus Peter Schlosser, Neffe von Goethes Schwester Kornelie, 1812 in Rom zum Katholizismus übergetreten, war auf Johannes Schulzes Vorschlag 1818 als Gymnasialdirektor nach Koblenz gekommen, nachdem die dortige Direktorstelle mehrere Jahre unbesetzt gewesen war. Er gab die Stelle 1819 wieder auf und trat ins Privatleben zurück (vgl. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preussen S. 383 und besonders Varrentrapp, Johannes Schulze S. 209, wo auch weitere literarische Nachweisungen gegeben sind).

22.

Der vorliegende undatierte Brief wird Ende August oder Anfang September 1819 zu setzen sein, da die darin erwähnte dewettesche Sache nicht wohl auf etwas andres als auf die wegen des bekannten Trostschreibens an Sands Mutter erfolgte Absetzung de Wettes von seiner berliner Professur zu beziehen ist. Der sonstige auf Ilgen und die Schulpforte bezügliche Inhalt

des Briefes widerspricht dem nicht. Schon im Jahre 1817 waren von der vorgesetzten Behörde in schonender Weise die Einleitungen wegen Einführung der in Preussen üblichen Abiturientenprüfungen getroffen worden. Für dies schonende Verfahren war Humboldt vermittelnd eingetreten. Er habe, schreibt er an Ilgen am 29. April 1817, in dem Sinne mit Nicolovius gesprochen, dass dem Wunsche Ilgens gemäss der Schulpforte eine Ausnahmestellung zugestanden werde. Unterm 10. Juli 1818 setzte darauf Ilgen in einem ausführlichen Gutachten auseinander, wie es bisher bei der Entlassung der Abiturienten auf die Universität in Pforta gehalten worden, und trug darauf an es bei diesem Verfahren zu belassen. Am 8. September 1818 wurden diese Vorschläge im Wesentlichen wirklich genehmigt (Kirchner a. a. O. S. 99). Im August und September des nächsten Jahres indess erschien eine Regierungskommission von drei Mitgliedern in Pforta, durch welche die Grundzüge einer neuen Verfassung für die Anstalt festgesetzt und auch die früheren Vergünstigungen in Betreff des Abiturientenexamens aufgehoben wurden (Kirchner S. 104). Hierauf offenbar bezieht sich unser Brief. Es wurde dem alten Rektor begreiflicher Weise nicht leicht sich in die neue Ordnung zu finden. Ein späterer Brief Humboldts vom 23. Oktober 1819 an Ilgen geht mit teilnehmendem Bedauern auf die Beschwerden desselben ein; er sucht ihn von der Absicht abzubringen eine Professur in Berlin zu suchen und das Rektorat von Pforta niederzulegen. Dass Ilgen diese Absicht dennoch weiterverfolgte, sieht man aus seinem Briefe an Böttiger vom 1. März 1821 (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 142, 543). Humboldt war nach wie vor dagegen. Von Neuem macht er dem alten Freunde unterm 16. August 1821 Vorhaltungen dagegen und rät dem Unzufriedenen, Verstimmten sich durch Dinge, die im Geschäftsleben unvermeidlich seien, nicht in seinem Gemütsleben stören zu lassen, empfiehlt Entgegenkommen gegen die Wünsche der Regierung und verweist ihn auf den Segen, den er in Pforta stifte; „diese innere Belohnung der Arbeit ist doch immer das Höchste“. Unwillkürlich wird man durch die Geduld, mit der Humboldt den guten Schulrektor von Pforta verständig zu beraten und zu beschwichtigen nicht müde wird, an die noch langmütigeren und undankbareren

Vorstellungen erinnert, mit denen er den Eigensinn und die Anmassung seines grossen Freundes Wolf zu brechen versuchte.

23.

Die zehnjährige Lücke zwischen diesem und dem vorigen Briefe erklärt sich daraus, dass Humboldt jetzt in Berlin mit Nicolovius vereint, ja dass beide Hausgenossen waren (Denkschrift auf Nicolovius S. 319). Erst seit 1830 gehen wieder einzelne Briefe zwischen Tegel, wohin Humboldt sich seit Frühjahr 1829 zurückgezogen hatte, und Berlin hin und her; die humboldtschen sind nun nicht mehr von dessen eigner Hand geschrieben, sondern nur unterschrieben. Von einem, Tegel, 14. Februar 1830 datierten Schreiben liegen mir nur zwei Ausschnitte vor. Der eine erbittet eine Auskunft über das Pensionsreglement, das zu Ungunsten des erblindeten, Michaelis 1830 quieszierten Ilgen geltend gemacht wurde; der andere bildet den Schluss des Schreibens: „Ich höre, dass in der Kirchenzeitung ein Artikel über Goethes Briefwechsel mit Schiller steht, in welchem auch ich genannt sein soll. Könnten Ew. Hochwohlgeboren mir nicht dies Blatt auf einen Tag verschaffen?“ Auf beide Angelegenheiten kommt unsre Nummer zurück. Der Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung erstreckt sich durch die Nummern vom 3., 6. und 10. Februar 1830. In der von Humboldt treffend charakterisierten Weise sind darin die Zitate gehäuft, aus denen hervorgehen soll, dass die beiden Briefsteller die Kunst mit ihren Personen identifiziert, dass sie das Publikum gescholten und doch zugleich als einen Götzen verehrt, dass sie die Würde des dichterischen Berufs durch die Rücksicht auf materielle Vorteile heruntergezogen hätten. Auf dieses Gericht über die Moralität der beiden Dichter folgt das über ihre ablehnende Stellung zum Christentum mit der schliesslichen Behauptung, dass sie, wo sich ja etwas von religiösem Bedürfniss in ihnen geregt habe, dasselbe „durch die vergötternde Anschauung ihrer eignen Naturen“ befriedigt gefühlt hätten. Dabei bewahrt der Artikel den Schein kühler Objektivität. Die Scheite zu dem Autodafé werden aus den Briefen und gelegentlich aus

den Werken der Inquisiten zusammengeschichtet und nur hie und da wird in die Zwischenräume dieses Materials zu besserer Förderung des Brandes einiges Öl hinzugegossen. Die Evangelische Kirchenzeitung war es auch, die durch den denunziatorischen Artikel des Landgerichtsdirektors von Gerlach „Der Rationalismus auf der Universität Halle" in den Nummern vom 16. und 20. Januar 1830 die vom König am 14. Februar befohlene Untersuchung gegen die halleschen Professoren Gesenius und Wegscheider veranlasst hatte, über deren Ausgang Schrader, Geschichte der Universität Halle 2, 165 berichtet.

51, 20] Über die Herausgabe des schiller-humboldtschen Briefwechsels (1830) geben am vollständigsten Auskunft die Briefe 28 bis 36 an Körner (S. 141), ausserdem Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass ²2, 55.

24.

52, 13] Zu Nicolovius' Erkrankung im Sommer 1834 vgl. Denkschrift auf Nicolovius S. 317.

52, 21] Ilgen starb am 17. September 1834.

26.

54, 14] Uhdens Todestag war der 21. Januar 1835.

54, 27] Bunsen war seit 1824 nach Niebuhrs Abgang erst Geschäftsträger, dann Ministerresident in Rom.

27.

In den Staatsrat, dem Humboldt seit dessen Gründung im März 1817 angehört hatte und aus dem er zugleich mit der Verabschiedung als Minister am 31. Dezember 1819 entlassen worden war, war er durch Kabinetsordre vom 15. September 1830 zurückberufen worden. Zwei Tage vor unserm Briefe schreibt er an seine in Berlin weilende Tochter Gabriele von Bülow:

„Ich bin in meinen Projekten nach Berlin zu kommen auf einmal sehr erschüttert worden, da nicht nur Nicolovius in Rusts Namen und Karoline mir ernstlich dagegen schrieben, sondern mir auch, ehe ich diese Briefe bekam, heute, wo ich des Wetters wegen oben spazieren ging, plötzlich vor dem Spiegel, in dem ich mein Gesicht selten jetzt sehe, mit Lachen einfiel, dass es doch ein sonderbarer Gedanke sei einen so krummen Gang und ein so wunderbares Gesicht ohne alle Not vor 50 bis 60 Personen zur Schau zu stellen" (Gabriele von Bülow S. 346). Rust, der berühmte Chirurg, in dessen Hause die humboldtsche Familie in Berlin wohnte, Humboldts Arzt (Briefe an eine Freundin 2, 1. 22), war seit 1829 Präsident des Kuratoriums der berliner Charité. Die Stelle unsres Briefes „Ich bin kein Leidender" bis „glückliches Leben" ist schon von Alfred Nicolovius in der Denkschrift auf seinen Vater S. 319 mitgeteilt.

56, 10] Das stägemannsche Gastmahl fand zur Feier von dessen fünfzigjährigem Staatsdienstjubiläum statt (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 18. 1172).

Zwei Namen in dem Text unsrer Briefe bedürfen einer nachträglichen Berichtigung. Statt Roukner ist 6, 1 Roeckner zu lesen; denn gemeint ist offenbar Nicolovius' Universitätsfreund, der nachherige Konsistorialdirektor Röckner in Marienwerder (vgl. Denkschrift auf Nicolovius S. 133), derselbe, der, damals Feldpropst, im Jahre 1808 Schön mit seiner zweiten Frau in der Kirche zu Arnau traute (vgl. Aus den Papieren Schöns 1 Anlagen S. 72). — Für Hochenächter 53, 14 ist zu setzen: Hochwächter.



ANHÄNGE.



Anhang 1.

Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Beer.

1.

Sie sprachen letzthin mit mir über die Theilbarkeit der Körper, liebster Freund. Ich hatte damals nicht recht Zeit, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Es ist Ihnen vielleicht nicht unangenehm, wenn ich diese Materie zum Inhalte dieses Briefes mache.

Jeder Körper ist, oder richtiger scheint uns ausgedehnt, und insofern läßt sich auf jeden Körper der Beweis anwenden, den man von der bis ins Unendliche gehenden Theilbarkeit des Raumes führen kann. Nur fragt es sich: ob der Körper keine andere Eigenschaften hat, als der leere Raum, und ob, wenn er die hat, auch auf sie

der obige Beweis anwendbar ist? Denn wenn dies nicht wäre, so, sehen Sie leicht, brauchen wir entweder einen neuen Beweis für die Theilbarkeit der Körper bis ins Unendliche, oder wir müssen zugeben, daß wir endlich auf einfache Theile kommen. Ohne uns nun auf die gewiß auch dem größesten Metaphysiker unauflösbare Frage: worin eigentlich das Wesen der Körper besteht? einzulassen, finden wir doch Einen Unterschied zwischen den Körpern und dem leeren Raum, der keinem Zweifel unterworfen sein kann: den nämlich, daß der leere Raum eine bloße Idee, ohne Kräfte und positive Eigenschaften ist, die Körper hingegen entweder selbst Kräfte sind, die nur vor unsren Sinnen diesen Schein, diese Phänomene hervorbringen, oder doch wenigstens Kräfte besitzen. Dies wird Ihnen unmöglich jemand abläugnen können, oder er muß läugnen, daß sie wirkliche Dinge sind. Wenn nun ein zusammengesetztes, theilbares Wesen, wie ein Körper, eine Kraft besitzt; so muß diese Kraft entweder bloß in den einzelnen Theilen liegen, oder nicht in den Theilen, sondern in der bloßen Zusammensetzung. Die bloße Zusammensetzung nun kann wohl den Kräften der einzelnen zusammengesetzten Theile eine andere Richtung geben, aber ganz neue, vorher nicht vorhandene Kräfte bringt sie nie hervor. Viel laues Wasser giebt nie heißes. Den ferneren Beweis dieses Satzes, vorzüglich in Rücksicht auf den von der Harmonie und Symmetrie hergenommenen Einwurf bitte ich Sie im zweiten Gespräch des Phädon selbst nachzulesen. Wenn also die Kraft der Körper nicht in der Zusammensetzung liegt, so liegt sie in den einzelnen Theilen, und wenn wir uns nicht im Zirkel herumdrehen und dieselbe Frage wiederholen wollen, so müssen die einzelnen Theile, worin diese

Kraft liegt, nicht mehr zusammengesetzt, sondern einfache sein. Wenn aber das ist; so sind die Körper nicht bis ins Unendliche theilbar. Nun lassen Sie mich kurz das Gesagte wiederholen: Der leere Raum, die bloße Ausdehnung ist bis ins Unendliche theilbar; aber die Körper sind es nicht, weil in dem Begriff eines Körpers außer der Idee der Ausdehnung noch die Idee der Kraft liegt. Oft nun, wenn wir vom Körper reden, stellen wir ihn uns nur vor, insofern er ausgedehnt ist, oder mit anderen Worten wir stellen uns bloß den Sinnenschein vor; und weil sich bei dieser Vorstellungsart Körper und leerer Raum nicht mehr von einander unterscheiden, so halten wir jenen eben so gut, wie diesen, für bis ins Unendliche theilbar.

Dies ist meine Meinung hierüber, liebster Freund. Wie lieb würde es mir sein, wenn Sie mir Ihre Gedanken darüber schriftlich mittheilen wollten. Es ist so angenehm, mit Ihnen über philosophische Dinge zu reden, und mündlich, wissen Sie, haben wir so wenig Gelegenheit. Nun leben Sie recht wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald.

von Humboldt.

Ich habe deutsch geschrieben, weil ich nicht recht viel Zeit hatte. Es ist Ihnen ja auch wohl einerlei.

2.

Bei Tage, sehe ich wohl, liebster Freund, find' ich kein Stündchen Muße Ihnen zu antworten; eine Arbeit, eine Beschäftigung folgt immer der andern. Es sei

Ihnen also immerhin ein Theil der Nacht gewidmet. Gern möchte ich Ihnen das recht hoch anrechnen, gern es als eine recht große Aufopferung in Ihren Augen gelten lassen; aber umsonst. Ich empfinde zu sehr, daß diese paar Stunden, die ich jetzt dem Schlaf entziehe, mir mehr Vergnügen gewähren werden, als ich alle die langen Tage der vorigen Woche hindurch genossen habe. Untersuchungen von der Art, als Ihr Aufsatz enthält, haben schon an sich selbst soviel Reiz; und sie mit Ihnen gemeinschaftlich anzustellen, dies ist ein Vergnügen, dem in meinen Augen nur sehr wenig andre gleich kommen. Wie gut mir Ihr Aufsatz im Ganzen gefallen hat, was ich überhaupt genommen davon denke, das erfahren Sie nicht. Auch die strengste Wahrheit wird so leicht für Schmeichelei gehalten, und am leichtesten von den besten Menschen. Darum hievon kein Wort; nur noch meinen herzlichen Dank für das Vergnügen, das Sie mir verschafft haben, und die eben so herzliche Bitte, mir doch recht oft, so oft Sie können, ein ähnliches zu verschaffen.

Ich glaube mit Ihnen, mein Bester, daß jede Möglichkeit von dem Wesen, in dessen Wirklichkeit sie gegründet ist, gedacht werden muß. Wie kann ich meine Hand aufheben, ohne daß die Möglichkeit dieses Handaufhebens, wie gehen, ohne daß die Möglichkeit dieses Gehens von meiner Seele vorher gedacht wird. Ich glaube daher auch, daß Ihr Beweis nicht bloß sehr scharfsinnig — denn diese Eigenschaft spricht ihm gewiß niemand ab — sondern daß, was noch mehr ist, Scharfsinn bei weitem nicht sein einziges Verdienst ist, daß sich seine Richtigkeit auf eine völlig befriedigende Art zeigen läßt. Zwar sehe ich wohl einige Einwürfe, die man ihm machen könnte, aber ich glaube auch im Stande zu sein, diese Einwürfe

zu widerlegen. Wie ist es denn, könnte man einwenden, mit den unwillkürlichen, uns oft unbemerkbaren Veränderungen, die jeglichen Augenblick in unsrem Körper vorgehn? Wie kann ihre Möglichkeit schon vorher von der Seele gedacht werden, wenn ihre Wirklichkeit selbst nicht einmal von ihr empfunden wird? Allein hier ist der Ausweg leicht. Man muß das Wort: denken, wie Sie und Mendelssohn es hier brauchen, nicht in jenem strengen, logischen Sinne nehmen, wo man bloß deutliche Vorstellungen damit bezeichnet. Hier soll es, dünkt mich, nur soviel als vorstellen überhaupt heißen. Ob die Vorstellung dunkel sei, oder klar, oder deutlich, gilt hier gleich viel. Nun aber ist es ein in der neueren Seelenlehre nicht mehr unbekannter Satz, daß sich unsre Seele immerfort den ganzen Zustand ihres Körpers vorstellt, daß aber diese Vorstellungen nur selten zum Bewußtsein gelangen. Also kann sich ja die Seele auch die Möglichkeiten jener unwillkürlichen Bewegungen vorher vorstellen, und doch diese Veränderungen selbst in der Folge vielleicht nicht bemerken? Einen stärkeren Einwurf könnte man von den Veränderungen hernehmen, die in den leblosen Körpern vorgehn. Diesen pflegt man gewöhnlich keine Vorstellungskräfte zuzuschreiben. Wer denkt also bei ihnen die Möglichkeit der Veränderungen? Allein auch hiegegen, sehen Sie leicht, könnte man sich mit Hülfe des Idealismus oder der Monadenlehre vertheidigen. So, glaube ich daher, ist Ihr Beweis gegen alle Angriffe gesichert. Dennoch aber, gesteh' ich Ihnen, bleiben mir noch Zweifel übrig, die ich auf keine Weise zu lösen vermag. Es scheint mir noch immer, als wäre der Mendelssohnsche Satz doch nicht ganz richtig, als könnte es doch noch Möglichkeiten geben, vielmehr aber

noch Wirklichkeiten, die auch von keinem Wesen gedacht würden. Ich will Ihnen, wenn Sie erlauben, meine Gedanken nach der Reihe vorlegen. Ihr Urtheil darüber soll mir sagen; ob ich sie für wahr, oder für falsch halten darf. Denn noch bin ich völlig zweifelhaft.

So richtig mir auch, wie ich schon oben gesagt habe, Ihr Beweis dünkt, so ist es mir doch — verzeihen Sie mir, liebster Freund, vielleicht habe ich Sie nur nicht recht verstanden — aber es ist mir, sag' ich, als wenn er doch nicht allgemein genug wäre, als wenn er den Mendelssohnschen Satz nicht in seiner ganzen Ausdehnung bewiese. Er erstreckt sich, soviel ich sehe, nur auf die Möglichkeit der Veränderungen, die mit schon vorhandenen wirklichen Wesen vorgehn. Nur auf diese, dünkt mich, paßt der Schluß: ihre Möglichkeit muß doch wenigstens von dem Wesen gedacht werden, in dem sie liegt. Dies aber ist nur eine einzelne Gattung der Möglichkeiten. Es giebt noch eine unendliche Menge andrer. Ich kann mir z. B. völlig eigne, für sich bestehende und doch bloß mögliche Wesen denken. Und wenn ich nun dies thue, wird Ihr Beweis dann auch für diesen Fall noch gelten? Und wenn er gilt, wie werd' ich ihn führen müssen? Wo werd' ich das Wesen finden, in dessen Wirklichkeit diese Möglichkeiten gegründet sein, von dem sie vorher gedacht werden müssen?

Ein Beispiel wird mich verständlicher machen. Ein geflügeltes Pferd ist eine Möglichkeit. Denn ich sehe weder einen inneren noch einen äußeren Widerspruch, der mich hinderte, die Ideen Pferd und Flügel mit einander zu verbinden. Muß nun aber auch diese Möglichkeit gedacht werden? Und wenn sie es muß, läßt sich diese Nothwendigkeit auf die obige Art darthun? Ich sehe

hier nicht das Wesen, in welchem die Möglichkeit des geflügelten Pferdes liegen, und von dem sie folglich gedacht werden müßte. —

Aber, hör' ich Sie sagen, sollte auch die obige Beweisart nicht für diesen Fall gelten, so finden Sie ja den Beweis, den Sie suchen, im Mendelssohn selbst. Freilich wohl, mein Bester, allein so ungern ich mich von diesem wahrhaftig großen Weltweisen entferne, so sehr ich meine Uebereinstimmung mit seinen Meinungen für den richtigsten Maßstab meiner eigenen Fortschritte in der Philosophie halte; so habe ich mich dennoch nie von der Richtigkeit der Sätze überzeugen können, die er in den letzten Kapiteln seiner Morgenstunden vorträgt. Sie sollen meine Gründe oder besser meine Zweifel — denn Gründe darf ich es wohl nicht nennen — dagegen hören. Sehen Sie zu, was Sie damit anfangen können.

Jede Wirklichkeit, sagt Mendelssohn, muß, als wirklich, gedacht werden. Denn jede Wirklichkeit *kann* gedacht werden. Dies *Können* ist nichts weiter, als eine Möglichkeit. Nun aber muß jede Möglichkeit gedacht werden. Folglich u. s. w.

Gegen diese Schlußfolge, dünkt mich, läßt sich nichts einwenden, sobald nur der Satz richtig bewiesen ist, daß jede Möglichkeit gedacht werden muß. Aber hier, glaub' ich, liegt der Knoten. Mendelssohn führt seinen Beweis auf folgende Art. Die Möglichkeit, sagt er, kann kein objectives Prädicat sein. Denn sonst entstünde die Ungereimtheit, daß etwas zu gleicher Zeit bloß möglich, und doch auch wirklich wäre. Sie ist also nur der Gedanke, daß irgend ein Ding bei veränderter Beschaffenheit, auch anders modificirt sein könnte; folglich nur etwas Subjectives.

Hier, dünkt mich, liegt die Idee zum Grunde, daß die Möglichkeit ein positives Prädicat ist. Nehme ich dies an; so ist der Beweis völlig richtig. Denn alsdann muß dies positive Prädicat entweder etwas Objectives sein, oder etwas Subjectives. Das erstere ist unmöglich; folglich ist es das letztere. Mir aber scheint, gerade umgekehrt, die Möglichkeit kein positives Prädicat zu sein, sondern ein negatives. Denn was heißt es anders: ein Ding ist möglich, als: es enthält keinen Widerspruch? Die Möglichkeit an sich ist also etwas Negatives, wenn gleich der Gedanke der Möglichkeit eines Dinges, als Modification eines denkenden Wesens, etwas Positives ist. Folge ich nun dieser Idee, so heißt die Frage: Giebt es eine Möglichkeit, die von keinem Wesen gedacht wird? nicht mehr als: Liegt in irgend einer Sache kein Widerspruch, und wird das, daß kein Widerspruch darin liegt, doch von keinem Wesen gedacht? Und diese Frage kann, glaub' ich, mit Recht bejaht werden. Denn, da ich einmal annehme, daß Möglichkeit nichts Positives, sondern etwas ganz Negatives ist; so kann ich auf keine Weise in die Absurdität verfallen, die Möglichkeit zu einem wirklichen Prädicate zu machen; und hierin bestand doch die ganze Stärke des Mendelssohnschen Beweises. Wenn ich also z. B. die Möglichkeit nehme, daß ein sitzender Mensch aufsteht; so ist diese Möglichkeit nichts Positives, sondern besteht nur darin, daß die Organisation seines Körpers der Bewegung des Aufstehens nicht widerspricht. Fragt man mich nun, ob es nothwendig sei, daß irgend ein Wesen sich das denke, daß hierin kein Widerspruch liegt? so antworte ich: nein, und fürchte nicht in die Absurdität zu verfallen, die Möglichkeit zu einem wirklichen Prädicate zu machen, da ich mich schon erklärt

habe, daß diese Möglichkeit ganz und gar nicht einmal etwas Positives ist. Fragt man mich aber weiter: was ist sie denn nun aber eigentlich? etwas Objectives? oder etwas Subjectives? so antworte ich: die Möglichkeit an sich selbst kann weder eins noch das andre sein, denn an sich selbst ist sie ja ganz und gar nichts Positives. Insofern sie aber von einem denkenden Wesen vorgestellt wird, ist sie etwas Subjectives. Jedoch dies, daß sie vorgestellt werde, ist nicht absolut nothwendig. Mich dünkt, unsre Einbildungskraft, und die Begierde, uns Alles, auch das Abstracteste zu versinnlichen, schadet uns hier am meisten. Wir wollen uns die Möglichkeit unter irgend einem Bilde, auf irgend eine Art sinnlich vorstellen. Nun aber können wir uns das Nichts, die bloß negative Idee: Hier liegt kein Widerspruch, ohnmöglich sinnlich vorstellen. Wir denken uns also die Möglichkeit als etwas Positives, und nun gerathen wir in Verlegenheit, wohin wir sie setzen sollen, wenn sie weder etwas Objectives sein kann, noch auch von irgend einem Wesen gedacht werden, nnd also auch nichts Subjectives sein soll. Und da wir uns hier nicht zu helfen wissen; so nehmen wir lieber an, daß eine von keinem Wesen gedachte Möglichkeit keine Möglichkeit ist. Darum verschwindet schon zum Theil die Schwierigkeit dieser Untersuchung, wenn man nur die Frage etwas anders faßt. Frage ich: Giebt es eine Möglichkeit u. s. w., so verführt mich das schon zu sehr, die Möglichkeit für etwas Positives anzusehn. Frage ich hingegen: Kann es wohl zwei Ideen geben, die noch von keinem denkenden Wesen mit einander verbunden worden sind? so dünkt mich, wird sich niemand weigern, dies zu bejahen, und thut man dies, so giebt es doch Möglichkeiten, die nicht

gedacht werden. Denn die Verbindung zweier Ideen, die keinen Widerspruch enthalten, ist doch offenbar eine Möglichkeit. Ist es aber nicht nothwendig, daß jede Möglichkeit gedacht werde, so braucht auch nicht jede Wirklichkeit gedacht zu werden. Denn dieses wurde nur durch jenes bewiesen. Und das scheint mir nun auch noch offenbarer. Warum sollte nicht ein Wesen existiren können, ohne daß es von irgend jemand gedacht würde? Wäre denn die Existenz dieses Wesens nicht Wahrheit? wenn gleich niemand diese Wahrheit dächte? Mendelssohn sagt es freilich. Aber ich sehe doch den Grund, die Nothwendigkeit davon nicht ein! —

Dies ist es, was mir für jetzt über diese Stelle der Morgenstunden einfällt. Glauben Sie nicht, daß ich es niedergeschrieben habe, weil ich es für richtig hielte. Es sind nur Zweifel, und Zweifel, die mich zwar hindern, den Mendelssohnschen Satz anzunehmen, mir aber doch nicht hinreichend scheinen, ihn gänzlich zu läugnen. Das einzige, was mich tröstet, ist, daß, wie Sie Sich erinnern werden, der Hofrath mir auch schon einmal sagte: Mendelssohn hätte den Fehler begangen, die Möglichkeit für etwas Positives anzusehn. Aber die Anwendung, die er hievon machte, war doch, dünkt mich, anders. Der Zustand des Zweifelns, sagt Cartes, ist ein unbehaglicher Zustand. Ich befinde mich jetzt darin. Helfen Sie mir heraus, liebster Freund; Sie können es ja vielleicht. Sollte ich selbst über kurz oder lang durch eignes Nachdenken, oder durch Unterredungen mit andern besser über diese Materie belehrt werden; so verspreche ich Ihnen, sollen Sie es erfahren; müßte ich gleich alles das wieder zurücknehmen, was ich hier gesagt habe.

Es ist schon sehr spät, mein Bester. Sie werden doch nicht böse, wenn ich die Beantwortung der übrigen Punkte Ihres Briefes mir für ein andermal vorbehalte? Es würde mir heute in der That zu viel werden. Leben Sie also nun wohl, liebster Freund, und verzeihen Sie, ich bitte Sie recht sehr darum, alles das Unbestimmte, Halbichte und Falsche, was auf diesem Blatte stehen mag. Bitten Sie auch Ihre vortreffliche Freundin, dies zu thun. Sie will sich ja einmal durch alle meine Warnungen nicht abschrecken lassen, diese Zeilen zu lesen, und in der That, wenn sie eben so streng richtet, als sie gut richten kann; so zittre ich. Bitten Sie ja für mich. Und dann schreiben Sie mir recht bald wieder, lassen Sie aber ja wieder etwas von dem Briefe abschneiden, wenn Sie auch ein wenig böse werden sollten. Ich will Sie gewiß wieder gut machen. Nun leben Sie wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Ganz
der Ihrige
Wilhelm.

3.

Wenn wir uns nicht zu genau kennten, liebster Beer, und uns nicht gegenseitig zu gut wären, um einander noch mißzuverstehn; so würde ich fürchten, daß Sie über mein langes Stillschweigen böse wären, und es einem Mangel an Freundschaft in mir zuschrieben. Aber so würde ich Unrecht haben, Ihr Herz eines solchen Argwohns zu beschuldigen. O! wie oft, bester Freund, hab' ich schon an Sie gedacht seit ich hier bin; wie oft mich

an die frohen Stunden zurückerinnert, wo ich bei Ihnen oder Sie bei mir waren, und wo wir uns so manchmal über philosophische Gegenstände unterhielten; wie oft diese Stunden zurückgewünscht! Und nicht bloß diese Trennung, Lieber, macht mir Kummer; nein, vorzüglich der Gedanke, der nur bei Gelegenheit dieser Trennung lebhafter in mir wurde, daß wir uns einmal auf längere Zeit, ach! vielleicht auf immer werden trennen müssen. Vergessen Sie mich nur dann nicht, bleiben Sie nur auch dann noch mein Freund! Auf die Aeußerungen der Freundschaft hat die Abwesenheit wohl Einfluß, aber auf die Freundschaft selbst muß sie keinen haben. Doch von einem Herzen, wie das Ihrige, brauche ich nichts zu fürchten. Wenn Sie mir jetzt gut sind, und das sind Sie mir doch? so werden Sie es mir auch gewiß bleiben; so lange bleiben bis ich selbst es nicht mehr verdiente. Was machen Sie denn, mein Bester? befinden Sie Sich wieder besser? oder leiden Sie noch an Ihren Kopfschmerzen? Studiren Sie nur nicht zu viel, ich bitte Sie recht sehr darum. Bedenken Sie, daß Sie Ihrer Gesundheit, und dadurch Ihren Studien selbst den größten Schaden thun. Vorzüglich studiren Sie nicht des Nachts; nichts auf der Welt greift so an. Verzeihen Sie mir, daß ich einen Augenblick Ihren Arzt spiele. Aber Sie können es dem Freunde nicht verargen, wenn er um Sie besorgt ist, wenn er Sie sich recht lange zu erhalten wünscht. Und Ihr Fleiß macht mir bange; Sie haben schon diesen Sommer die schlimmen Folgen davon für Ihre Gesundheit erfahren. Raubt Ihnen Ihr Brodstudium auch, wie mir, alle Zeit, lieber Beer, oder können Sie noch mitunter philosophische Bücher dabei lesen? Schreiben Sie mir doch, was Sie lesen, und wenn Ihnen

etwas aufstößt, worüber Sie einem andren gern Ihre Gedanken mittheilen wollten; o! so lassen Sie mich diesen andren sein. Ich will Ihnen gewiß auch meine Meinung immer recht ausführlich darüber schreiben. Dann werde ich durch Sie, und Sie durch mich manchen Irrthum verbessern. Denn man lernt doch allemal gegenseitig, wenn man gemeinschaftlich arbeitet. Ich arbeite auch hier einige Stunden wöchentlich mit Dohna und Keverberg zusammen. Nichts, dünkt mich, knüpft so feste Freundschaftsbande, als gemeinschaftliches Studiren. Um so mehr freue ich mich, künftigen Sommer mit Ihnen zusammen griechisch zu lernen. Ich sage zu lernen. Denn wenn ich gleich eine Art von Lehrer bei Ihnen vorstellen soll; so werde ich doch gewiß ebensoviel dabei lernen, als Sie. Und wer weiß, ob nicht mehr? Denn der Schüler eines schlechten Lehrers ist immer schlimm dran.

Ich, lieber Freund, kann nicht eben sagen, daß ich hier sehr vergnügt lebte. Ich kann Berlin noch nicht vergessen. Wenn ich nur Einen Freund hier hätte, wie Sie, bester Beer! Dohna und Keverberg sind recht gute Leute. Aber das sind sie mir doch lange nicht, was Sie mir waren, mein Theuerster, und werden es mir auch nie werden.

Nun leben Sie wohl, guter lieber Beer, vergessen Sie Ihren abwesenden Freund nicht, und werden Sie nicht böse, wenn er Ihnen einmal in einer längeren Zeit, als Sies wünschen, nicht schreibt. Sein Herz ist gewiß nicht Schuld daran, nur seine Geschäfte. Ich habe schrecklich viel zu thun.

Den 14ten October 1787.

Humboldt.

4.

Tausend Dank, mein Bester, für Ihren lieben Brief. Er hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. Ich habe jetzt einen Augenblick Zeit, da will ich ihn auch gleich beantworten. Denn von den drei Uebeln, die Sie, wie Sie schreiben, vom Unterhalten mit Ihren Freunden abhalten, hab' ich zwar nur eins, und nicht einmal immer, ich meine Kopfschmerzen; aber ich habe dafür andre und unangenehmere als wenigstens die Metaphysik. Warlich, lieber Beer, wenn ich Ihnen nicht so oft schreibe, als ichs gern will, so ist nur Ueberhäufung mit Arbeiten, oder wenigstens mit Beschäftigungen daran Schuld. Sie wissen selbst, wieviel man arbeiten muß, um nur etwas fortzukommen, und Sie arbeiten doch gewiß schneller als ich. Denn ich arbeite erstaunt langsam.

Sie schreiben so traurig, lieber Freund. Das ist doch nicht so ganz recht. Daß Sie Sich einmal werden von Ihren Freunden trennen müssen, ist freilich schmerzhaft; aber es muß Sie nicht muthlos machen. Ihre Lage ist nicht so unglücklich, als Sie denken. Geld und Unterstützung machen nicht immer glücklich. Sie haben einen Kopf, der es gewiß mit jedem andren aufnehmen kann; Sie haben einen eisernen Fleiß. Sie besitzen alles, um künftig ein nützlicher Mann zu werden; Sie werden es sein. Und das ist doch eigentlich die Freude, die, ich möchte fast sagen, einzig eines Mannes recht würdig ist. Wenigstens kann er, wenn er gut ist, keine andre recht genießen, so lange ihm diese noch fehlt. Die Welt ist auch gewiß nicht so schlimm, als Sie sagen. Es giebt überall gute Menschen, und wer selbst gut ist, findet sie bald. Und gegen die schlechten schützt Klugheit und

weises Mistrauen. Nur Schade, daß dies Mistrauen gerade den edelsten Herzen am sauersten wird.

Sie fragen mich nach den Professoren. Aber leider kann ich Ihnen davon nur sehr wenig sagen, und am wenigsten von Darjes und Behrends, nach welchen Sie am meisten fragen. Ich habe Darjes nnr Einmal besucht, und bei diesem Besuch nun eben weiter nichts bemerkt, als daß es ein alter Mann ist, der gern spricht, und am liebsten von sich. Gehört hab' ich ihn noch gar nicht. Sein Vortrag aber soll nicht schlecht sein. Behrends hab' ich noch gar nicht gesehn. Er wird aber erstaunt gelobt. Keverberg und Dohna hören Metaphysik und Physiologie bei ihm, und sind ganz entzückt davon. Die Physiologie wenigstens hätt' ich gern mitgehört, aber ich hatte nicht Zeit. Mein Bruder würde Ihnen vielleicht mehr von diesen Leuten sagen können. Er ist herumgegangen hospitiren, wie mans nennt. Ich war nur bis jetzt noch zu beschäftigt dazu; aber ich thus gewiß auch noch.

Wollen Sie wissen, wie ich meinen Tag zubringe, Lieber? Um 5 Uhr oder etwas später, doch immer vor 6 steh ich auf, und arbeite bis 10 Uhr. Dann hab ich bis Mittag eine Stunde Kirchengeschichte, und eine andere Reichsgeschichte. Um 12 wird gegessen bis etwa halb zwei. Dann lauf ich allein spazieren, oder gehe zu Keverberg bis 2. Nachher bin ich wieder bis 6 in Collegien, einem ökonomischen und 3 juristischen. Nach 6, wenn ich nicht ausgebeten bin, was, so selten es auch ist, mir doch noch zu oft kommt, arbeit ich wieder bis gegen 8. Von 8 bis 10 wird gegessen, und gewöhnlich bei Löfflers etwas vorgelesen. Dann arbeit ich noch bis 11, manchmal auch später, und so endigt sich mein

Tag. Wenn Sie nun die Zeit bedenken, die zum eignen Studiren bei dieser Eintheilung übrig bleibt; so sehn Sie wohl, daß sie zum Vorbereiten und Wiederholen aller dieser Stunden ziemlich klein ist. Und doch wird mir die Zeit lang. Es ist mir, als wär ich schon ein Jahr hier. Eine recht vergnügte Stunde hab' ich hier noch nicht gehabt, oder wenigstens war es nicht Frankfurt, das mir sie machte. Indeß bin ich mit meinem Aufenthalt hier doch immer nicht unzufrieden. Ich lebe in einer glücklicheren Lage, als irgend ein andrer Student hier, und ich bin hier, um zu lernen. Man muß seiner Bestimmung folgen, lieber Beer, sie sei, welche sie wolle. Ich werde unglücklich sein, wenn sie mich einmal in eine entferntere Gegend führt. Aber ich werde gehn, und den Gram in mir verzehren.

Leben Sie wohl, mein theurer, bester Freund. Vergessen Sie mich nicht, und lassen Sie uns Freunde bleiben, wie weit uns das Schicksal auch trennen mag. — Ich schreibe Ihnen durch die Hofräthin. Er möchte es übel nehmen, daß ich Ihnen und nicht zugleich ihm schriebe. Und so gern ichs thäte, so hängt das doch noch mehr von Zeit und Stimmung ab. Antworten Sie mir durch eben diese Gelegerheit. Leben Sie wohl!

Freitag. Ihr

Humboldt.

5.

Dienstag Abend.

Wäre es unter Freunden, wie wir sind, möglich, lieber Beer, uns noch so sehr miszuverstehn, daß wir einer

des andren längeres Stillschweigen einem Mangel an Liebe zuschrieben; so würde ich mich jetzt weitläuftig entschuldigen müssen, daß ich Ihren letzten freundschaftlichen Brief erst heute beantworte. Aber so kennen Sie mich gewiß zu gut, als daß Sie von mir glauben sollten, daß meine Freundschaft für Sie durch Abwesenheit, oder durch irgend einen andren Umstand abnehmen könnte. Wozu also die Entschuldigungen? Sie denken sie Sich gewiß alle so gut hinzu, als ich sie Ihnen sagen könnte. Denn sie liegen so natürlich in meiner Lage, die darin gewiß sehr viel Aehnliches mit der Ihrigen hat. Darin ist unsre Lage freilich ähnlich, daß wir beide viel zu thun haben. Aber auf der anderen Seite ist eine sehr große Verschiedenheit. Ich muß in Frankfurth sitzen, und Sie können in Berlin in dem besten Hause, unter den edelsten Leuten leben. Wie gern möcht' ich mit Ihnen tauschen können! — Unsre Freundin schreibt mir, sie hätte die Metaphysik aufgegeben. Ich bedaure Sie, mein Lieber. Sie haben eine treffliche Gesellschafterin an ihr verloren, die Ihnen gewiß, indem sie Ihnen bald Ihre Zweifel löste, bald Ihnen andre entgegensetzte, viel Nutzen geschafft hat. Indeß hat sie Recht, die Metaphysik zu verlassen, dünkt mich, so außerordentlich auch ihr Kopf ist. Es ist kein rechtes Studium für eine Dame, wenigstens kann sie gewiß mit mehr Glück in einem andren fortkommen. Scheint das Ihnen nicht selbst so, bester Freund? Von den hiesigen Professoren wüßte ich Ihnen nichts zu sagen. Denn die, die Sie interessiren, Berends und Hartmann, kenne ich nicht. Eine Doctorpromotion hab' ich hier gesehn. Wenn Sie jemand wissen, der gern Doctor werden will, und nichts gelernt hat, schicken Sie ihn nur her. Hier braucht er nichts als eine Stunde

lang zu stehn, und zu thun, als wollte er disputiren. Denn der Professor macht nicht bloß die Disputation für ihn, er hält sie auch hernach. Ich habe einer mit beigewohnt, wo der Doctorirende nicht Ein Wort sprach. Ueben Sie Sich auch, lieber Beer, in Ihren lateinischen Stunden im Schreiben und Sprechen? Thun Sies doch ja. Sie müssen doch auch einmal disputiren, und da brauchen Sie es nothwendig. Gute Nacht, lieber Freund, schlafen Sie wohl und antworten Sie mir bald wieder; aber doch nicht eher, als Ihre Geschäfte es erlauben. Leben Sie wohl!

Ewig Ihr Freund

Humboldt.

Alexander grüßt Sie; er wundert sich, daß Sie ihm nicht antworten.

Eben sagt mir Alexander, daß er Ihnen auch in seinem Briefe von der Art der hiesigen Disputationen geschrieben hat. So hören Sie also dasselbe zweimal. Nehmen Sies nicht übel, Bester, ich habs nicht gewußt.

6.

Göttingen, den 15. Junius.

Wie gern, lieber Beer, hätte ich Ihnen schon neulich geschrieben, als ich dem Hofrath schrieb. Aber Sie wissen ja aus eigner Erfahrung, wie man immer so viel zu thun hat, daß man selbst an den liebsten Beschäftigungen gehindert wird, und so geht es mir auch jetzt häufig. Jedoch, hoff ich, wird mir Ihre Freundschaft verzeihen. Ich habe in den zwei Monaten, die ich nun wieder von Berlin abwesend bin, recht viel angenehme Tage gehabt.

Ich habe so viele neue merkwürdige Gegenstände gesehn, so manchen interessanten Mann gesprochen, daß mir die Zeit, ich weiß nicht wie, dabei verstrichen ist. Und auch jetzt, da ich eine neue ziemlich einförmige Lebensart hier führe, bin ich recht heiter. Es ist wirklich hier sehr gute Gelegenheit zum Studiren, und ich wünschte wohl, daß Sie einmal sie benutzen könnten. Die Studenten sind beinah durchgängig fleißig, und es herrscht ein sehr guter, gar nicht studentenmäßiger Ton unter ihnen. Gegen Frankfurth habe ich einen außerordentlichen Unterschied gefunden. Dabei hat man die vortreffliche Gelegenheit, die Bibliothek zu benutzen, so daß es einem nicht leicht an irgend einem Hülfsmittel zum Studiren fehlt. Ich arbeite hier ziemlich viel, doch habe ich meine Zeit so eingetheilt, daß es meiner Gesundheit gewiß nicht schädlich sein wird. Sie arbeiten doch auch nicht zu viel, mein Bester? Es war sonst immer Ihr Fehler, noch weit mehr, als der meinige. Thun Sie es doch ja nicht; Sie sind noch so jung, und haben doch wirklich schon so viel Kenntnisse. Sie können, auch bei einem gemächlicheren Studiren, noch sehr viel leisten. Und bei dem gar zu angestrengten ist wirklich kein Vortheil weder für Leib noch Seele. Denn die Seele ist doch nun einmal so an den Leib gefesselt, daß Schlaffheit der Nerven des Körpers auch die Nerven der Seele schwach macht, mögen Sie nun diesen Zusammenhang, auf welche Art Sie wollen, erklären. Ich lese jetzt den Kant. Ich habe mir vorgenommen, ihn recht sorgfältig zu studiren. Ich schreibe mir jedesmal das, was ich gelesen habe, wieder selbst auf. In einem halben Jahre komme ich doch vielleicht mit der Kritik zu Ende. Sie ist sehr schwer, das muß ich gestehn, aber soweit ich nun gelesen habe,

belohnt sie doch auch die Mühe sehr. Und daß Kant eigentlich so dunkel schriebe, das finde ich nicht. Er schreibt vielmehr sehr bestimmt, definirt, und dividirt sehr genau. Die Schwierigkeit liegt wohl nur in den Sachen, und in der neuen, ungewohnten Darstellungsart. Daß er sich eine neue Terminologie bildet, dünkt mich, verringert eher die Schwierigkeit, als daß sie dadurch größer werden sollte. Es ist doch besser, daß man ein Dutzend neue Wörter lernt, als daß man die alten braucht, die oft durch ihre unbestimmte Bedeutung eine große Verwirrung anrichten. Ich hoffe, Sie werden, wenn Sie einmal selbst den Kant lesen, das, was ich Ihnen hier sage, bestätigt finden. Wir dachten ja sonst über philosophische Gegenstände gewöhnlich einig.

Was machen, was studiren denn Sie jetzt, mein Lieber? Denn Studiren muß doch eigentlich in dem Alter, in dem wir noch beide sind, das wahre Leben die einzige Freude sein. Und wie sollte sie es Ihnen nicht sein, da Sie durch Ihre schnellen Fortschritte schon so früh sich belohnt sehn. Glauben Sie nicht, daß nur meine partheiische Freundschaft Ihnen das sagt; sollte auch Ihre Bescheidenheit Sie selbst das weniger fühlen lassen, so sagten es Ihnen ja doch so viele andre, deren Urtheile sie glauben können.

Antworten Sie mir doch, so bald es Ihnen eine müssige Stunde erlaubt. Denn Sie von irgend einer nützlichen Arbeit zurückzuhalten, dazu ist meine Freundschaft, wie begierig sie auch ist, etwas von Ihnen zu hören, zu gewissenhaft.

Grüßen Sie tausendmal den Hofrath, die Hofräthin, und die Veit und ihren Mann. Auch den jungen Mendelssohn vergessen Sie nicht.

Leben Sie wohl und behalten Sie lieb
Ihren

Humboldt.

7.

8. Mai, 89.

Glücklicherweise, lieber Beer, haben Sie unter Ihren Brief kein Datum gesetzt, er ruft mir also meine Schuld weniger lebhaft ins Gedächtniß zurück, Ihnen so viele Monate lang eine Antwort schuldig geblieben zu sein. Was werden Sie von mir denken? Sie schreiben mir im October, und ich, ich antworte Ihnen im Mai. Denken Sie immer jede Hypothese, die Sie machen mögen, nur die eine machen Sie nie, daß ich Sie vergessen hätte, daß ich mich nicht oft und lebhaft an Sie erinnerte. Wir haben zu viel frohe Stunden mit und durch einander genossen, sind zu nah durch gemeinschaftliche Studien und gemeinschaftliche Freuden verbunden, als daß wir je aufhören könnten, uns sehr viel zu sein. Wenn ich Ihnen also so lange nicht schrieb, so rechnen Sie es theils Arbeiten, Krankheiten, Zerstreuungen, theils aber, ich will lieber geradezu meine Schuld gestehn, meiner Nachlässigkeit im Briefschreiben zu. Es ist so etwas entsetzlich Langweiliges um das Ideen mittheilen durch Briefe. Man muß, wenn man sich auch noch so oft schreibt, auf eine Entfernung von 40 Meilen doch immer so lange auf Antwort warten, daß die Ideen darüber ihr Interesse verlieren. Darum freue ich mich recht herzlich, Sie nun bald wiederzusehn. In 6, 7 Monaten bin ich nun wieder bei Ihnen, und dann wollen wir im Gespräch

nachholen, was wir im Briefwechsel versäumten. — Daß Sie krank und so gefährlich krank gewesen waren, erfuhr ich erst, als ich mich schon wieder über Ihre Besserung freuen konnte. Sie studiren zu viel, lieber Beer. Thun Sie es nicht, schonen Sie Ihre Gesundheit mehr. Es giebt doch nichts Wichtigeres auf Erden, als Stärke und Heiterkeit des Geistes, Fähigkeit, leicht und schnell auch schwere Gegenstände durchdenken zu können, und diese Fähigkeit wird gewiß durch übermäßiges Studiren, und häufige Krankheiten außerordentlich geschwächt. Ich habe das drückende Gefühl des Unterliegens der Seele unter dem Körper sehr stark gehabt. Ich war eine Zeit lang nach meiner Krankheit erstaunlich schwach, mein Gedächtniß war fast ganz verschwunden, und auch des kleinsten Nachdenkens war ich nicht fähig. Ich empfand eine unausstehliche Leere in mir, ich fühlte, daß alle meine Freunde Langeweile bei mir haben müßten, und doch erinnerte ich mich, sonst von solcher Schwachheit frei gewesen zu sein. — Bing, dessen Bekanntschaft Sie mir verschafft haben, gefällt mir sehr gut. Er ist in der That ein sehr fähiger Kopf, und über alle Beschreibung fleißig. Selbst was mir sonst nicht an ihm gefiel, eine gewisse Selbstgenügsamkeit, die er mir zu haben schien, hat sich beinah ganz verloren. Ich habe ihn ziemlich oft gesehn, und gern, sehr gern hätte ich ihn noch öfter besucht, wenn ich nicht mit Arbeiten gar zu sehr überhäuft gewesen wäre. Es ist ja auch ein Friedländer und zwei Wolfs hier angekommen. Sie kennen ja wohl schon diese Menschen. Schreiben Sie mir doch etwas von ihnen. Der älteste Wolf hat so etwas Entscheidendes in seinen Urtheilen, das ich nicht gern mag, der jüngste scheint besser und bescheidner. Kenntnisse haben sie wohl

beide? Friedländer scheint fleißig und von sehr gutem, sanftem Charakter. Was macht denn sein Onkel in Berlin? Er wird mir nun auch bald einen Brief 6 Monate lang schuldig sein. Für mich geht nun jetzt mit dem Sommer wieder die angenehme Jahreszeit an. Im Winter sollten Sie Göttingen nur einmal sehn. Es herrscht immerfort ein so dicker Dunst darin, daß es warlich eines Musenschwinges bedarf, um sich darüber zu erheben. Daß ich meinen Bruder wieder bei mir habe, macht mir unendlich viel Freude. Er hat sich in dem Jahr unsrer Trennung noch sehr gebildet, und ich habe mich gewundert, so viele und so mannigfaltige Kenntnisse bei ihm zu finden. Unsren lieben, theuren Professor grüßen Sie tausend-tausendmal von mir; sagen Sie ihm nur, daß ich ihm sehr für seinen lieben Gruß dankte, den mir Stich gebracht hätte. Ich wüßte es sehr wohl, daß ich ihm noch einen Brief schuldig wäre, aber ich stäke so tief in Briefschulden, daß ich mir nur durch einen Bankerott zu helfen wüßte. Der Professorin und Madame Veit empfehlen Sie mich angelegentlichst. Und nun leben Sie wohl, mein lieber theurer Freund, bleiben Sie mir gut und zweiflen Sie nicht, daß die kostbaren Stunden des Freundschaftsgenusses nicht wiederkehren würden, die uns manchmal so glücklich machten.

Ewig

Ihr

Humboldt.

Die Originale der vorstehenden sieben Briefe befinden sich im Besitz der Familie Lehfeldt in Berlin und sind mir von dieser vor langen Jahren zu freier Benutzung überlassen worden. Gerichtet sind sie an den Studiosus der Medizin Beer, mit dem als einem Hausgenossen des Hofrat Herz die Brüder Humboldt

sich innig befreundet hatten und der später bis zu seinem Tode als praktischer Arzt in Glogau lebte, wo ihn noch immer gelegentlich Briefe von Henriette Herz aufsuchten. Noch aus dem Juni 1833 liegt mir ein solcher vor. Von Alexander von Humboldts Briefen an ihn sind zwei aus dem Jahre 1787 und einer aus dem Jahre 1806 von Julius Löwenberg in Bruhns' Alexander von Humboldt 1, 56 und 416 veröffentlicht worden. Einige noch vor Alexanders Abgang zur Universität in hebräischer Kurrentschrift geschriebene lohnen ihrer Inhaltslosigkeit wegen die Mitteilung nicht; denn lieber als „über irgend eine philosophische Materie", die der Freund zu behandeln so gut verstehe, möchte jener „sein Herz reden lassen"; müsse er sich doch, so oft er über etwas nachdenke, immer alle mögliche Mühe geben zu verhindern, „dass nicht die subjektive Reihe meiner Ideen immerfort die objektive unterbricht". Es war anders bei dem älteren der beiden Brüder. Zwischen ihm und Beer begründeten die gemeinschaftlichen philosophischen Interessen ein noch näheres Verhältniss. Ganz um diese Interessen drehen sich die beiden ersten der hier mitgeteilten Briefe. Sie sind leider undatiert, weisen aber durch ihren Inhalt deutlich auf die Zeit, in welcher beide Freunde in Berlin noch mündlich mit einander verkehrten. In der wolfschen Philosophie war Wilhelm von Humboldt „gesäugt und grossgezogen worden" (an Jacobi S. 6 Leitzmann). Kein Andrer als Mendelssohn war es, der ihn in dieselbe einweihte. Auch den Vorlesungen Engels zwar verdankte er ohne Zweifel für seine philosophische und ästhetische Bildung mannigfache Anregungen; aber gewiss nicht dieser, wie ich selbst früher deutete (Wilhelm von Humboldt S. 9) und neuerdings Leitzmann (Briefe an Jacobi S. 101) wiederholt, sondern Mendelssohn ist gemeint, wenn er in der Einleitung zu der Übersetzung xenophontischer und platonischer Stellen über die Gottheit, Vorsehung und Unsterblichkeit (jetzt Gesammelte Werke 3, 103) sich auf den aufmunternden Beifall eines Mannes beruft, „in dem Deutschland schon längst nicht bloss einen seiner scharfsinnigsten Philosophen, sondern auch einen seiner feinsten Schriftsteller verehrt und dem ich den grössten Teil meiner Bildung schuldig zu sein mit innigster Dankbarkeit bekenne". Für seinen ältesten Sohn Josef hielt Mendelssohn jene philo-

sophisch-religiösen Vorträge, die dann 1785 unter dem Titel „Morgenstunden" für den Druck ausgearbeitet wurden. Auch die Brüder Humboldt sollen bei diesen Vorträgen zugegen gewesen sein (vgl. Kayserling, Moses Mendelssohn S. 422. 426; Löwenberg bei Bruhns 1, 29); die Schriften Mendelssohns, wie unsre Briefe bezeugen, wurden von Wilhelm von Humboldt eifrig studiert und boten ihm und seinen Freunden reichen Stoff zu mündlicher und schriftlicher Debatte. Ganz wie ein philosophisches Exerzitium nimmt sich der erste Brief aus, der die Frage über die unendliche Teilbarkeit der Körper im Sinne der leibnizischen Monadologie von der Annahme aus verneinend entscheidet, dass das Körperliche ein Phänomenon zu Grunde liegender Kräfte sei. Eine Auseinandersetzung Mendelssohns im zweiten Gespräch von dessen Phädon, auf die sich der Briefsteller ausdrücklich beruft, muss den Beweis vervollständigen. Dort nämlich (Mendelssohn, Gesammelte Schriften 2, 150) hatte der moderne Sokrates in Wiederholung der Ansicht, die Seele dürfte am Ende nichts als die Harmonie des Körpers sein, den Satz umständlich begründet, „dass niemals durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden kann, deren Ursprung nicht in den Grundteilen zu suchen ist." — Der Brief ist „deutsch geschrieben" (93, 23), d. h. nicht in hebräischen Lettern. —

Einen schon etwas andern Charakter zeigt der zweite Brief. Obgleich noch ganz im Bannkreis jener formalistischen Begriffsphilosophie, zu der er durch Mendelssohn geschult worden war, findet sich der Briefsteller doch durch seinen eignen Scharfsinn bis zu einem Punkte fortgetrieben, wo ihm die Berechtigung logische Erkenntniss als reale zu behandeln zweifelhaft werden muss. Er ist auf dem besten Wege zu der Stimmung, von der er in seinem ersten Briefe an Jacobi spricht. „Ich gestehe Ihnen," schreibt er da, „dass ich in der Zwischenzeit, da ich Wolf nun so ziemlich gefasst hatte und ehe ich Kant las, beinahe einen Widerwillen gegen meine Metaphysik empfand. Es kam mir Alles so trocken, so blosses Gerippe ohne Geist und Leben vor. Ich demonstrierte und demonstrierte und nie brachten doch die Resultate eigentlich Überzeugung hervor" (an Jacobi S. 2). Im 16. Abschnitt der Morgenstunden nämlich (Gesammelte Schriften 2, 376) hatte Mendelssohn einen neuen Beweis für das

Dasein Gottes von dem Satze aus zu führen gesucht, dass alles Wirkliche von einem denkenden Wesen als wirklich gedacht werden müsse; er hatte daraus geschlossen, dass, da unser Verstand ein eingeschränkter sei, ein vollkommener Verstand existieren müsse, der den Inbegriff und Zusammenhang aller Wirklichkeit in der höchsten Deutlichkeit sich vorstelle. Jenen grundlegenden Satz nun hatte Beer in einem besondern Aufsatz weiter zu begründen versucht; gegen eben diesen Satz trägt Humboldt seine Zweifel vor. Der wohlgeschulte Dialektiker beseitigt zunächst einen naheliegenden Einwand, der gegen den Satz erhoben werden könnte, mit Hülfe der im leibnizischen System gegebenen psychologischen und metaphysischen Annahmen, die er somit zu den seinigen macht. Mit einem andern Einwand dagegen weiss er nicht fertig zu werden und erklärt daher bis auf Weiteres in jenem nach Cartesius (*Meditatio* 1 Schluss) so unbehaglichen Zustande des Zweifels verharren zu müssen (vgl. an Jacobi S. 8). Dieser andre Einwand hat in der Tat guten Grund. Er richtet sich gegen den Ausgang, den Mendelssohn von dem Begriffe des Möglichen genommen. Alles Wirkliche, hatte dieser behauptet, wenn es wahr sein soll, muss von irgend einem Wesen als wahr erkannt und begriffen werden; denn schon jede Möglichkeit muss als Gedanke in einem denkenden Wesen idealisches Dasein haben. In diesem letzteren Satz eben deckt Humboldt den Irrtum auf. Das bloss Logische hatte sich dem Verfasser der Morgenstunden in etwas Metaphysisches verwandelt; er hatte Möglichkeiten schlechtweg als objektive „Fähigkeiten“ behandelt, die in dem Wirklichen begründet seien. Mit Recht kennt dagegen sein scharfsinniger Kritiker auch andre Möglichkeiten, Möglichkeiten, die in keiner Wirklichkeit, sondern lediglich in dem Satz des Widerspruchs begründet sind, die nichts bedeuten als Widerspruchslosigkeit, deren es also unendliche geben kann und die keineswegs aktuell von irgend einem Wesen gedacht zu werden brauchen. — Der „Hofrat“ (100, 20), der in ähnlichem Sinne Mendelssohn den Fehler vorgeworfen, dass er die Möglichkeit für etwas Positives angesehen habe, ist natürlich Markus Herz, waldeckischer Hofrat, der in den folgenden Briefen auch als der „Professor“ figuriert. Die schöne und kluge Henriette, seine Frau, erscheint am Schlusse unsres

Briefes (101, 8) als die „vortreffliche Freundin“, die das philosophische Blatt gleichfalls lesen und darüber richten wird. —

Die nun folgenden Briefe aus Humboldts Studienzeit bilden eine kleine Ergänzung zu den gleichzeitigen an Henriette Herz, die aus Varnhagens Nachlass (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 53) veröffentlicht worden sind, und zwar gehören Nummer 3 bis 5 der frankfurter Zeit an. Mit ihrem Hofmeister, dem trefflichen Kunth, waren beide Brüder Humboldt im Herbst 1787 nach Frankfurt gezogen und dort am 1. Oktober immatrikuliert worden, um Jura und Kameralia zu studieren. Sie wohnten in dem Hause des Theologen Löffler, der, früher Prediger in Berlin und Wilhelms erster Lehrer im Griechischen, seit 1782 Professor und Prediger in Frankfurt war, von wo er 1789 als Generalsuperintendent nach Gotha ging.

Als erster Brief aus Frankfurt charakterisiert sich durch seinen Inhalt der vom 14. Oktober. Er besteht fast ganz aus Freundschaftsergüssen und altklugen Warnungen vor übertriebenem Fleiss, die sich seltsam genug im Munde des jungen Mannes ausnehmen, der sich selbst ganz in sein „Brodstudium“ vertieft hat. Er erwähnt ausserdem zweier auch im folgenden Briefe genannter Kommilitonen, die freilich gegen Beer zurückstehen müssen. Es ist Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, der von 1786—88 in Frankfurt studierte, derselbe, in dessen Ministerium Humboldt später die Leitung der Kultus- und Unterrichtssektion übernahm, und ein gewisser Keverberg, den als Studiengenossen der beiden Brüder auch Löwenberg (Bruhns 1, 62) erwähnt und der nach Wilhelms Brief an Henriette Herz vom 25. Mai 1788 (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 98) auch zu dieser in Beziehung stand.

Nummer 4, wie es scheint, Antwort auf Beers ersten Brief, berichtet etwas eingehender über die Zeiteinteilung, die Studien- und Lebensweise des fleissigen, aber ganz auf seine Fachstudien beschränkten Studenten. Die Philosophie ruht. Er kann die Fragen nach Darjes und Berends nur ungenügend beantworten, ebenso im folgenden Briefe die über Hartmann. Joachim Georg Darjes ist der durch glänzendes Lehrtalent ausgezeichnete philosophische Eklektiker, der, vielfach von Wolf abhängig, doch in einigen wichtigen Lehrstücken gegen Wolf polemisierte (vgl.

Erdmann, Grundriss der Geschichte der Philosophie[3] 2, 214; Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz S. 280). Er war der Nachfolger Baumgartens auf dem frankfurter Katheder und, 1714 geboren, jetzt „ein alter Mann"; er starb 1792. Der Mediziner Berends las nicht nur über alle Teile der praktischen Medizin, sondern unter Zugrundelegung von Platners Grundriss auch über Logik und verband damit empirische Psychologie (vgl. Hausen, Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt an der Oder S. 113 und Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 53). Über den Mediziner Hartmann giebt dem berliner Freunde Alexander von Humboldt einige Auskunft bei Bruhns 1, 58. — Sehr begreiflich übrigens, dass Frankfurt den durch Berlin verwöhnten Humboldt wenig anmutete. Er schreibt am 7. März 1810 nach einem dreitägigen Aufenthalt in Frankfurt, bei dem er die Erinnerungen seines dortigen Studienlebens auffrischte, an Johanna Motherby, wie er sich vor 22 Jahren von dort nach Berlin gesehnt und „alle Tage und Stunden gezählt" habe (Briefe an Johanna Motherby S. 52).

Diese Stimmung bestätigt auch unser fünfter Brief, in dem die „Freundin" (107, 17) natürlich wieder Henriette Herz ist. Das Datum des Briefes — November oder Anfang Dezember 1787 — erhellt aus der Bezugnahme der Nachschrift auf Alexanders an Beer gerichteten Novemberbrief, der, zuerst in den Preussischen Jahrbüchern 3, 613 veröffentlicht, sich jetzt bei Bruhns 1, 56 findet. —

Ohne den Hofmeister und ohne seinen Bruder, der den nächsten Sommer und Winter wieder in Berlin zubrachte, ging nun Wilhelm nach einem Ferienaufenthalt in Berlin Ostern 1788 nach Göttingen, wo er am 23. April immatrikuliert wurde. Zu den aus Varnhagens Nachlass (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 91) und von Schwenke in der Deutschen Rundschau 1891, 258 veröffentlichten Dokumenten aus der göttinger Zeit bringen die beiden hier mitgeteilten Briefe Nr. 6 und 7 nur wenig Neues. Am bedeutendsten ohne Zweifel ist die Notiz über das begonnene Studium Kants und das Urteil über die Kritik der reinen Vernunft. Erst jetzt also, nicht schon in Frankfurt, wo er Darjes' und Berends' Vorlesungen unbeachtet liess, hat er die Bekanntschaft des grossen Kritikers gemacht, in dessen Schriften er sich fortan immer mehr vertiefte

(Leitzmann, Briefe an Jacobi S. 101). Über die zu Anfang des Briefes (108, 28) erwähnte Reise, die er von Göttingen aus Mitte Mai mit Laroche machte, vgl. Schwenke a. a. O. S. 262, wonach die falsche Namensauflösnng in den Briefen von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 92 zu berichtigen ist. Die am Schluss des Briefes (110, 31) mit Grussbestellungen bedachte Madame Veit ist die an den Bankier Veit verheiratete, später von ihm getrennte Dorothea, die Tochter Mendelssohns, der junge Mendelssohn aber ist Josef, der älteste Sohn des Philosophen.

Erst elf Monate später (der Brief ist lateinisch und mit kleinen Anfangsbuchstaben der Substantiva geschrieben) giebt Humboldt dem alten berliner Freunde wieder ein Lebenszeichen. Die Entschuldignng, dass sich schriftlich über Ideen nicht gut verhandeln lasse, ist wenig stichhaltig. Die Wahrheit ist, er hatte in der Zwischenzeit in Jacobi einen Philosophen kennen lernen, mit dem es sich nach der neuen Anregung, die er durch Kant empfangen, mehr verlohnte Gedanken auszutauschen und Zweifel zu erörtern, wie es die von Leitzmann veröffentlichten Briefe bezeugen. Von der ernsten Krankheit, die ihn Anfang 1789 auf längere Zeit lähmte, schreibt er auch an Jacobi (S. 5), an Georg Forster (Gesammelte Werke 1, 274) und an Laroche (Schwenke a. a. O. S. 271). Der 112, 19 erwähnte Bing wird auch in den Briefen von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 60 und bei Bruhns 1, 75 genannt. Mit dem Onkel des jungen Friedländer ist David Friedländer, der Freund Mendelssohns, der eifrige Vorkämpfer für die Emanzipation seiner jüdischen Glaubensgenossen, gemeint, ein Glied des jüdischen Kreises, in dem sich die Humboldts in Berlin bewegten. Mit andern Urteilen über seinen Bruder aus dieser frühen Zeit stimmt auch das hier ausgesprochene. Seit Ostern 1789 setzte auch Alexander seine Studien in Göttingen fort. Auf einem Umweg hatte er sich dorthin begeben und Wilhelm war ihm, um ihn einzuholen, nach Braunschweig entgegengereist (Bruhns 1, 80).





Anhang 2.

Acht Briefe Humboldts aus den Jahren 1809 und 1810.

1. An Achim von Arnim.

Königsberg, den 9. Junius 1809.

Ihr Brief vom 13. vorigen Monats hat mir eine so herzliche Freude gemacht, daß ich Ihnen nicht lebhaft genug dafür danken kann. Ich schmeichelte mir bei weitem keiner so günstigen Antwort von Savigny, und zweifle jetzt nicht, daß wenn nun überhaupt bei uns etwas zu Stande kommt, das des Anbietens werth ist, wir auch ihn besitzen könnten. Dies aber ist, allen meinen Bemühungen ungeachtet, noch unentschieden. Da aber alle meine einleitenden Schritte geschehen sind, und ich nun ein Ja! oder Nein! schlechterdings verlange, so kann die Ungewißheit höchstens noch

einige Wochen dauern. Ich möchte Savigny nicht gern eher schreiben, als bis sie aufgehört hätte. Schreiben Sie ihm aber, ich bitte Sie herzlich, sogleich, sagen Sie ihm meine Freude, meine Ungeduld eine Unterhandlung mit ihm anknüpfen zu können, versichern Sie ihm, daß gewiß nur ich Curator der Universität seyn würde, und daß mir der Werth, den er auf diesen Punkt lege, unendlich schmeichelhaft sey. Empfehlen Sie ihm aber noch einmal Stillschweigen. — Ich muß hier schließen. Was auch ist auf der Welt noch zu sagen? Nie haben wir in niederschlagenderen Zeiten gelebt! Adieu! Ganz

der Ihrige

H.

2. An Friedrich August Wolf.

Königsberg, den 31. Julius, 1809.

Lieber theurer Wolf, Ihr Fieber fängt mich an fast zu beunruhigen, ich begreife nicht, wie Sie, der Sie sonst stark und gesund sind, es nicht los werden können; schonen Sie Sich ja recht, ich bitte Sie. Sie werden mit letzter Post wieder einen Brief von mir bekommen haben, und auch ein officielles Schreiben der, wie Sie es nennen, furchtbaren Art. Aber lassen Sie es Sich nicht schrecken. Erstlich höre ich, daß Heindorf jetzt wieder wankend wird, wie man es bei Charakteren dieser Art erwarten muß; dann fordert er, sagt man mir, 500 Thaler Reisegeld, die ich ihm zu geben nicht im Stande bin. Allein auch wenn er geht, hängt es von Ihnen ab in der officiellen Antwort nun den, oder die, welche Sie vorschlagen, zu nennen, und mir alles Nähere in unsern Privatbriefen zu

sagen. Da sieht und erfährt es niemand. Bleibt Heindorf, so geht die Noth aufs Neue für hier an, und ich muß Sie um eine zweite Medietatem ersuchen. Mit Schultz soll es sich sobald entscheiden, als ich von Augusti, und das muß in wenig Tagen seyn, Antwort habe.

Ich kann von mir sagen, daß ich jetzt durchaus in unserm Geschäft lebe. Je mehr ich hineinkomme, desto mehr sehe ich ein, daß meine Vorgänger eigentlich von dem Umfang des ihnen anvertrauten Geschäfts keinen Begriff hatten. Sie dachten nicht einmal daran, sich Mitarbeiter zu schaffen, und Stellenbesetzungen und meist noch sehr kleinliche Geldarrangements war alles, worauf sie sich einließen. Damit allein aber ist wenig gethan. Es muß Einheit in den Bestrebungen und ein guter lebendiger Geist herrschen; es müssen Grundsätze festgestellt, ausgeführt und durch die Ausführung selbst wieder berichtigt werden, und darum kommt es erstaunlich darauf an, nicht die krummen und einseitigen Ansichten eines Einzelnen, sondern das gemeinschaftiche Nachdenken Mehrerer an die Spitze zu stellen. Darum behandle ich mit jedem Tage die Section mehr als Section, räume, ohne es auszusprechen, der gemeinschaftlichen Meynung den Vorzug vor den einzelnen, selbst den meinigen, ein, und vertilge, so viel ich kann, das fatale ehemalige Ministerwesen, wo man nur den Einzelnen als allmächtig für sein Fach ansah, und seine Räthe höchstens als Leute betrachtete, die das Recht hatten, in den Wind zu reden. Sehr natürlich waren denn auch diese Räthe von einem Geiste beseelt, wie wir ihn gekannt haben. Jede Meynung war modificirt durch den Gedanken, ob sie auch bei dem Chef ausführbar seyn werde, und selbst Subalternen, wie z. B. Schröder hatten manch-

mal mehr Gewicht, als die wenigstens zum Rathgeben Bestellten. Bei uns ist dies um so nöthiger, weil viele doch noch immer die Eitelkeit besitzen, lieber unter Einem sogenannten Chef, als unter einem ordentlich und fest organisirten Collegio zu stehen. Selbst die passion unmittelbar unter den König gesetzt zu seyn, was gerade ebensoviel heißt, als von dem Menschen abzuhangen, der diese oder jene Cabinets Ordre schreibt, vergeht den Leuten noch nicht, und die Academie hätte nie, wie sie jetzt, wie ich höre, thut, aus ihrem allerdings sehr engherzigen und enggeistigen scripto diese bestimmte Bitte herausgelassen, wenn ich nicht in der Fehde mit Sack wegen der Kunst-Academie einen so entschiedenen Sieg davon getragen, und mit Einem Schlage allem Curatorunwesen ein Ende gemacht hätte.

Darum eben, lieber Freund, liegt mir nun auch so sehr daran, die Collegien, mit denen ich arbeite, so gut, als möglich zu machen, was zwar vorzüglich von den Personen, aber auch sehr viel und fast mehr von dem Geist abhängt, den man wirklich mit nicht schwerer Mühe, sobald man sich nur über Aeußerlichkeiten und Egoismus hinwegsetzt, hineinbringen kann. So wie ein Mensch fühlt, daß seine Stimme gilt, ist es ihm mehr Ernst um die Sache und handelt er selbst wenigstens mit voller Kraft. Die beiden Collegien, auf die ich rechne sind die Section selbst und die wissenschaftliche Deputation. Den Cultus lasse ich bei Seite liegen, und berühre ihn hier nicht. In der Section rechne ich für das, was eigentlich in höherem und tieferem Sinne Unterrichts- und Erziehungs Grundsatz ist, auf Sie, Süvern und ich denke hinzufügen zu können auf mich, und ich glaube nicht, daß wir dazu eines Mitgliedes mehr bedürfen. Mit Süvern,

gegen den Sie mit Unrecht sprechen, bin ich sehr zufrieden. Er hat viel Ernst, in eigentlich pädagogischen Dingen gute und tiefere Ansichten, gerade die Arbeitsamkeit, die nöthig ist, und dabei kann man denn andre Kleinigkeiten wohl übersehen. Zu den ökonomischen Angelegenheiten suche ich jetzt noch einen Mann, und dann kann es mit der Section vollkommen gehen.

Die wissenschaftliche Deputation liegt mir ebensosehr, fast noch mehr am Herzen. Fichte darf nicht hinein, wenigstens nicht als besoldetes Mitglied. Die unbesoldeten sind mehr oder weniger Ehrenmitglieder und incommodiren wenig. Wegen Tralles bin ich auch Ihrer Meynung. Nur habe ich zwei Bedenken: Tralles ist eigensinnig, spitzig, und nicht immer sehr artig. Das betrift Sie vorzüglich als Director, sehen Sie also ehe wir ihn nehmen, wohl zu, ob Sie auch mit ihm fertig zu werden hoffen. Dann kommt es, da die meisten Examina doch zu Schulstellen sind, auch darauf an, daß einer nicht bloß Mathematiker, sondern auch geübt ist die Gabe des mathematischen Unterrichts zu beurtheilen. Wären diese Bedenken wirklich gegründet, so könnte Fischer, oder ein anderer, besoldetes, Tralles außerordentliches, und nur, wo tiefere Kenntniß nöthig wäre, zuzuziehendes Mitglied seyn. Mit Mannert wäre es wohl recht gut. Fürs Erste aber dürfen wir hierbei nicht auf Ausländer denken. Wer kommt für 500 Thaler! Das geht erst, wenn man zugleich eine Universitäts Professur anbieten kann. Vielleicht ists aber bis dahin besser, nur interimistisch gegen Remuneration Personen zu dem Geschäft zuzuziehen, und die Plätze offen zu lassen. Mehr philosophischer Geist, als Mannert besitzt, wäre auch da, wo Sie ihn vorschlagen, wenigstens wünschenswürdig.

Ehe ichs vergesse sagen Sie mir doch ja mit umgehender Post, was Sie von Spangenberg in Göttingen halten. Man könnte ihn als Juristen hierher berufen.

Wie Sie zu der Idee kommen, daß Sie unter Uhden stehen sollen, ist mir unbegreiflich. Sie sollen Mitglied der Section und Director der Deputation (letzteres mit Uhden) also überall sein College seyn. Selbst Ihr Stehen unter mir wird, mein Bester, nur so viel zu sagen haben, daß es Ihre Pflicht seyn wird mich in den Sie betreffenden Sachen zu leiten. Es wäre wirklich höchst traurig, wenn es mir am wenigsten gelänge, Sie, den ich am meisten liebe, zufrieden zu stellen.

In dem, was Sie mir bei Gelegenheit der Academie über Uhden sagen, liegt bloß Misverstand. Die Academie hat keinen Grund zur Klage, und die Besseren darin sind auch ganz mit den neuen Einrichtungen zufrieden. Uhden unterzeichnet nie anders, als indem mein Titel vorsteht, und ausdrücklich die Worte: in Abwesenheit des Sectionchefs dabeistehen. Er verfügt bloß in eilenden, oder ganz unbedeutenden Fällen selbst; an die Academie hat er noch nie geschrieben, immer nur ans Directorium. Daß dieß in seinen Finanzsachen einer Leitung bedarf, fühlen die Mitglieder am meisten selbst. Allein auch diese wird nur in dem Tone geübt, der sich für eine solche Gesellschaft geziemt. Da nun die Section einmal nicht in Berlin ist, so muß sie einen Bevollmächtigten haben. Als Sack verreiste, verfügte, wie Uhden jetzt für mich, ein kleiner unbekannter Kriegs Rath für ihn. Hier verfügt und ganz ohne den Minister nur zu nennen, Nagler für das ganze Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Also ist das mit Verfassung und Gebrauch übereinstimmend. Gab

es ehemals weniger Fälle der Art, so kam es nur daher, weil das Bedürfniß nicht eintrat. Auch hätte jeder Unrecht, der sich an solchen Aeußerlichkeiten stoßen wollte. Die Frage ist nur, ob wer unterzeichnet, wenn er nicht der wirklich Selbstständige ist, seine Vollmachten überschreitet, und darin kann ich Uhden bis jetzt auch nicht den leisesten Vorwurf machen. Bei den Kammern und Tribunalen war es immer hergebracht, daß bei Krankheit des Praesidenten der älteste Rath unterschrieb. — Der Magistrat höre ich, hat, gegen Bellermanns Willen, und eine schlechte Wahl getroffen. Es ist mir höchst fatal und mit eine üble Folge meiner Abwesenheit. Allein (unter uns) ich denke darauf, die Rechte der Magistrate zu beschränken. Es ist sonst kaum möglich, daß etwas Vernünftiges aus den Gymnasien wird.

Leben Sie herzlich wohl, mein theurer guter Freund! Mit inniger Freundschaft

Ihr

H.

3. An Wolf.

Königsberg 8. August 1809.

Heindorf geht, wie Sie wissen, nun nicht hierher, und ich denke, Sie freuen Sich ebensosehr, als ich, darüber. Er hätte hierher nie getaugt. Jetzt aber ist die Noth um eine neue Wahl. Ich habe Sie officiell nicht plagen mögen, weil Sie da ungern antworten. Aber mir werden Sie Ihren Rath privatim nicht versagen. Ich weiß wirklich eigentlich keinen. Gotthold soll, denke ich, hier Rector werden, und hat als solcher, schon viel zu thun.

Nach einem Aufsatz, den er mir geschickt, halte ich ihn auch für das Schulfach, wo er wirklich nicht einseitige Ansichten hat, sehr tauglich, und vielleicht mehr als bloß in Philologie. Schneider ist zu jung und in Berlin zu brauchbar. Becker kommt nicht. Schultz für Philologie, wie Sie sagen, unangemessen. Nun muß man doch auf die alten Vorschläge zurückkommen, oder neue machen. So in gelehrten Zeitungen sind mir neulich Matthiae in Altenburg, Erfurdt in Naumburg, Gernhard in Merseburg u. s. f. vorgekommen. Aber was ist ohne nähere Kenntniß davon zu halten? Wissen haben Sie, wenn ich mich nicht irre, mir selbst gelobt. Noch ein Dietz in Ratzeburg war neulich mit Lob genannt. Thun Sie mir die Liebe mir bald ein bestimmendes Wort zu sagen. Ich habe heute keine Zeit, mehr hinzuzufügen. Zeller, der hier ein Bildungs Institut für Schullehrer anlegt, ist angekommen, ich habe gestern ziemlich die letzte Hand an die Umformung eines Waisenhauses gelegt, das in sein Institut übergeht, was mich viel Mühe und Zeit gekostet hat. Indeß ist es auch etwas Lebendiges, was in rerum natura dasteht. — Jetzt reformire ich die hiesigen gelehrten Schulen, verwandle drei in Bürgerschulen und verbessere die andern. Der Plan, den ich allein gemacht, aber mit Benutzung Ihres Aufsatzes über den Unterschied der Bürger und gelehrten Schulen, ist fertig, und in dieser Woche noch halte ich eine Conferenz mit Magistratsgliedern, um bedeutende Zuschüsse der Stadt zu erhalten, und dann an die Ausführung zu gehen. Schlägt dies nicht fehl, so wird es ein Beispiel für andere Städte werden, und in Elbing bereite ich schon jetzt das Gleiche vor. Ende künftiger Woche mache ich vielleicht eine kleine Reise nach Litthauen auf einige Tage. Auch

da müssen mehrere Schulen zu Bürgerschulen heruntergesetzt werden, und mit Einer ists schon geschehen. So, sehen Sie, lieber theurer Freund, daß ich nicht unthätig bin. Ueber Berlinische Dinge hoffe ich auch bald im Stande zu seyn, Ihnen etwas Gutes zu sagen. Wer wäre wohl ein tüchtiger Mann zum Rector der Liegnitzer Ritter Academie? Leben Sie herzlich wohl! Mit inniger Freundschaft

Ihr

H.

4. An Arnim.

Erfurt, 24. December 1809.

Ich danke Ew. Hochwohlgeboren herzlich für den gütigen Wink, den ich auf der Stelle benutzt habe. Ich habe Savigny heute geschrieben, und ihn gefragt, ob er noch Lust hat, nach Berlin zu kommen? Einem Manne, wie er, sind die Rücksichten auf die Wissenschaft die ersten und wichtigsten. Ich habe ihm offen und ausführlich gesagt, was man hierin bei uns erwarten kann. Habe ich hierauf Antwort von ihm, so werden wir leichter über die äußeren Bedingungen fertig werden. — Sehr richtig ist, was Sie über die Erbsünde unsres Staats sagen. Aber die Gründung einer Universität kann aus vielen Gründen so schnell nicht gehen, und muß es nicht. Man muß reiflich überlegte Organisationsplane, und sorgfältig gewählte Männer haben. Mein ernstes Streben ist einiger vorzüglicher Männer in jedem Fach gewiß zu seyn. Um und durch diese gestaltet sich das Uebrige leichter. — Leben Sie herzlich wohl, bis ich Sie selbst in Kurzem wiedersehe! Ganz

der Ihrige

H.

5. An Wolf.

Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht gesehen haben. Warum treffen wir nicht einmal zusammen bei Frau von Berg?

Ihr Bericht ist abgegangen, und das Nöthigste ist nun unmittelbar auf Becker oder einen andern für die Anstalt zu denken. Haben Sie die Güte die nöthigen Schritte zu thun; sobald ich durch Sie weiß daß Becker annimmt, schreibe ich ihm officiell. Mit dem Gehalt beim Joachimsthal verhält es sich folgendergestalt: es war außer einigen Naturalien 550 Thaler: Aber man kann da 150. eine bedingte auf nicht mehr vorhandne Ueberschüsse angewiesene Zulage waren, so ist gewiß nur auf 400 Thaler zu rechnen. Wollen Sie eine genauere designation, so schreibe ich sie Ihnen unverzüglich.

Ich bin zehnmal bei diesen Zeilen unterbrochen worden. Von Herzen

1. Ihr

H.

6. An Wolf.

Ich muß also Ihre Eingabe officiell machen, und thue es, da Sie nicht anders wollen, übermorgen.

Was Zedlitz einmal für Sie gethan hat, weiß ich nicht. Warum werden Sie auch so räthselhaft? Was ich nur irgend kann, thue ich für Sie gewiß, mein liebster Freund.

Sie müssen die interimistische Instruktion der Deputation officiell empfangen haben. Da Sie bei Ihrem Beschluß beharren, muß ich sie mir baldmöglichst zurück ausbitten.

Meinen ersten freien Mittag bringe ich bei Ihnen zu. Mit herzlicher Freundschaft

21. Ihr

H.

7. An Arnim.

Ich zeige Ihnen, liebster Freund, mit herzlicher Freude an, daß Savigny nach einem Briefe vom 30. April, seinen Abschied erhalten hatte, zwei Tage darauf abgehen wollte, jedoch nicht vor Mitte Junius hier eintreffen zu können gedachte. Mit aufrichtiger Hochachtung

17. Ihr

H.

8. An Wolf.

Es würde mir noch ungleich mehr leid thun, theuerster Freund, eine Unterbrechung in unsern für mich so belehrenden Zusammenkünften zu sehen, wenn ich nicht selbst Ihnen hätte mit künftiger Woche eine Unterbrechung vorschlagen müssen, da ich nach Tegel, und von da mehr in die Ferne, nemlich nach Burgörner gehe. Ich besuche Sie gewiß noch vor meiner Abreise. Leben Sie indeß herzlich wohl, und haben Sie meinen innigsten Dank daß Sie Sich durch die Dienstage und Freitage abermals ein so großes Verdienst um die Verhütung grammatischer Ungenauigkeit in mir erworben haben.

12. Ganz der Ihrige

H.

Die Originale der vorstehend abgedruckten acht Briefe Humboldts aus den Jahren 1809 und 1810 befinden sich im Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin, der ich für Übersendung ihrer Humboldtiana herzlich zu Danke verpflichtet bin. Die drei Briefchen an Achim von Arnim und die beiden grossen Schreiben an Friedrich August Wolf gehören zum Nachlass Varnhagens: jene betreffen die Berufung Savignys, des Schwagers von Arnims Freund Brentano, an die berliner Universität; diese wird man als neue Zeugnisse der praktischen Grundsätze Humboldts während seiner Leitung des preussischen Unterrichtswesens im Jahre 1809 und seines Zusammenarbeitens mit Wolf nach Gebühr schätzen. Die drei kleinen an Wolf gerichteten Billete endlich entnahm ich dem grossen Bande, in dem die Gesamtmasse der Briefe Humboldts an seinen alten philologischen Freund vereinigt ist. Als nach Wolfs Tode 1824 sein Schwiegersohn und Biograph Körte Humboldts Briefe im Nachlass vorfand, übergab er sie diesem zur Einsicht und näheren Angabe dessen, was etwa öffentlich davon mitzuteilen, was zurückzubehalten wäre. Bei dieser eingehenden Durchsicht, die im September 1825 in Burgörner stattfand, hat nun Humboldt sehr viel, teils ganze Briefe, teils ganze und halbe Bogen ausgemerzt, an deren Stelle jetzt gekürzte Abschriften eingereiht sind, während die Originalblätter in Tegel verwahrt werden. Nach diesem halb originalen, halb abschriftlichen Text sind die Briefe dann 1846 im fünften Bande von Humboldts gesammelten Werken gedruckt worden: eine Kollation, die ich angestellt habe, hat nicht nur zahlreiche kleinere Ungenauigkeiten ergeben, sondern ich fand auch ausser den obigen drei Billeten noch zwei bisher unbekannte Briefe vom 12. September 1802 und 24. September 1806, von denen wenigstens der zweite nicht uninteressante Notizen enthält; die Ergebnisse der Vergleichung des Abdrucks mit den Originalen gedenke ich ein andermal vorzulegen. Alle acht Briefe gehören der Periode von Humboldts Tätigkeit an, die auch die ersten Schreiben an Nicolovius charakterisieren. Im Einzelnen bemerke ich zur Erläuterung folgendes.

120, 10] Über Savigny vgl. oben zu 14, 30 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270. 275. 279. 281. 289.

121, 16] Vgl. an Wolf Gesammelte Werke 5, 268.

121, 20] Dieser Brief ist der Gesammelte Werke 5, 271 abgedruckte vom 28. Juli.

121, 23] Ludwig Friedrich Heindorf (1774–1816), einer der Lieblingsschüler Wolfs, seit 1796 Subrektor am kölnischen Gymnasium in Berlin, wurde 1809 Professor an der Universität daselbst, 1811 in Breslau, 1816 in Halle; vgl. Bursian Allgemeine deutsche Biographie 11, 335 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 165. 270. 271.

122, 4] David Schulz (1779—1854), ebenfalls ein Schüler Wolfs, 1806 Privatdozent der Philologie in Halle, wurde 1809 Nachfolger Steinbarts in der theologischen Fakultät in Frankfurt und ging 1811 nach Breslau; vgl. Tschackert Allgemeine deutsche Biographie 32, 739 und Humboldt an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 171.

122, 4] Über Augusti vgl. oben zu 14, 30 und Humboldt an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 170. 171.

123, 12] Johann August Sack (1764—1831), seit 1798 geheimer Oberfinanzrat, war seit 1806 Zivilgouverneur von Berlin; vgl. Petrich Allgemeine deutsche Biographie 30, 152. Über die „Fehde wegen der Kunstakademie" kann ich Näheres nicht angeben.

123, 30] Über Süvern vgl. oben zu 10, 10; ferner Humboldt an Goethe S. 233; an Wolf Gesammelte Werke 5, 277. 278. 279; an Welcker S. 52; an Schleiermacher Aus Schleiermachers Leben 4, 170.

124, 9] Über Fichtes Stellung zu den humboldtschen Reformen vgl. Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel² 1, 415.

124, 22] Ernst Gottfried Fischer (1754—1831), seit 1787 Professor am grauen Kloster in Berlin, wurde 1810 Professor der Mathematik an der Universität; vgl. Cantor Allgemeine deutsche Biographie 7, 62. Er war einer der Jugendlehrer der Brüder Humboldt gewesen (Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 26).

124, 24] Konrad Mannert (1756—1834), seit 1796 Professor der Geschichte in Altorf, seit 1805 in Würzburg, war seit 1807 in Landshut; vgl. Wegele Allgemeine deutsche Biographie 20, 199.

125, 2] Ernst Peter Johann Spangenberg (1784—1833) war seit 1808 Assessor in Göttingen, von wo er 1815 nach Zelle ging; vgl. Eisenhart Allgemeine deutsche Biographie 35, 41.

125, 4] Über Uhden vgl. oben zu 10, 15 und Humboldt an Goethe S. 183.

125, 30] Karl Ferdinand Friedrich von Nagler (1770—1846) war seit 1809 Kabinetssekretär der Königin und geheimer Staatsrat; vgl. Kelchner Allgemeine deutsche Biographie 23, 233.

126, 10] Johann Joachim Bellermann (1754—1842) war seit 1804 Direktor des kölnischen Gymnasiums in Berlin; vgl. Bellermann Allgemeine deutsche Biographie 2, 307 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 271. 277.

126, 28] Friedrich August Gotthold (1778—1858), seit 1806 Prorektor in Küstrin, wurde 1810 als Direktor an das Friedrichskollegium in Königsberg berufen; vgl. Kaemmel Allgemeine deutsche Biographie 9, 485 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270. „Dass Ihnen Gotthold gefällt, ist mir ungemein lieb; sein Äusseres ist von der Art, dass es Vertrauen einflössen muss, und ich hoffe, dass ihm auch diese empfehlende Eigenschaft in seinen Schulverhältnissen nützlich sein soll“ schreibt Humboldt am 19. April 1810 an Motherby (Dorow, Faksimile von Handschriften 2, 3).

127, 4] Friedrich Konrad Leopold Schneider (1786—1821) wurde 1809 Professor der alten Sprachen am Joachimsthal in Berlin; vgl. Hoche Allgemeine deutsche Biographie 32, 110 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 270.

127, 5] Immanuel Bekker (1785—1871), ein Schüler Wolfs, wurde 1810 Professor in Berlin; vgl. Halm Allgemeine deutsche Biographie 2, 300 und Humboldt an Wolf Gesammelte Werke 5, 296. Ein Brief Humboldts an ihn vom 3. November 1809 ist Preussische Jahrbücher 29, 566 gedruckt.

127, 8] August Matthiae (1769—1835) war seit 1802 Direktor des Friedrichsgymnasiums in Altenburg; vgl. Hoche Allgemeine deutsche Biographie 20, 626.

127, 9] Karl Gottlob August Erfurdt (1780—1813), seit 1807 Konrektor in Merseburg, wurde 1810 Professor in Königsberg; vgl. Bursian Allgemeine deutsche Biographie 6, 195.

127, 9] August Gotthilf Gernhard (1771—1845) war seit 1800 Subrektor in Naumburg; vgl. Eckstein Allgemeine deutsche Biographie 9, 37.

127, 11] Georg Ludolf Dissen (1784—1837), seit 1808 Privatdozent in Göttingen, ging 1812 als Professor nach Marburg, 1813 nach Göttingen zurück; vgl. Mähly Allgemeine deutsche Biographie 5, 254.

127, 12] Johann Christian Friedrich Dietz (1765—1830) war Rektor der Stadtschule in Ratzeburg.

127, 15] Über Zeller vgl. oben zu 5, 8.

127, 24] Dieser 1803 verfasste Aufsatz ist gedruckt bei Körte, Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität S. 95.

128, 6] Zu Humboldts Reform der liegnitzer Ritterakademie vgl. seinen Aufsatz Gesammelte Werke 5, 344 und seinen Brief an den breslauer Professor Reiche vom 4. Juni 1809 Blätter für literarische Unterhaltung 1847, 478.

128, 12] Vom selben Tage sind die Briefe an Wolf Gesammelte Werke 5, 276 und an Nicolovius oben S. 10.

128, 23] „Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück; er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen; leider sind nur die Finanzen jetzt mit dem Innern in grossen Differenzen“ schreibt Arnim am 8. Februar 1810 an Dorow (Dorow, Reminiszenzen S. 105).

129, 1] Das Billet ist wahrscheinlich vom 1. März 1810; vgl. an Wolf Gesammelte Werke 5, 278, wo die Nr. 73 jedenfalls auf den 19. Februar zu datieren ist.

129, 3] Frau von Berg erwähnt Humboldt auch an Jacobi S. 39 und an Wolf Gesammelte Werke 5, 278.

129, 20] Dies Billet dürfte auf den 21. März 1810 zu datieren sein und gehört inhaltlich aufs engste zu der wahrscheinlich am 13. März geschriebenen Nr. 72 Gesammelte Werke 5, 276.

129, 23] Karl Abraham Freiherr von Zedlitz (1731—1793) war 1771 bis 1788 Kultus- und Unterrichtsminister, der Vorgänger Wöllners.

130, 5] Als Datum für das Billet ist der 17. Mai 1810 anzusetzen. Savignys Abschied aus Landshut wird eingehend in Bettinens Briefen geschildert.

130, 13] Das Datum dieses Billets kann ich näher nicht bestimmen, doch scheint es mir später als alle früheren geschrieben; in dem Sammelbande der humboldtschen Briefe ist es zwischen Nr. 78 und 79 eingereiht.

130, 22] Dienstags und Freitags fanden die Sitzungen der Sektion für Kultus und Unterricht statt: vgl. oben 18, 5; an Wolf Gesammelte Werke 5, 278.



Register.

Weimar. — G. Uschmann.

QUELLENSCHRIFTEN

ZUR

NEUEREN DEUTSCHEN

LITERATUR- UND GEISTESGESCHICHTE.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN.

III.

TAGEBUCH

WILHELM VON HUMBOLDTS

VON SEINER REISE NACH NORDDEUTSCHLAND

IM JAHRE 1796.



WEIMAR.

VERLAG VON EMIL FELBER.

1894.

TAGEBUCH

WILHELM VON HUMBOLDTS

VON SEINER REISE NACH NORDDEUTSCHLAND IM JAHRE 1796.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALBERT LEITZMANN.



WEIMAR.

VERLAG VON EMIL FELBER.

1894.

DEN LIEBEN FREUNDEN

AUGUST UND HEDDA SAUER

ZUR ERINNERUNG

AN

RÜGEN UND TEGEL 1893.

Inhalt.



Die Herausgabe des vorliegenden Reisetagebuches von Wilhelm von Humboldt bedarf keiner Entschuldigung und keiner Rechtfertigung. Ein Mann voll der reinsten Begeisterung für alles Grosse und Schöne, voll der innigsten Empfänglichkeit für alle Eindrücke in Natur und Menschenleben schildert hier seine Empfindungen und Erlebnisse auf einer Reise in das nördliche Deutschland. Nach meinem Gefühl verdienen seine Schriften einen der ersten Plätze in dem Bücherschatze aller Derjenigen, die die grosse vergangene Epoche unsrer Literatur noch warm am Herzen tragen und von einer Vertiefung in ihren Geist heilsame Wirkungen für unsre Zukunft erhoffen. Die Persönlichkeit Wilhelm von Humboldts mit ihrer gleich warmen Begeisterung für Deutschtum und Griechentum, ihrer kräftig und selbständig ausgestalteten, doch immer innig in den Tiefen der Gefühle wurzelnden Gedankenfülle wird, wenn mich nicht alles täuscht, für uns Deutsche noch zu einer grossen idealen Führerrolle bei einer Wieder-

geburt unsres Geistes berufen sein, die wir sehnlichst erhoffen und erstreben. Je besser wir Humboldt verstehen und würdigen, je tiefer wir eindringen in sein Wesen und seine Werke, desto freier, reicher und glücklicher werden wir uns entwickeln. —

Das Original des nachfolgenden Tagebuchs befindet sich in Humboldts Nachlass im Schlosse zu Tegel. Die Erlaubniss zur Veröffentlichung verdanke ich der verehrten Besitzerin und Hüterin des tegeler Hausarchivs, Humboldts Enkelin, Frau Majorin Konstanze von Heinz, geb. von Bülow. Ihres nun schon durch Jahre hindurch mir bewiesenen freundschaftlichen und bereitwilligen Entgegenkommens durfte ich mich auch bei dieser Arbeit wie bei so mancher früheren in herzlicher Dankbarkeit erfreuen.

Auf die Zusammenstellung der Erläuterungen ist besondere Sorgfalt verwendet worden. Die Auffindung und Abschrift des im Anhang abgedruckten Theeliedes der Frau Reimarus danke ich Herrn Direktor Karl Redlich in Hamburg; einige pommersche und rügische Personalien haben mir die Herren Doktoren Rudolf Baier in Stralsund und Martin Wehrmann in Stettin auf meine Bitte freundlichst zugesant.

Jena, 24. Juli 1894.

Albert Leitzmann.



Reise
nach
Stettin, Stralsund, Rügen, Rostock, Lübeck und Hamburg.

1796. 3. August bis 17. September.

[1.
Stationen und Meilenzahl.]

2.
Tagebuch.

3. August bis Schwedt gefahren. (von 4. Morgens bis 12. Nachts.)

4. August bis Stettin gefahren. (von 12. Mittags bis 9. Abends.)

5. August in Stettin. — Gallerie des Schlosses. — Statue des Königs. — Wall. — Fahrt zu Wasser nach Frauendorf. — Abendessen beim ConsistorialRath Brüggemann.

6. August Wasserfahrt nach der Sanneschen Mühle. — Reise nach Schöningen.

7. August. In Schöningen. — Rückreise nach Stettin.

8. August bis Anclam. (von 5. Morgens bis 7. Abends.)

9. August nach Greifswalde (von 4. bis 9. Morgens) — in Greifswalde: Akademisches Gebäude. — Bibliothek. — Wall. — Nicolai Kirche. — nach Stralsund. (von 1. bis 6. Abends.) — an der Fährbrücke am Strand.

10. August in Stralsund. — Nicolai- — Jacobi- — MarienKirche. — Wall. — Castadie. — Ueberfahrt nach Alten Fehr. — von da nach Bergen. — Rugard.

11. August nach Sagard über die Prora. — Brunnenanstalten. — Dobberwort. — Fahrt nach Bobbin und Quoltiz. — Cabinet des Pastors Franck. — Tempelberg. — Quoltizer Berg.

12. August nach der Stubbenkammer über Hoch Selow. — Herthaburg. — Burgsee oder schwarzer See. — Stubbenkammer. — Königsstuhl. — Wasserfahrt nach Saßenitz. — Rückfahrt nach Sagard. — Abendessen bei dem Pastor von Wyllich.

13. August nach Altenkirchen. — von da über Ditte nach Arcona. — Mittagessen bei Kosegarten. — zurück nach Bobbin — Abendessen bei Pastor Frank. — zurück nach Sagard.

14. August nach der Herthaburg und Stubbenkammer. — Abendessen bei Pastor von Wyllich.

15. August Rückfarth nach Stralsund über Putbus und Poseritz. — Putbusser Garten.

16. August in Stralsund.

17. August nach Rostock. (von ½6. Morgens bis 7. Abends.)

18. August in Rostock. — Wall. — Strand. — Marien-Kirche. — nach Doberan. — Seebad.

19. August in Doberan. — Kirche. — Jungfern- und Büchenberg. — nach Wismar.

20. August nach Lübeck. (½ 7. Uhr Morgens bis ½ 7. Abends.)

21. August in Lübeck. — Wall. — nach Eutin. (½ 4 Nachmittags bis 9. Abends.)

22. August
23. August Fahrt nach Sielbeck. } in Eutin.
24.—26. August

27. August nach Ploen. — Schloßgarten. — Barmüllers Koppel. — Mittag bei Hennings. — nach Aschberg zu Graf Ranzau. — Garten. — nach Segeberg.

28. August nach Tremsbüttel zu Graf Christian Stolberg.

29. August nach Wandsbeck. — Mittag bei Graf Schimmelmann.

30. August in Wandsbeck. — Fahrt nach Hamburg. — Mittag beim D. Reimarus.

31. August nach Flotbeck zu Voght. — Tempel. — Garten. — Bibliothek und physikalische Instrumente. — nach Neumühlen zu Puhl und Sieveking.

1. September in Neumühlen. — Garten. — Dänische Fregatte.

2. September nach Hamburg. — Besuche dort. — nach Wandsbeck zurück.

3. September
4. September Fahrt nach Billwerder zu Kaufmann Schuback. } in Wandsbeck.
5. September

6. September Nachmittag nach Hamburg. — Komödie.

7. September Kaufmannsläden. — Besuch bei Klopstock. — zurück nach Wandsbeck.

8. September
9. September
10. September Fahrt nach Hamburg. — Baumhaus. — Hafen. — Club.
11. September

} in Wandsbeck.

12. September nach Neumühlen.

13. September nach Hamburg. — Fortifications Haus. — zurück nach Wandsbeck.

14. September bis Lübthen gefahren. (von 6. Uhr Morgens bis 11. Uhr Abends.)

15. September bis Kyritz gereist. (von 6. Uhr Morgens bis wieder 5. Uhr Morgens.)

16. September nach Tegel zurückgekommen. (von 5. Uhr Morgens bis 9. Uhr Abends.)

17. September nach Berlin.

3.

Der Weg von Berlin bis Schwedt wenigstens stellenweis sehr sandig. Gegen Neustadt Eberswalde hin auch steinigt. Neustadt hat eine hübsche Lage. Zwischen Neustadt und Angermünde schöne Buchwälder. Corin ein ehemaliges Kloster. Der Anfang der Ukermark ist durch die größere Festigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens, die größere Güte des Viehes, die verschiedene Art des Anspannens u. s. w. sehr kenntlich.

4.

Schwedt. Hübsche Aussicht von der Oderbrücke, links auf Wiesen und kleine Gebüsche, rechts auf Wälder und

Berge. Dieselbe Aussicht vom Schloßgarten, der übrigens weder groß noch schön ist. Das Schloß gewährt einen schönen Anblick von jenseits der Oder, und hat nach der Stadt zu einen großen, schön bepflanzten Hof. Die Stadt selbst ist ziemlich angenehm, und in einigen Straßen sind Alléen. — Wirthshaus bei Torganis. — Viel Tobacksbau um Schwedt herum.

5.

Weg nach Stettin. — Großentheils, vorzüglich die erstere Hälfte, sehr sandig. Auf der ersten Hälfte auch viel Kienwälder, in denen aber viel Eichen sind. Hinter Vierraden macht die Wels die Gränze von Pommern. In der Ferne rechts sieht man Gartz; die Oder nirgends; überhaupt hat der ganze Weg keinen einzigen angenehmen Punkt. Vor Stettin ist eine vierfache schöne Lindenallée; sonst ist die Gegend sandig, und unangenehm. Die Thürme der Stadt sieht man wohl schon 1½ Meilen vor der Stadt.

6.

Stettin. 53° 22′ 10″ Breite. 32° 22′ 10″ Länge. 1608. Häuser. 15485. Einwohner. Dieß ist Randels Angabe. Da sich die Bevölkerung noch immer vermehrt, so kann man jetzt, wie mir Brüggemann sagte wohl 20000 rechnen. — Sehr bergigt. — Die Straßen, besonders in der Unterstadt eng und winklig. Die Häuser in der Regel schlecht; viel Giebel nach den Straßen zu. Dagegen sind auch die breite und Mühlenstraße und der

Roßmarkt sehr gut bebaut. Die Häuser sollen in sehr hohem Preis seyn. — Der Wall, eine angenehme Promenade, aber die Aussicht sehr durch Bäume verhindert. Man muß ein Wallbillet vom Gouverneur haben. — Die Festungswerke verfallen zum Theil, Außenwerke sind nur sehr wenige. Die Gefangnen sind im Fort Preußen am Berliner Thor. — Die Statue des Königs am Paradeplatz. Sie macht sich sehr gut durch die Wand von grünen Bäumen, vor der sie steht. — Von der Gallerie des Schlosses ist eine überaus schöne Aussicht, vorzüglich nach der Wasserseite hin. Der Dammsche See zur Rechten der Oder macht eine sehr große und schöne Wasserfläche. In denselben fließen zwei Arme der Oder, oberhalb die Pernitz, unterhalb der Dunsch. Zwischen diesen Armen sind große und schöne Wiesen. Ganz in der Ferne sieht man das Haff. Die Oder selbst ist nicht sehr breit, ist aber ganz mit Schiffen bedeckt. Die Ufer unterhalb sind theils Wiesen, theils Aecker, mit einzelnen Baumgruppen, und Häusern. Hinten schließt das Dorf Frauendorf auf einer Anhöhe die Gegend. So wie Frauendorf sich mit seiner Anhöhe auf der Nordseite an die Oder anlehnt; so liegt südwärts an derselben das Dorf Curow, so daß diese beiden Höhen den ganzen Lauf der Oder, soweit man ihn übersieht, sehr gut begrenzen. Oberhalb zu, nach Schwedt herunter ist die Gegend weniger mannigfaltig und fruchtbar. Doch giebt die Oder, die man in einer sehr großen Strecke von Mittag nach Mitternacht übersieht, einen sehr reizenden Anblick. Hinter dem Dammschen See sieht man die Thürme von Damm. — Beim Einbruch des Winters werden die Güter der noch nicht ausgeladenen Schiffe auf Schlitten mit Einem Pferd, deren manchmal 5—600 auf der Oder sind, heraus-

gefahren. In solchen Schlitten kann Ein Pferd auf 20 Centner ziehen. — Es ist hier ein Eisenmagazin, welches die Versendung des inländischen Eisens nach ganz Pommern und Preußen zu besorgen hat. Es bekommt das Eisen größtentheils aus Schlesien. Vor 8 Jahren ging noch jährlich auf 15000 Centner von hier nach England. Jetzt hat der Gebrauch des Eisens im Lande so zugenommen, daß die angefertigte Quantität, trotz des jetzt größern Betriebs, nicht einmal zur Versorgung des Landes hinreicht. — Die größesten Kaufmannshäuser sind hier: Velthusen, der eine Zuckersiederei, Tobacksfabrik, Weinhandel u. s. f. und Salinger, der Weinhandel und Tobacksfabrik hat. — Die Gesellschaft soll hier sehr nach den Ständen abgesondert seyn, und der Adel und die Kaufmannschaft nur sehr wenig zusammenkommen. — Das Hospital für königliche Bediente; sie werden verpflegt und bekommen eine Art von Praebende, hier Pröbe (von praebere) genannt. Das Gebäude ist neu und hübsch. — Das Zeughaus in einer ehemaligen Kirche. Denkmal Barnims 4. des Großen und Guten. Einfache Inschrift von Barnim 10. — Besichtigung eines Schiffs von etwa 120. Lasten. Die Matrosen sind hier enrollementsfrei, sie bekommen 10—15 Thaler monatlich und freie Kost; der Steuermann noch Einmal, der Schiffer (capitaine) zweimal soviel. Verschiedene Namen der Schiffe: Schnaue und Brigge, lange Schiffe mit zwei, die erstern mit gleich, die letztern mit ungleich hohen Masten. Galliote mit rundem, Galliasse mit plattem Hintertheil. Leichter und Jachten, kleinere, meist einmastige Schiffe, welche gebraucht werden, einen Theil der Güter der größern Schiffe von Swinemünde hieher und von hier dorthin zu führen, welches man ableichten

nennt, da die größern Schiffe nicht mit voller Ladung hieher kommen können. Es lagen gerade zwei kleine Holländische Schiffe hier; sie sind am Bau, und an den Schilden kenntlich, die sie zu beiden Seiten wie Windmühlenflügel ins Wasser herablassen. Größere seegelnde Schiffe geben einen majestätischen Anblick. Von hinten angesehn erhebt sich das Hintertheil, mit den Fenstern der Kajüte, dem Namen des Schiffs und dem Steuer; dann sieht man die Masten mit den beiden Raaen, Mastkörben, Seegeltauen, Seegeln u. s. f. vorn ist der Bogspriet, der weit übers Schiff hinaus geht, und auch ein Paar Seegel hat und die Anker. Das Vordertheil ist gekrümmter. So klein auch hier die Schiffe vergleichungsweise sind, so war es mir, da ich noch nie so große gesehn, doch ein sehr überraschender Anblick. Sie erregen zugleich die Empfindung der Schnelligkeit und Sicherheit und das lebhafteste Bild von menschlicher Industrie, Ordnung und Kühnheit. Inwendig ist jeder Raum, auch der kleinste zu Schränken, Betten, u. s. f. benutzt; alle Bewegungen sind so schnell und regelmäßig. Das Klettern der Matrosen sieht unglaublich kühn aus; hinauf gehn sie auf Strickleitern, aber herunter gleiten sie an den bloßen Tauen. — Wasserfahrt nach Frauendorf einem Dorf links an der Oder eine Stunde weit, der gewöhnliche Ort für Spaziergänge der hiesigen Einwohner. Die Aussicht vom Weinberg ist sehr schön, und für die mitternächtliche Seite der Gegend um die Stadt, die man vollkommen übersieht, schöner als die von der Gallerie des Schlosses. Man übersieht besonders den Dammschen See bei weitem vollständiger. Wenn man sich mit dem Gesicht nach der Stadt wendet, hat man zur Linken gleich jenseits der Oder die Podjuchschen Berge, die zweiten in

der Höhe unter allen Pommerschen; an diese stößt noch weiter links der Dammsche See, der zuerst mit der Oder parallel geht, sich aber nachher mit ihr vereinigt. Dicht vor Frauendorf geht ein dritter Arm die Swante von der Oder in den 8 Meilen langen Dammschen See. Von den Podjuchschen Bergen und dem Dammschen See an bis zur Oder sind die schönsten und lachendsten Wiesen, mit schön gruppirten Gebüschen. Auf dem andern Ufer der Oder ist Ackerfeld, das sehr gut dagegen absticht, und von Stettin bis Frauendorf Dorf an Dorf so nah, daß sich die Gränzen in einander verlieren. Gleich zunächst an der Stadt die UnterWycke, die Vorstadt von Stettin, dann ein sonderbares Dorf Grabow. Die Häuser liegen hart an der Oder und 100—200 Schritt hinter ihnen sind steile Sandhügel. Das ganze Territorium dieses Dorfs ist der Fleck zwischen ihren Häusern und diesen Sandhügeln. Die Einwohner nähren sich von Gärtnerei, und leiden nicht leicht von Ueberschwemmungen. Frauendorf zeigt sich von der Oder aus sehr romantisch; die Häuser liegen, von lauter dichtem Gebüsch umgeben, den Abhang eines Berges hinauf, auf den ein Weg durch das Gebüsch durch zwischen grünen Hecken führt. Von der Höhe sieht man Gollnow, Damm, Greiffenhagen und Stettin. Die Oder hat hier eine merklich grünliche Farbe, ist aber bei weitem weniger stürmisch und schnell als der Rhein, und die Elbe. Die Ufer sind durchaus flach. — Es sind zwei große Schulen hier, das Gymnasium und die Rathsschule oder das Lyceum. Von beiden gehn etwa gleichviel junge Leute auf die Universität. Man arbeitet jetzt an ihrer Vereinigung, die aber, da der König Patron des ersteren, der Rath des letzteren ist, schwerlich Statt finden wird. — Eine große Unbequemlichkeit für

die Einwohner ist es, daß Stettin eine Festung ist. Der Spaziergang auf dem Wall ist dadurch gehemmt; die Thore, außer dem Berliner, und dem Baum werden zu gewissen Stunden gesperrt; und an den angenehmsten Ufern der Oder in der Gegend der Wycke wird keine andre Erlaubniß, Häuser zu bauen ertheilt, als für hölzerne, und unter der Bedingung, im Fall einer Belagerung niedergerissen zu werden. Daher auch nur erst ganz neuerlich einige wenige Privathäuser dorthin gebaut worden sind, und bloß schlechte und kleine Hütten dort sind. — Wasserfahrt nach der Sanneschen Mühle. Es ist eine Wind-Schneide-Mühle, dergleichen es bei Memel und Königsberg mehrere geben soll. In Pommern ist sie jetzt die Einzige. Eine kleinere, die sonst hier stand, ist nach Spandau gekommen. Der verstorbene Senator Sanne hat sie auf einer kleinen zum Dorfe Turney gehörigen Insel in der Oder, eine kleine Stunde oberhalb Stettin vor 15—16. Jahren erbaut. Es ist eine gewöhnliche Holländische Windmühle; an der Kuppel sind die Windflügel befestigt, die mit der ganzen Kuppel bewegt werden können; in dem Stockwerk drunter ist die ganz eiserne Welle, von welcher 3 Balken heruntergehn, an deren jedem die Sägen zum Durchschneiden zweier Blöcke, die auf Einem Wagen gehen, befestigt sind. Im untersten Stockwerk sind die Sägen selbst. Es sind 3 Blockwagen, jeder zu 2 Blöcken, so daß 6 auf Einmal geschnitten werden. Die Zahl der Sägen wechselt nach der Stärke des Windes, und ist aufs höchste 48—52. Vorn und hinten ist ein Geschiebe angebracht, durch das die Blöcke aus dem Wasser auf die Wagen gebracht, und nachdem sie zerschnitten sind, wieder heruntergezogen werden. Der Bau soll 24000 Thaler gekostet haben. Bei vollkommen

gutem Winde schneidet die Mühle in 24 Stunden: 21—24 Blöcke, jeden zu 24′ Länge. Die meisten hier geschnittenen Balken und Bretter gehen auswärts und vorzüglich nach Spanien. Der Hauptvorzug ist der, daß aller Landtransport dadurch unnöthig gemacht wird. Die Gegend bis zur Mühle ist zwar nicht ganz so schön, als die unterhalb der Stadt, indeß doch auch recht angenehm. Dicht an der Stadt ist die obere Vorstadt derselben, die OberWycke. Hernach kein Ort mehr dicht an der Oder, aber mehrere in einiger Entfernung. Die Oder ist hier breiter. — Wir fuhren auf einem Schiff, das man hier einen Hoyer nennt, einen kleinen Segel hat und von zwei Menschen, jeder mit zwei Rudern gerudert wird. Noch kleinere Schiffe heißen Pulte und Boden. Die Frau, die uns fuhr und der das Schiff gehörte sprach mit Homerischer Naivetät, erzählte viel von seefahrenden Leuten (ναυπλοι ανδρες) von einem Schiffer, der so klug und deutlich erzählt und alles ausgelegt habe, daß man ihm Tage lang hätte zuhören mögen, wo sie aber hinzusetzte, daß nicht alle gleiche Gaben hätten, und freute sich, daß ihre Flagge allein, hinter dem Adler noch ein Dammbrett habe. Sie brauchte mehrere ganz ungewöhnliche Ausdrücke. Auffallend durch seine energische Kürze war mir der: die Breck-see (Brech-See). Ein Schiffer, sagte sie, sei durch eine Welle vom Schiff geworfen, durch die Brecksee aber (den Theil der Welle, der indem sie sich an die nächste vor ihr bricht, zurückfällt) wieder hinaufgeschleudert worden. Intressant ist es diese Leute von fernen Ländern reden zu hören. Von Oporto sagte ein alter Schiffer: am Ende von Frankreich, in Portugall. Ihr Ideenkreis ist, da entweder sie selbst oder ihre Verwandte Seereisen gemacht

haben, offenbar mehr erweitert, und ihre natürliche Einfalt erscheint dadurch noch naiver. Die Matrosen können hier selten schwimmen. Unsre Schiffsfrau meynte, sie stürben auch dann nur noch schwerer und quälten sich länger. — Die Stadt nimmt sich von der Greiffenhagner Seite, oberhalb besser aus, als unterhalb von Frauendorf, weil man zugleich die Unterstadt sieht, welche dort durch die Oberstadt verdeckt wird. — Den Tag unsrer Abreise ging ein dreimastiges Schiff von 200 Lasten vom Stapel. Wir sahen es aber nicht, weil wir eine Viertelstunde zu spät kamen. Dieß Schiff hat allein 6000 Thaler Holz gekostet. Die übrigen Unkosten rechnet man auf noch einmal so hoch. — In des OberEmpfänger Wißmanns Garten steht ein Baum, den die Kaiserin von Rußland, als ihr Vater, der Fürst von Zerbst, hier Gouverneur war, selbst gepflanzt hat. Sie pflegt auch von allen Medaillen, die in Rußland geschlagen werden, an den hiesigen Magistrat ein Exemplar in Golde zu schenken. Es sind von denselben jetzt 150. hier, die man als ein Capital von 6000 Thalern rechnet. — Stettin ist für seine Größe außerordentlich volkreich und die Zahl der Einwohner nimmt noch täglich zu. Daher steigt auch mit jedem Jahr der Preis der Lebensmittel, und vorzüglich der Miethen. Die Quartiere sind außerdem noch darum seltner, weil die Kaufleute, wie sehr auch die Größe ihrer Häuser ihre Bedürfnisse übersteigen möchte, dennoch nie vermiethen, sondern dieß als etwas ihrer Unwürdiges ansehn. Die Industrie scheint sehr groß, wenigstens ist besonders auf der Lastadie und an der Wasserseite überhaupt unaufhörlich viel Leben und Thätigkeit. Der Handel nimmt täglich zu, wobei aber diejenigen Einwohner die keinen Theil daran haben, wegen der

zunehmenden Theurung eher verlieren, als gewinnen. Im Ganzen ist viel Reichthum, unter den Kaufleuten, den Handwerkern, die Materialien zur Schiffarth liefern, und einigen andern, Brauern, Branntweinbrennern u. s. f. Die Armuth auf der andern Seite soll doch mäßig seyn, und durch mehrere milde Stiftungen noch gemildert werden. In der ungünstigsten Lage in Absicht des Aufwandes sind die königlichen Bedienten, die kein eignes Vermögen haben. Der Luxus soll unter den Kaufleuten sehr groß seyn, er scheint indeß doch kleinstädtisch. Wenigstens trägt nichts das Ansehn einer großen und luxuriösen Stadt an sich, die Wirthshäuser sind ganz gut, aber nicht groß und schlecht meublirt. Miethswagen sind nur ein Paar, und auch die erst seit einigen Jahren, dagegen sehr viel Equipagen, da jeder nur irgend bemittelte Kaufmann eine hält. Der größte Aufwand soll im Essen und Trinken gemacht werden. Nächstdem in Kleidern, weniger in Meublen. An diesem mehr kleinstädtischen Ton ist wohl der Mangel an Durchreisenden und Fremden Schuld. Die Stadt sieht völlig wie eine Provinzialstadt, und im Ganzen unangenehm aus. Enge, bergigte und winkligte Straßen; schlechtes Pflaster; sehr ungleiche, größtentheils schlechte und unreine Häuser, außer den beiden Paradeplätzen an den Wällen nur zwei äußerst mäßige Plätze, der Roß- und Heumarkt, seit dem abgetragnen Marienthurm gar kein großer oder schöner Thurm; gegen die Enden der Stadt zu giebt der durchaus bepflanzte Wall einen lachenden Anblick. In den Straßen ist viel Geschäftigkeit und hie und da Gedränge, aber Kutschen sah ich, wahrscheinlich weil es Sommer ist, fast gar nicht. In der Tracht der gemeinen Leute sind die übermäßig großen, weit ausgebognen Striche der Frauenmüzen auffallend.

Bekanntschaften: ConsistorialRath Brüggemann. Sehr gefällig, gesprächig, und mit allen hiesigen Merkwürdigkeiten bekannt. Auf seine Topographie ist er einzig durch die Auffoderung und Unterstützung des KammerPräsidenten von Schöning gekommen. Sonst macht er aus der Statistik kein besondres Studium. Seine Hauptbeschäftigung scheint die Literargeschichte der Classiker. Er hat eine schöne Auswahl seltner und prächtig gedruckter Englischer und Italiänischer Ausgaben der Classiker. Er giebt einen Catalogus aller Englischen Bearbeitungen derselben heraus. Er scheint mehr praktische Fähigkeit und Geschäftigkeit, als gründliches und eindringendes Studium zu besitzen. — Dr. Kölpin, Sohn des bekannten Arztes, des Professors, der aber abwesend war. Er hat auf der Dänischen Flotte im letzten Schwedischen Kriege als Chirurgus, und im letzten Französischen Kriege gedient, und wird sehr gerühmt. — BergFactor Gyse sehr gefällig und zu Nachweisungen und zum Herumführen sehr gut.

Ein gewisser Sell, Professor der Geschichte am Gymnasium arbeitet an einer Geschichte von Pommern, wozu er die von Brüggemann gesammelte Bibliothek auf der Landschaft benutzt. — Bielke, Sohn des Consistorial-Raths, ist Verfasser der (empfindsamen) Promenade in der Schweiz.

Wirthshaus: Englisches Haus.

7.

Fahrt nach Schöningen. — Dieß Dorf liegt ¼ Meile rechts von Tantow ab, das die Hälfte des Weges von

Schwedt bis Stettin macht. — Wir sahen hier die ersten großen Weizenfelder auf dieser Reise.

8.

Weg von Stettin bis Greifswalde. — Bis Ueckermünde fast beständig in einem Walde, der zwischen Falckenwalde und Ueckermünde sehr schöne Stellen hat. Zum Theil ist es bloß Laubholz, Buchen und Eichen, zum Theil aber auch Fichten. Ueckermünde ist klein und schlecht. Auf der Uecker lagen einige kleinere Schiffe. Es sollen, wegen der Nähe der Wälder hier viele Schiffe gebaut werden, doch nicht über 40—50 Lasten. Von der Gallerie des Schlosses soll eine schöne Aussicht aufs Haff seyn; aber die Treppe ist unzugänglich und verfallen. Wirthshaus: Englisches Haus. — Hinter Ueckermünde sieht man in großer Nähe einen kleinen Theil des Haffs. Es sieht wie ein großer See aus, nur ist das Wasser mehr dunkelblau. Bei Ueckermünde ist ziemlich viel Sand. Von da bis Greifswalde nimmt der Boden immer an Fruchtbarkeit zu. Zum Theil ist es sehr tief und sumpfigt. Es ist hier überall noch Erndte, und mehreremale sahen wir zu beiden Seiten nichts als Weizengarben, so weit das Auge reichte. Die Gegend ist durchaus flach. Wald ist gegen Greifswalde zu immer weniger. — Anclam, größer, aber fast noch schlechter gebaut, als Ueckermünde. Die Gegend flach und ganz uninteressant. Wirthshaus: bei Karsch, der wie er sagt, ein Verwandter der Dichterin Karschin ist.

9.

Schwedisch Pommersches Geld. Man rechnet nach Thalern und Schillingen, von denen 48 auf einen Thaler gehn. Die sogenannten Zweidrittelstücke (Gulden) gelten 33 Schillinge. Für den Friedrichsd'or bekommt man 4 Thaler 28. Schillinge. Die ²/₃ Stücke heißen auch Kronenthaler. Nur per abusum. Sonst ist ein Kronenthaler eine Stralsundische Münze von 32. Schillingen. Daß die ²/₃ Stücke 33 Schillinge gelten, ist erst neuerlich durch ein Edict des Fürsten Hessenstein festgesetzt. — Ein Witten, eine Scheidemünze, deren 4 auf 1 Schilling gehn.

10.

Greifswalde. — Ziemlich groß; in sehr antikem Geschmack gebaut, doch große und ansehnliche Häuser. Vorzüglich ist am Markt ganz Gothische Bauart. Sehr viele Zierrathen und die Giebel, die fast alle nach der Straße zu stehn, in eine Menge von Stockwerken abgetheilt. — Die NicolaiKirche hat einen ziemlich hohen, sonderbar und ganz gothisch gebauten Thurm. Inwendig ist das Gewölbe sehr hoch. — Auf dem Wall ist ein bepflanzter Spaziergang. Die Aussicht ist nirgends vorzüglich; indeß doch noch am besten am Steinbecker Thor, wo der Rücksgraben fließt, und man bis nach der Wyck hinsehn kann. Bei sehr heitrem Wetter soll man Rügen sehen können. — Das Academische Gebäude. Es steht an einem großen Platz ist von 3 Stockwerken und beträchtlicher Länge. Es ist auf Kosten der Uni-

versität erbaut und kostet 80000 Thaler. Außer zwei Wohnungen für zwei Professoren sind ein großes und ein kleines Auditorium, die Bibliothek, eine Sammlung physikalischer Instrumente und eine Modellenkammer darin. Die Bibliothek ist Ein großer hübsch eingerichteter Saal mit einer Gallerie oben. Außerdem sind noch einige besondre Zimmer, eins für Manuscripte; zwei andre für zwei von Professoren legirte besondre Bibliotheken (wovon eine die Ahlwardtische) und eines, welches bloß Pommern betreffende Schriften enthält. In diesem stehn auch in einem Schrank die von Professor Gadebusch über Pommern gesammelten schriftlichen Nachrichten. Die Zahl der Bände soll 28000. der Werke vielleicht 60000 betragen. Das publicistische Fach soll am beßten besetzt seyn. Wir sahen mehrere kostbare Kupferwerke. Von Hevelii Cometographia, wovon nur 3 Exemplare existiren, da die übrigen verbrannt sind, ist eins hier. Auch sahen wir die Åckermannschen Globen, die 120 Thaler kosten, wohl noch einmal so groß als die Borlischen, aber nicht halb so sauber gestochen sind. Das Academische Gebäude ist 1748. zu bauen angefangen worden. Auch ist es in modernem und gutem Geschmack aufgeführt. Hinter demselben ist der botanische Garten, der nicht groß ist, aber reich bepflanzt scheint. Er hat ein sehr großes Treibhaus.

Professor Möller, Professor der Geschichte und sonst, jetzt nicht mehr Bibliothekar, ein äußerst sanfter, gefälliger und liebenswürdiger alter Mann. Er hat ein Schwedisches Wörterbuch geschrieben. — Professor Brißmann und Gadebusch und D. Weigel fand ich nicht zu Hause.

Die Universität hat etwa 60 Studenten. Die Preußischen und Mecklenburgischen Verbote, fremde Universi-

täten zu besuchen, sind vorzüglich an dieser geringen Anzahl Schuld. Professoren sind 15 ordinarii, überhaupt aber einige 20. Von den beträchtlichen Einkünften nehmen die Gebäude sehr viel weg. Ein gewöhnliches ProfessorenGehalt ist von etwas mehr als 400 Thaler. Der Bibliotheksfonds 600 Thaler. Vor kurzem ist ein auch im Akademischen Gebäude befindliches Naturalien- (meistentheils Mineralien-) Cabinet für 2000 Thaler angeschaft worden.

Neben der Stadt am Rücksgraben ist ein Salzwerk. Die Sole wird durch Pumpen, die durch Windmühlenflügel getrieben werden, auf die Gradirhäuser geleitet, auf deren Dächern die Windmühlenflügel angebracht sind.

Wirthshaus: bei Wilhelmi.

11.

Weg von Greifswalde nach Stralsund. — Zeichnet sich durch nichts, als durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens aus. Waizen, Gerste und Haber fanden wir vorzüglich von bewundernswürdiger Dicke und Güte. — Auf der Hälfte des Weges, in Reinbergen, wo die Postillone, wie der Greifswalder Wirth sagte, von Natur anhalten, ohne daß man es ihnen ausdrücklich sagt, ist die dicke Linde (nach Zöllners Ausmessung 37 1/2') vor der Kirche merkwürdig. Sie scheint, wenn es Ein Baum ist, in ihrer Jugend vielleicht vom Blitz gespalten, und ist hernach wie in zwei Hälften ausgewachsen. Da das Ganze hol ist, so bilden diese beiden Hälften *gleichsam* zwei Cabinette. Der ganze Baum ist krüppelhaft und nicht schön; bei weitem schöner die ähnliche

Weide (?) bei der Buschmühle bei Frankfurth. Bald hinter Reinberg und noch besser gegen Stralsund hin sieht man Rügen und das Meer zwischen der Insel und der Stadt. Wir mußten ein mehr links gelegnes Thor, als das gewöhnliche hereinfahren, weil an diesem eine Brücke gemacht wurde. Von dieser Seite erscheint die Stadt recht schön. Die grünen bepflanzten Wälle geben einen lachenden Anblick, und hinter ihnen erheben sich die Kirchen der Stadt, vorzüglich die MarienKirche, sehr gut.

Extrapost kostet in Schwedisch-Pommern jetzt noch, seit der wegen der Theurung vorgenommenen Erhöhung für Ein Pferd die Meile 20 Schilling. — Man kann aber statt der Post, ohne Umstände einen Fuhrmann nehmen. Ich hatte einen von Greifswalde bis Stralsund für 5 Thaler.

12.

Stralsund. — Der Kammerrath Pommer Esche war nicht wohl, und rieth uns, gleich nach Rügen zu gehen, da er bei unsrer Rückkunft wohl hergestellt seyn würde. — Den Abend ging ich an die Fährbrücke, wo die Boote nach Rügen hin- und herübergehen. Die See war durchaus still und spiegelhell. Der Mond schien herrlich, und die Masten der Schiffe, die da vor Anker lagen, nahmen sich prächtig aus. Ein kleines Schiff segelte nach Wittow. Es schien bei dem wenigen Winde fast still zu stehen, und verlor sich nur langsam nach und nach aus dem Gesicht. Ich sprach mit Fährleuten, die eben von Rügen her landeten. Der eine zeigte mir die Himmelsgegenden

nach den Sternen, unter andern nach der Capella und schien sich den Namen, den ich ihm sagte, sehr angelegen zu merken. Das Reiterchen im Bären nennen die Schiffer hier den *Dümken*. — Am andern Morgen besahen wir die Kirchen. Die Nicolai und MarienKirche sind bloß wegen ihres hohen Gewölbes, besonders die letztere, merkwürdig. In der JacobiKirche sind zwei Altarblätter von Tischbein, eine Himmelfahrt und eine Kreuzabnehmung Christi. Das letztere ist wohl das beste. — Der Weg unter den Wällen ist bepflanzt und ein hübscher Spaziergang. Oben auf den Wällen dürfen nur Officiere oder solche, die ein Wallbillet haben, gehen. — Die Lastadie ist so mit Bauholz angefüllt, daß man kaum durchkommen kann. Es wurden gerade 5 Schiffe gebaut. An dem einen sah man sehr gut die noch nicht bekleideten Ribben. Das Lärmen, Hämmern und Hauen der Zimmerleute macht den Platz sehr lebendig. — An der Fährbrücke lag ein zweimastiges Schiff aus Barth, das schon 3 Reisen nach Amerika gemacht hatte. — Nach dem Mittelländischen Meere bestimmte Schiffe müssen gegen den Fraß der Würmer mit einer eignen fichtenholznen Bekleidung umgeben werden. Dieß nennen die Schiffer eine *Haut*, auch eine *warme Haut* und *behäuten*.

13.

Ueberfahrt nach Rügen und Weg nach Bergen. — Wir kommen zur ungünstigen Zeit nach Rügen, weil jetzt (Anfang August) alles mit der Ernte beschäftigt ist. Vorzüglich geht jetzt in kurzem die GerstenErnte an, die

die vorzüglichste ist. Indeß ist doch die Ernte dieß Jahr um 8 Tage später als gewöhnlich. Da nun alle Leute damit beschäftigt sind, so ist es schwer Unterkommen und Pferde zu finden. Auf Rügen ist keine Extrapost. Aber die Fährleute, 24 an der Zahl, halten fast sämmtlich Pferde. Diese miethet man auf eine Strecke, und dann findet man auch im Lande weiter Pferde. Ich bezahle für 4, die mich den einen Tag bis Bergen, den andern bis Sagard über die Prora fahren, etwas über 5 Meilen, 5 Thaler 16 Groschen. Der gewöhnliche Preis ist 12 Schilling für das Pferd die Meile. In der Ernte aber ist es theurer.

Wir nahmen in Stralsund einen Korbwagen. Dieß ist angenehmer für die Aussicht, wegen der Leichtigkeit wohlfeiler, und wegen der engen Wege und tiefen Gleise auch sichrer. Doch kann man auch überall, außer der Stubbenkammer, mit einem breiten Wagen hinkommen.

Wir ließen den Wagen im großen Boot vorangehn, und schifften in einem kleinen nach. Die Ueberfahrt dauerte eine halbe Stunde und war sehr hübsch. Es war ein wenig Wind, und die Wellen tanzten und wiegten das Boot. Zwischen Pommern und Rügen hin sieht man bei sehr hellem Wetter Hiddensee liegen. Auf der entgegengesetzten Seite liegt der Dänholm. Die Ufer von Rügen sind durchaus flach und nehmen sich nicht sonderlich aus. Ein desto schönerer Anblick ist Stralsund von Rügen aus mit seinen hohen und gothischen Thürmen, dem wunderbar gebauten Rathhaus, und den vielen spitzigen Giebeln, mit durchbrochenem Mauerwerk. Die Schiffe davor und die lebhafte Bewegung am Strande geben ihm noch ein größeres Ansehn. Beinah mitten im Strom liegt eine Licentjacht, die darauf wacht, daß

die vorbeifahrenden Schiffe richtig ihre Abgaben geben. Der eigentliche Strom in diesem Theil der See ist nah an Rügen. Man sieht ihn als einen weißen Streifen, und merkt ihn auch an der lebhafteren Bewegung des Schiffs. Die Ueberfahrt mit den Ruderböten ist immer, auch bei starkem Sturm gefahrlos, nicht so die mit der sogenannten Grahlschen Fähre, welche segelt.

Die Rügischen Pferde sind klein, nicht viel größer als unsre Bauerpferde, aber gedrungen, und sehr gut bei Leibe. Die Art anzuspannen kann nicht einfacher seyn. Das Geschirr ein bloßer Brustriem mit der Stange, und Einem einzigen Riem über den Widerhorst; die Halskoppel ein bloßer Strick, und ebenso der Zaum ein bloßer Strick mit einer Trense. Da wir einen leichten Wagen hatten, fuhren sie uns sehr schnell.

Der Weg nach Bergen geht immer, obgleich sehr allmählig aufwärts. Bergen selbst liegt so hoch, daß das Fundament der Bergischen Kirche mit der Spitze der MarienKirche in Stralsund au niveau steht. Die Gegend von der alten Fähre aus ist gar nicht vorzüglich, aber sehr fruchtbar und mannigfaltig. Es liegen immer kleine Felder, mit verschiedenen Getreidearten besäet, an einander, und dazwischen kommen kleine Wiesen und Sümpfe, wo Torf gegraben wird, den man in kleinen Pyramiden aufstellt. Gebüsch ist auch hie und da in der Entfernung zu sehen, am Wege nur ein sehr kleines gegen Bergen zu. Dörfer sieht man rund herum in großer Menge. Die, durch die wir durchkamen, waren sehr ordentlich und hübsch gebaut. Sehr viele Häuser hatten Ziegeldächer. Die Kirchen, viele Häuser, und sogar neu gemachte Zäune und Thorwege sind in gothischer Manier mit spitzen Ecken, und grellen Farben, besonders roth

und weiß. Sehr hübsch liegen einzelne Höfe, mit Wiesen und Gebüschen umgeben. Das ganze Land sieht äußerst cultivirt aus, die Wege und Akkerstücke sind größtentheils mit Weiden umpflanzt, und das Ganze hat ein äußerst mannigfaltiges, buntes und lachendes Ansehn. Die See erblickt man hie und dort von Anhöhen. — Hinter Rambin liegen die 7 Hügel, die man auch die Hünengräber nennt. Es sind sieben kleine in einer schnurgeraden Linie liegende Anhöhen, auf deren einigen Gebüsche stehen. — Wie mir der Wirth in Bergen sagte, rechnet man hier gewöhnlich, eine Getreideart in die andre gerechnet, das 5te bis 6te Korn. Von einer einzelnen, z. B. Gerste, auch wohl hie und dort das 8te. Das 16te würde sehr ungewöhnlich seyn. — Das Rindvieh ist, wie die Pferde, nur klein.

14.

Bergen. — Ein nicht gar großes, aber reinlich und artig gebautes Städtchen an einem Berge. — Es ist hier ein ziemlich gutes Wirthshaus: der Rathskeller. — Der Assessor von Wyllich, Bruder des Pastors in Sagard ist hier Arzt und wird sehr gerühmt. Es ist hier ein Landvoigteigericht, das aber nur aus dem Landvoigt und einem Secretair besteht, und alle 14 Tage einen Gerichtstag hält. Es steht den Rügiern aber frei, sich mit Uebergehung desselben geradezu an das Greifswalder Hofgericht zu wenden. — Garnison ist auf ganz Rügen nicht. — In Bergen selbst ist nichts merkwürdiges. Aber desto schöner ist der Rugard, eine ¼ Stunde davon.

Rugard. — Von der Stadtseite aus ist er eine bloße sehr allmählig ansteigende Anhöhe, so daß Kosegartens:

wo die wogige Scheitel
weitumschauend der Rugard hebt

sehr uneigentlich gesagt scheint. Allein auf der andern Seite ist er abschüssiger. Eigentlich sind es mehrere kleine Hügel mit Thälern dazwischen. Diese Anhöhen sind Ueberreste von Wällen der alten Burg Rugigard, welche Jaromar I. im 12. Jahrhundert anlegte, von der aber jetzt keine weitere Spur mehr zu sehen ist. Der Rugard ist der höchste Berg auf Rügen, und man übersieht von demselben beinahe die ganze Insel von Poseritz und Mönckguth bis Arcona und Jasmund hinauf. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön. Rund herum lag das schöne, fruchtbare Land wie ein Garten zu unsern Füßen. Aecker, Wiesen, Gebüsche, Dörfer und einzelne Höfe wechseln unaufhörlich mit einander ab. Gegen Süden schließen die dunkeln Wälder von Putbus den Horizont, hinter denen sich ein Tannenberg erhebt, hinter welchem das Schloß Putbus liegt, das man hier aber nicht sieht. Die Abwechslung des mannigfaltigen Grüns und des gelben reifen Korns gewährte einen überaus angenehmen und lachenden Anblick. Vorzüglich schön aber ist die Seite nach Jasmund und Wittow zu. Das große Binnenwasser zwischen diesen beiden Halbinseln giebt eine schöne Wassermasse, die äußerst mahlerisch von den verschiedenen Landengen und Vorgebirgen eingeschnitten ist. Weiterhin erhebt sich das unendliche Meer wie ein dunkelblaues Gebirge, und zwischen demselben und dem Binnenwasser ziehn sich die beiden Landengen wie schmale Striche hin. Das Schönste bei dieser Aussicht ist, daß rund herum von Stralsund an, bis gegen Putbus zu das Meer sie umschließt. Besonders verliert sich Wittow und Arcona in dämmernder Ferne, und läßt die Phantasie weit

in die ungemessene Meeresfläche hinausschweifen. Ueber dem Theil des Meeres gegen Stralsund zu neigte sich die Sonne dem Untergang. Die See leuchtete, daß das Auge ihren Glanz nicht ertragen konnte. Bald darauf stieg eine Gewitterwolke herauf, hinter der sich die Sonne verbarg. Nun erschienen alle Gegenstände bestimmter, und die See funkelte nur noch wie ein silberner Saum unter der dunkeln Wolke. Das Eigenthümliche dieser gewiß in ihrer Art einzigen Aussicht ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände die sie darbietet: die fruchtbare, durchaus bebaute Ebene, die mit Dörfern, Städten und Häusern übersäet ist, das wunderbare Spiel, in dem nach Jasmund und Wittow zu Wasser und Land in ewiger Abwechslung neben einander hinlaufen, die einzelnen schönen Gruppen von Bergen und Wäldern, vorzüglich die beiden kleinen Halbinseln Pulitz und Tissow und endlich der Blick auf das Meer, in die unendliche Ferne hin. Man überschaut auf einmal ein ganzes, eignes und abgesondertes Land, in welchem die wunderbare Gestalt, die ihm die Natur gegeben hat, und der Fleiß seiner arbeitsamen Bewohner die Einbildungskraft gleich thätig beschäftigen. Am meisten aber fesselte uns der Anblick des Meeres, von dem wir uns lange nicht losreißen konnten.

Auf dem Rugard machten wir die Bekanntschaft der Gräfin Putbus, die eine überaus große Herrschaft im Süden der Insel und in Pommern besitzt. Sie administrirt sie eigentlich nur für ihre beiden Söhne. Die Einkünfte sollen 36 000 Thaler jährlich betragen.

15.

Weg nach Sagard über die Prora. Es giebt zwei Wege dahin, einen über die Prora, den andern nähern über die Jasmunder Fähre. Auf diesem letzteren soll der Anblick von Jasmund noch überraschender seyn, da man von steilen Sandbergen auf Einmal die fruchtbare Halbinsel übersieht. Ich hätte besser gethan, diesen zu wählen, weil ich auf der Rückreise von Sagard nach Putbus die Prora doch noch einmal passiren muß. Allein ich war in diesem letzteren Plan noch nicht völlig gewiß. Der Weg über die Prora gleicht bis Kikut dem von Alten Fehr nach Bergen. Nur ist er steinigter, geht immer bergeinwärts, und man sieht nicht so viele Dörfer und Höfe als auf jenem. Hinter Kikut bis vor die Prora hin, geht er dicht an dem Binnenwasser lang. Da der Wind westlich war, so war es sehr bewegt, und die Wellen warfen viel Meerschaum ans Ufer. Die Prora selbst ist eine gute Viertelstunde lang, und eine Kette nicht sonderlich beträchtlicher Anhöhen, die mit kleinem Gebüsch ganz dicht bewachsen sind. Durch diese führt Ein einziger, aber nicht allzuschmaler Holweg, erst bergauf, hernach noch tiefer bergab. Doch ist der Weg nirgends jäh oder gefährlich. Als wir auf der Höhe waren, bestiegen wir die eine Anhöhe zur linken Seite, und genossen wieder des schönen Anblicks der ofnen See, des mannigfaltig eingeschnittenen Binnenwassers, und des schmalen Landes dazwischen. Hinter der Prora kommen noch einige Häuser. Dann, von Heidekrug an geht die schmale Heyde an, die bis gegen Wostewitz hin fortdauert. Hier ist die Gegend vollkommen öde. Man sieht auf der Heide selbst weder Bäume noch Gebüsche,

nur wenig niedriges Gesträuch, und nur hie und da ein kleines Stückchen Ackerfeld. Dagegen ist sie stellenweis mit ganzen Haufen kleiner Steine, welche das Binnenwasser und die See auswerfen, überdeckt. Wie mir Pastor Frank sagte, kommen diese Steine nicht vom Meer, sondern vom Ufer. Wo das Ufer nicht dergleichen hat, sieht man sie auch nicht, wie auf der Wittowschen Heide. Selbst auf dem Wege liegen deren sehr viele, und da sie klein und festgefahren sind, so machen sie gleichsam eine natürliche Chaussée. Die Aussicht ist hier nichts weniger als schön. Zur Rechten verdecken kleine Sandhügel den Anblick des Meeres, und nur zur Linken wird das Auge durch die dicht mit Wald bewachsnen Berge von Pulitz ergötzt. Je weiter man indeß kommt, desto mehr naht sich der Weg der See, und endlich erscheint sie selbst ganz und gar dem Blick. Wir stiegen hier aus, gingen mit einiger Mühe über die hohen, immer den Füßen entrollenden Steinlager an dem Ufer, und standen nun dicht an den ersten Wellen, des bezaubernden Anblicks besser zu genießen. Da der Wind vom Lande herkam, so war das Meer nur so eben gekräuselt, und seine bläuliche Fläche erhob sich allmählig gegen den Horizont zu, wo es sich in einer geraden scharf begränzten Linie von dem Himmel schied. Gegen Jasmund zu lagen ein Paar Schiffe vor Anker, und eins segelte ostwärts vor uns hin. Die Steinlager am Ufer bestehen aus kleinen, vielfach geformten Steinchen, von mancherlei Farben, und zwischen ihnen sieht man häufig ein schwarzes, wie verbranntes Meergras, hier Tank genannt. Die Steine sollen meist Kiesel seyn. Ich kostete einen Schluck des Wassers, konnte aber den salzigen Geschmack lange nicht aus dem Munde verlieren. Sobald man weiterhin über

ein Paar Berge gekommen iſt, und die See wieder aus dem Geſicht verloren hat, verändert ſich plötzlich die Scene. Man iſt nun in Yasmund und die unfruchtbare Heide wechſelt mit den fruchtbarſten Fluren ab. Faſt nirgends noch ſahen wir ſo dicken und ſchönen Waizen. Zwiſchen dieſen Feldern fuhren wir nun bis Sagard fort, und überſahen eine Menge dicht an einander liegender Ortſchaften. Auf einem großen Theil dieſes Weges ſieht man immer Bergen, als den höchſten Punkt dieſer Gegend, und den Rugard liegen, der ſich in ſehr verſchiedenen Richtungen zeigt. Eine ſchöne Eigenthümlichkeit von Rügen iſt es, daß man hier ſo viele verſchiedene Gegenſtände zuſammen findet, die man ſonſt nur zerſtreut antrift, fruchtbare und bebaute Fluren, öde Heiden, Landengen, Vorgebirge, Meerbuſen, Gebirge, Wälder u. ſ. f. und daß alles dieß doch ſo nah an einander gedrängt iſt, ſo ſchnell abwechſelt, und ſo überraſchend dem Auge erſcheint.

16.

Sagard. Ein Marktflecken und Geſundbrunnen, der vor einigen 30 Jahren häufig beſucht worden iſt, hernach aber im ſiebenjährigen Kriege eingegangen, und ſeit wenigen Jahren wieder durch die Bemühungen des Paſtors von Wyllich hergeſtellt iſt. Er gleicht im Geſchmack dem Pyrmonter, enthält viel Eiſentheile (auf der Oberfläche des Quells fließt immer Eiſenblüthe) und ſoll gegen Nervenſchwäche und Krämpfe vorzüglich wirkſam ſeyn. Der Paſtor von Wyllich hat auf ſeine eigenen Koſten die nöthigen Gebäude aufführen, und die Spazier-

gänge anlegen lassen, worauf er 1600 Thaler verwendet. Die sogenannte Brunnenaue ist auf einer zur Pfarre gehörenden Koppel. Er hat mit der ersten Brunnengesellschaft des vorigen Jahres ein Reglement aufgesetzt, wonach verfahren wird, und das von jeder ersten Brunnengesellschaft jedes Jahres verändert werden kann. Vermöge dieses Reglements sind nicht nur Taxen für die Bäder festgesetzt, sondern jeder Badegast zahlt auch für seinen Aufenthalt eine bestimmte Summe. Durchreisende geben einen freiwilligen Beitrag. Von diesem Gelde entschädigt sich der Pastor von Wyllich für die Zinsen des vorgeschossenen Capitals und unterhält die Anstalt. Quartiere sind bei den Einwohnern des Orts eingerichtet, und in einem großen Speisesaal kann gemeinschaftlich gegessen werden. Die Brunnenaue ist ein artig angelegter und bepflanzter Plaz, der aber nirgends eine schöne Aussicht, oder sonst etwas Vorzügliches hat. Einige Inschriften entstellen ihn mehr, als sie ihn verzieren. Dieß Jahr sind auf 300 Gäste hier gewesen, doch wohl mehr der Gegend, als der Kur wegen. — Der Dobberwort. Ein runder Hügel vor dem Flecken. Er hat, wie alle ähnliche Höhen dieser Art, und auch die 7 Hügel hinter Rambin, wohl zum Opferplatz in heidnischen Zeiten gedient, nicht aber, wie man gewöhnlich sagt, zu einem Grabe. Die Gräber sind an einer viereckten Mauer, die mehrere Schuhe in die Erde hinein geht, und zwei darauf gelegten Deckelsteinen kenntlich, und haben keine Hügel. Ein solches Grab sahen wir bei Quoltiz. Diese Höhen sind, wie auch ihre regelmäßige Gestalt verräth, durch Menschenhände gemacht. Vom Dobberwort hat man eine schöne Aussicht nach dem Binnenwasser und Wittow zu. — Ueber die Fruchtbarkeit sagte uns der Pastor

von Wyllich: in Pachtanschlägen nehme man das 6ste Korn an. Dieß sei aber der geringste Satz. In mehreren Gegenden könne man wohl das 10te annehmen. Das 16te—24ste vielleicht einmal in einzelnen Fällen, nie wohl aber als Regel in irgend einem Theil der Insel. — Auf Jasmund (wie auch auf Wittow) sind nur zwei Pfarren, in Sagard und Bobbin. Doch hat Jasmund 3000 Einwohner. 2000 machen die Gemeine von Sagard aus. Aber diese kommen nicht nur allein nach Sagard in die Kirche, sondern verrichten auch hier die meisten übrigen gottesdienstlichen Handlungen, und werden alle auf dem Sagardschen gar nicht großen Kirchhof dicht unter den Fenstern des Pfarrhauses begraben. Der Vorschlag, einen großen Gemeindeplatz von dem Ort zum Gottesacker zu nehmen, dringt bis jetzt nicht durch. Man muß hier schon die Todten tiefer begraben, um einen Sarg über den andern zu stellen, um nur Platz zu gewinnen. — Die 4 Pfarren auf beiden Halbinseln sind die besten. Sie stehen zwischen 2000—3000 Thaler. Die Prediger sind sehr mit der Wirthschaft beschäftigt. Nur Kosegarten, der die beste hat, hat, und zwar sehr schlecht verpachtet. — Von Sagard aus wollen wir einige Excursionen in die Nachbarschaft machen.

17.

Bobbin. — Hat nur 5 Häuser. — Prächtige Aussicht vom Tempelberg, auf dem die Kirche steht, vorzüglich gegen Arcona hin. — Pastor Franck hat ein seltnes Naturalien- und AlterthumsCabinet, das sich

meistentheils auf Rügen bezieht. Der größte Theil besteht aus sehr schönen Versteinerungen, die auf Rügen auf den Steinlagern am Meer, oder sonst gefunden sind. Es sind bloß versteinerte Conchylien, aber von der seltensten Art. Unter den Alterthümern ist eine auf Wittow ausgegrabene Urne, die noch ganz unversehrt ist, merkwürdig. Sie ist von Thon, der aber viel Kieselstein enthalten soll. Drin ist ein geschärfter Kiesel zur Streitart, ein andrer ähnlicher mit einem Loch zum Stiel, dergleichen nur Vornehme hatten, andre Kleinigkeiten, Ueberreste von Knochen, und Asche. In einer andern Urne lagen mehrere ganz unkenntliche Dinge. Ein Paar geheime Amulete, ein andres zerbrochnes, kleine mit Zeichen bemahlte Metallplatten, vielleicht ist es die Urne eines Priesters oder Zauberers. Ein ganz erhaltenes Opfermesser von Stein. Eine Art eiserner Bande, die um einen Schädel befestigt gewesen sind. Pastor Frank hält dieß für eine Strafe der Blasphemie vielleicht. Außer den Rügenschen Produkten hat er andre, besonders Schwedische Mineralien. — Spieker neben Bobbin hat eine prächtige Lage am Wasser.

18.

Quoltitz. Hinter diesem Dorfe liegt ein Berg, den ein Denkmal des Alterthums und seine wunderschöne Aussicht merkwürdig macht. — Das erstere ist ein Granitblock von ungeheurer Größe, in einer öden, einsamen, gebüschreichen Gegend. Diese Lage, und seine offenbar durch Menschenhände gebildete Form bezeichnen ihn als

einen Opferstein der ehemaligen Heiden. Die Stelle, wo das Opferfeuer gebrannt hat, scheint sich noch auszuzeichnen. Querüber ist eine tiefe Rinne ausgehauen, in der, wie Pastor Frank vermuthet, das Blut des Opferthiers geflossen ist. Auf den Seiten sind runde Plätze, vielleicht zu Priestersitzen, durch Einschnitte, abgesondert. Nicht weit davon ist ein Grab, und noch weiter am Berge hinauf soll ein noch größerer Granitblock liegen, der von mehreren Gräbern umgeben ist. Der Pächter dieses Stücks soll damit umgehn, jenen Opferstein sprengen zu lassen, um die Steine zu brauchen. -- Die Aussicht von der obersten Höhe erlaubt keine Beschreibung. Sie übertrift die vom Rugard an Größe und Majestät. Man hat Wittow, Rügen und Hiddensee vor sich, Arcona läuft in die unendliche See hinein, und von da aus verliert sich der Blick in die blaue unermeßliche Flut. Das Meer erscheint hier in einer überaus großen Strecke. Noch über Wittow hinaus sieht man es, als einen schmalen dunkelblauen Streifen, der beim Untergang der Sonne hell funkelte. In diesem erkennt man mit bloßen Augen ganz deutlich Moen. Daß man Stralsund, Greifswalde, Bergen und einen großen Theil der Insel übersieht, versteht sich von selbst. Nur nach Stubbenkammer zu ist die Aussicht durch Berg und Wälder beschränkt. Die Sonne ging prächtig unter. Sie verbarg sich erst hinter einer Thauwolke, die einen dunkeln, violetten Schatten aufs Meer warf, und vergoldete ihren Rand. Dann kam die feurige Scheibe wieder hervor, und tauchte sich nach und nach hinter Wittow ins Meer. In der Gegend von Arcona und über Wittow hinaus segelten Schiffe. — Diese Aussicht und den Opferstein hat Pastor Frank bei Gelegenheit einer Jagd entdeckt.

19.

Die Stubbenitz ist ein Buchwald, aus dem Jasmund und Wittow sich mit Holz versehn. Sie gehört der Krone, jeder Landeigenthümer auf beiden Halbinseln aber kann gegen eine kleine Abgabe sein Holz daher nehmen. In derselben ist die Stubbenkammer ein Ort am Ufer der See, der eine wunderbare Lage und schöne Aussicht hat. Wir besuchten sie zweimal; das erstemal fuhren wir zu Wasser über Sassenitz zurück, das zweitemal zu Lande. Der Pastor von Wyllich hat auch hier Veranstaltungen zur Bequemlichkeit und dem Vergnügen der Reisenden gemacht, Ruheplätze angelegt, einen eignen Boten dahin bestellt, Küchen und andres Geräth, das man, um dort zu essen, gebraucht, angeschaft, und für die Fuhre und den Boten eigne Taxen festgesetzt, damit die Leute nicht unbillige Fodrungen machen können. Dafür bezahlt jeder Reisende einen Beitrag, dessen Summe freiwillig ist, und von dem die dazu nöthigen Sachen bestritten werden. Dieser Beitrag wird in einem Buch eingezeichnet, in dem man zugleich die ganze Einrichtung beschrieben antrift.

Auf dem Wege dahin sind die Anhöhen bei Hoch-Selow bemerkenswerth. Sie haben eine prächtige Aussicht über Jasmund und Wittow, das Binnenwasser und die See bis Arcona hin. Die Stubbenitz selbst ist sehr schatticht, und schön. Der ganze Weg steigt bergan, und ist nicht wohl für andre, als für die hiesigen schmalen Wagen zugänglich, indeß gar im geringsten nicht gefährlich.

Zuerst gelangt man an die Herthaburg und ihren See. Ein ovalrunder nicht gar großer See liegt auf

einer beträchtlichen Höhe gegen das Ende des Buchwalds, aber mitten von seinen Bäumen umschattet, da. Er ist sehr still und selbst bei lebhaftem Winde kaum ein wenig gekräuselt, sein Wasser ist wenn nicht schwarz, doch dunkler, als gewöhnlich, und ebenso auch seine Fische dunkelblau. Man nennt ihn daher auch außer dem Berg- oder Burgsee, gemeinhin den schwarzen See. Er ist sumpfig, und gleich vom Ufer an ungemein tief. Deswegen und weil die Fische einen schlechten morigten Geschmack haben, wird er jetzt fast gar nicht mehr befahren. An seiner rechten Seite, so wie man herankommt, erhebt sich ein beträchtlich hoher Wall, und beugt sich in halbmondförmiger Gestalt herum, bis er an der andern Seite wieder an ihn anstößt, so daß ein völliger Halbzirkel zwischen dem See und dem Wall abgeschnitten ist. Der Wall ist oben schmal und so regelmäßig, daß selbst seine kleineren Erhöhungen Symmetrie zu verrathen scheinen. Er sowohl, als der Raum zwischen ihm und dem See ist dicht mit Buchen besetzt. Das Ufer des Sees zwischen den Enden des Walls ist hoch und steil. In der Mitte aber geht ein Fußsteig in einer Art von Vertiefung zum See herab. In der Gegend des Walls weiter hin im Walde sollen zwei andre Denkmäler des Alterthums stehen, der sogenannte PfennigKasten und die Steinkiste. Von ersterem soll indeß jetzt nur noch Ein Stein zu sehen seyn; letztere kannten weder der Pastor von Wyllich, noch Frank als durch Erzählungen. — Man erklärt diesen Ort für den See und Hain, in dem nach Tacitus (Germania c. 40.) die Göttin Hertha verehrt wurde. In dem Raum zwischen dem Wall und See soll ihr Tempel gestanden haben; den Fußsteig in der Mitte hinab sollen die Sklaven und der Wagen ge-

führt worden seyn. Man bringt den Pfennigkasten und die Steinkiste (die ich aus einer vom CammerRath PommerEsche abgeschriebenen Stelle eines Manuscripts einer Rügianischen Historie des Predigers Mildahn kenne) damit in Verbindung, und beruft sich darauf, daß die Lage des Orts mit Tacitus Beschreibung durchaus übereinkomme. Allein wenn man erwägt, wie unbestimmt diese ist, so verliert dieser Beweis sehr viel von seiner Stärke, und schwerlich dürfte man einen andern dafür anführen können. — Unläugbar ist indeß der Wall von Menschenhänden gemacht, und da er unmöglich zu einer Festung irgend einer Art gedient haben kann, so sind See, Wall und Hain höchst wahrscheinlich zu irgend einem Gottesdienste bestimmt gewesen. Dieß verstärkt den mächtigen Eindruck, den die wunderbare Natur dieses Platzes schon an sich nothwendig macht. Der einsame, nie bewegte, schwärzliche See, die dichten schön belaubten Buchen, die gänzliche Stille, die nur durch das Rasseln des tiefen Buchenlaubs unter den Füßen des Wandrers unterbrochen wird, und die geheimnißvolle Bedeutung des zwischen dem Wall und See eingeschlossnen Raums versenken die Seele in einen heiligen und stillen Schauer. Schwerlich dürfte noch ein andrer Ort einen solchen Charakter der Heiligkeit und der Ehrfurcht an sich tragen. Indeß muß man nicht den Beschreibungen trauen, welche das Dunkel des Hains zur Nacht, die Farbe des Sees pechschwarz und das Ganze fürchterlich und grausend machen. Man findet nichts weniger als das, vorzüglich da die meisten Buchen noch junge Bäume sind, und ich mich kaum erinnere, eine oder die andre außerordentlich große und starke gesehn zu haben. Der Platz enthält ganz und gar nichts schreckenerregendes, erinnert nicht an barbarische

Sitten und versenkte Sklaven, er flößt stille Ehrfurcht, sanften Frieden, und fromme Heiligkeit ein. Von einigen Theilen des Walls erblickt man die dunkelblaue See durch das grüne Laub, und von der einen Spitze sieht man Arcona in die Flut hinüberragen. Aus einem engen, befangnen und einsamen Raume schaut man in die unendliche Ferne, und das unruhige Meer.

Von der Herthaburg an steigt man noch immer höher und höher. Nach und nach sieht man die See durch die Bäume schimmern, und plötzlich steht man am Rande einer schwindelerregenden Tiefe im vollen Anblick derselben. Zwei fünftehalbhundert Fuß hohe Kreidewände lagern sich in vielfachen Seulen einander gegen über, und in der Oefnung die sie bilden, liegt das Meer vor dem Auge in seiner unermeßlichen Größe da. Dieß ist die Stubbenkammer. Es ist nicht möglich einen einfacheren und erhabeneren Anblick zu finden, eine bloße Oefnung ins Meer, aber die unendliche Ebene so frei und groß daliegend, und der Schauplatz, von dem man sie sieht so kühn und fest gegründet, so wunderbar gestaltet durch die Ecken und Winkel der Felsen, so abstechend von Farben mit den weißen Kreidewänden gegen das blaue Meer, und so freundlich und schauervoll heilig durch den grünen, schattichten Wald, aus dem man nur so eben hervortritt. Lange bleibt man bei diesem Anblick stehn, ehe man weiter etwas untersucht, und offenbar ist er auch das Eigenthümlichste und Schönste an der Gegend. Zwischen den beiden Felsenwänden ohngefähr auf der Mitte der Höhe erheben sich zwei kleinere viereckte Pfeiler, die eine mäßige Oefnung zwischen sich lassen; die Seitenwände sind durchaus schroff und unzugänglich, in der Mitte aber geht es schräger herunter, obgleich auch hier

das Herauf- und Hinuntersteigen mit großer Beschwerde und einiger Gefahr verknüpft ist. Das ganze Ufer zur Linken und zur Rechten gewährt die mannigfaltigsten Aussichten, da die Seitenwände, das Meer und die Pfeiler immer in verschiedenen Richtungen und Gestalten erscheinen. Vorzüglich sieht man die letztern bald ganz, bald halb geschlossen, und bald zeigt sich das Meer durch ihre freie Oefnung. Die höchste Erhöhung zur Rechten heißt der Königsstuhl. Von hier sieht man auch, wenn man sich nach links umbeugt, Arcona. Auch giebt das weitere Ufer zur rechten Hand, die kleine Stubbenkammer, eine gleich steile Kreidewand, einen romantischen Anblick. Durch die Schiffe, die oft in großer Zahl hier vorbeisegeln, erhält die Scene Leben und Bewegung. Von Vögeln sahn wir nur Uferschwalben, und hie und da eine Meve über die See hin fliegen. Außer dem Murmeln des Meeres, wenn es Sturm ist, und dem Rauschen der Buchen herrscht eine feierliche Stille. Zur Rechten durch den Wald geht ein ziemlich bequem gemachter Fußsteig ans Ufer des Meeres hinab, der mehrere schöne Aussichten auf das Meer und die gegenüberliegenden Felsen gewährt. Von unten stieg ich bis zu den mittelsten Pfeilern in die Höhe (der Weg von den Pfeilern bis hinauf soll der beschwerlichste und gefährlichste seyn) um zu sehen, ob ich Spuren einer Höle daselbst bemerkte. Ich fand indeß nichts. Der Sage nach sollen nemlich die beiden Seeräuber Störtebeek (Claus Sturzenbecher) und Gäte Micheel (Gödeke Michael) ihr Raubnest und ihre Wohnung hier gehabt haben. Das erste Drittel der Höhe von unten und das letzte von oben ist grün, und mit Gebüsch bewachsen, in der Mitte aber ist bloße zerbrökelte Kreide. Neben dem Fußsteig fließt ein Quell mit gutem, aber auch etwas eisenhaltigem

Wasser. Die Pfeiler sollen noch vor 20 Jahren höher gewesen seyn. So nimmt überall die Größe der Naturgegenstände nach und nach ab, und man wird die wilde und furchtbare Natur künftig immer weiterhin gegen Norden zu suchen haben. — Der Name der Stubbenkammer soll von dem Slavischen Worte Camen, ein Fels, herrühren. Die Etymologie von Stube und Kammer der beiden Räuber scheint abgeschmackt.

Die Fahrt zur See nach Sassenitz war bezaubernd schön. Der Anblick der hohen See zur Linken, der romantischen Ufer zur Rechten, das Wiegen des Boots, der Schlag der Ruder, oder die Stille beim Seeglen, wenn, wie bei unserer Abfahrt, völlige Windstille ist, und wieder das Rauschen und Anschlagen der Wellen bei stärkerm Winde, wie wir nachher bekamen. Zugleich begegneten wir mehrern Schiffen, worunter ein Paar Finnische waren, zwischen denen wir ganz nahe hin fuhren. An mehrern Stellen dieser Ufer und besonders auf der Herthaburg ist ein sehr schönes Echo.

Den Rückweg von Sassenitz nahmen wir durch die Lintz einen andern gleichfalls sehr schönen Buchwald, der mit Eichen untermischt ist.

20.

Weg nach Altenkirchen von Sagard aus. — Er geht über Bobbin und bei Spieker vorbei durch die Wittowsche Haide. Spieker, ein Schloß des Grafen Brahe, hat eine reizende Lage an einer Ecke des Binnenwassers. Rund herum mit Bäumen umpflanzt gleicht es einem Garten,

und das weiße Schloß ragt überaus lachend zwischen dem grünen Laube hervor. Nicht sehr weit hinter Spieker fängt die Wittowsche Haide an. Sie gleicht an ödem und unwirthbarem Ansehn der schmalen Haide, die nach Jasmund führt, und übertrift dieselbe noch an Sand und Unfruchtbarkeit. Die Meerufer sind nicht, wie dort mit Steinlagern angefüllt, man findet nur wenige Steine mitten auf der Haide. So schmal diese auch auf der Karte aussieht, so kann man doch nirgends zugleich das Binnenwasser und die ofne See überblicken. Dennoch war uns die Fahrt sehr anziehend und schön durch den Anblick des Meeres, an dessen tosenden Wellen wir dicht hinfuhren. Es war von einem lebhaften Ostwind stark bewegt und stürmte mit Heftigkeit gegen die flache Küste zu. Schnell und furchtbar rollten die schwarzen Wellen heran, und noch an dem Ufer löſten sie sich in Schaum auf, der sich rechts und linkshin verbreitete, das Ufer sprützend bespülte, und dann mit Ungestüm zurückflog. Das Getöse rief mir zum erstenmal lebendig das Donnern des Rheinfalls und des Reichenbachs zurück. Außer dem immer erneuten murmelnden Geräusch, hallte noch ein unaufhörlicher zürnender Donner darunter. Von dem Meere her kam ein schweflichter Pulvergeruch, der immer vorhanden seyn soll, sobald das Meer bewegt ist, und der, wie man sagt, vorzüglich durch den ausgeworfenen Tang erregt wird. An einigen Stellen des Ufers saßen ganze Schaaren von Meven. Sie gingen erst langsam auf und ab, dann erhoben sie sich mit ihren großen busigten Flügeln, und tauchten sich endlich in die Flut, die sie bald hin und her wiegte, bald auch ganz und gar überdeckte. Die schöne weiße Farbe am Bauch und Hals macht einen sehr angenehmen Anblick. Auch einige

Uferschwalben sahen wir. Das Meer war bis zum äußersten Horizont fast durchaus schwarz. Stellenweis erhob sich weißer hoch sprützender Schaum. Ganz in der dunkeln Ferne lag Arkona in kühner Größe da. An das Ende der Haide schließt sich das fruchtbare Wittow wieder unmittelbar an.

21.

Altenkirchen. — Nur durch D. Kosegarten merkwürdig, der dort Prediger ist. Er besuchte mit uns Arcona, und wir aßen den Mittag bei ihm. Er ist groß, mager, und hat ein kränkliches Ansehn. Im Gesicht hat er mit Moritz einige, doch immer ziemlich entfernte Aehnlichkeit. Er trägt offenbar das Gepräge des Genies an sich, doch hat er einen tief unglücklichen, gedrückten Zug besonders in den Augen und um den Mund. Ueberhaupt fehlt es seinem ganzen Wesen an Haltung und Harmonie; und er hat etwas Wildes und Verstörtes, was durch sein schwarzes Haar und seinen nachlässigen Anzug noch vermehrt wird. Sein Gang ist überaus heftig, so wie alle seine Bewegungen, er hat eine Unruhe, die es schwer macht, ihn eigentlich, auch nur physisch zu fixiren. Seine Stimme hat etwas Holes und Singendes. Seine Bildung ist offenbar merkwürdig, und verräth eine große Natur, der es aber nicht gelungen ist, sich rein und vollkommen zu entwickeln. Im Gespräch äußert er viel Gutmüthigkeit und Herzlichkeit und scheint sich leicht anzuschließen. Auch wird sein Charakter selbst von denen, die die Blößen und Lächerlichkeiten, die er freilich unläugbar giebt, gern bespötteln, dennoch gerechtfertigt, und was ihm als

Schlechtigkeit ausgelegt werden könnte, als Unbesonnenheit und Präcipitanz erklärt. Eines großen Egoismus und vieler Eitelkeit beschuldigt man ihn dennoch. Ich kann nicht sagen, große Spuren davon bemerkt zu haben. Im Gespräch habe ich ihn die wenigen Stunden hindurch nicht sonderlich interessant gefunden. Er scheint mit der neuern Philosophie vertraut, hat eine ziemlich ansehnliche (hier ordentlich groß reputirte) Bibliothek und ist gewiß nicht ohne Sprach- und andre gelehrte Kenntnisse. Er ließ sich aber nicht ein, über irgend etwas ausführlich zu raisonniren. Er besitzt sicherlich ein feines und zartes Gefühl für das Schöne, aber an Geschmack und Beurtheilungskraft fehlt es ihm ebensogewiß. Die Sonderbarkeiten in seinem Aeußern, seinem Benehmen und selbst in seinem Ausdruck lassen sich großentheils aus seinem abgesonderten einsamen Leben erklären. Hagemeister, der Hauslehrer bei dem Praepositus Schwarz in Wyck ist, ist jetzt sein einziger Umgang. Richter in Hoff ist sein vorzüglichster Liebling; „der Blutsfreund seines Herzens". Auch weiß er ihm kaum einen einzigen Tadel. — Seine häusliche Lage ist unglücklich, da er eine Frau geheirathet hat, die ihm in keiner Art genügen kann. Auch mit seinen Finanzen soll es schlecht stehn, wodurch seine Schreibseligkeit erklärbar wird. Denn er benutzt seine Pfarre, die sonst die beste auf Rügen ist, sehr schlecht und unverständig. — In der Art, seinen Körper zu tragen, seinem Gang, und in dem kränklichen Aussehn hat er in manchen Augenblicken eine auffallende Aehnlichkeit mit Schiller, die sich aber freilich bei genauerer Prüfung, keineswegs erhält. Man kann sagen, daß er in seinem Aeußern vom Genie nur die Naturkraft, und mehr die verzehrende heftige, als eine fruchtbare und

wohlthätige hat. Seine Compositionen, sagte er mir, arbeitet er ganz im Kopf aus, trägt sie lang mit sich herum, und schreibt sie nur auf einen äußern Anstoß auf. Daher vergesse er auch manche ganz (mag wohl übertrieben seyn.) Selbst seine Prose arbeite er auf ähnliche Weise aus. Ob und wieviel in seinem Benehmen Affectation und Wahrheit seyn mag, dürfte nicht leicht zu entscheiden seyn. Der sichtbarste Beweis seiner Geschmacklosigkeit war mir der Vorzug, den er einem seiner Gedichte beilegte, das äußerst mittelmäßig und oft unnatürlich ist. Ich meyne sein Arcona, das im Musenalmanach 1796. erscheinen soll. Bei seiner Gemeine ist er, nach des KammerRaths PommerEsche Zeugniß sehr beliebt.

22.

Arcona. — Die nördlichste Spitze Deutschlands, ein ziemlich hohes, kahles Vorgebirge, von dem man rund herum das hohe Meer überschaut. In dieser Eigenthümlichkeit besteht auch zugleich seine Schönheit. Wenn man auf Arcona steht, ist nur der Anblick des Meeres anziehend und erhaben. Arcona selbst erscheint ungleich vortheilhafter, wenn man es von ferne, am schönsten vielleicht, wenn man es von der Herthaburg sieht. Es schreitet mit so zuversichtlicher Kühnheit ins Meer hinein, und da es ganz öde und kahl ist, so läßt es den Blick nirgends ausruhn, sondern treibt ihn in die unendliche Ferne hinaus. Jasmund, ein Theil der Stubbenitz und Wittow selbst erscheinen recht schön von Arcona aus, aber diese Schönheit verschwindet gegen die Größe des Schauspiels, das das Meer darbietet.

Kosegarten führte uns über Vytte, ein kleines Dorf, das von Fischerei, vorzüglich vom Heringsfang lebt, am Ufer des Meeres hin, nach Arcona. Die Küste ist dort überall steil, es gehn aber von Zeit zu Zeit Schlünde zum Meere hinab, die man hier Liten nennt, von denen einige recht mahlerisch, und eine der Stubbenkammer durch zwei einander gegen überstehende Kreidepfeiler ähnlich ist. Vytte liegt sehr romantisch in einer dieser Klüfte. Da sich die Einwohner nicht gut zur Zeit des Heringsfangs abmüssigen können, so werden dieses Dörfchens wegen zu dieser Zeit 8 Uferpredigten unter freiem Himmel im Angesicht des Meeres gehalten. Kosegarten hat einige der dort von ihm gehaltenen drucken lassen. Vor Vytte noch findet man ein Denkmal des Alterthums. Sehr große Steine liegen in einem Viereck, das ziemlich geräumig ist, herum, und in der Mitte sind noch einige andere. Kosegarten nennt es ein Grabmal. Aber der hierin weit besser unterrichtete Pastor Frank hält es für einen Richtplatz, und die Steine rund herum für die Sitze der Richter. (Siehe 26, 34.) Wenigstens soll man anderwärts ähnliche Plätze finden, und die Grabmäler keine Steine um sich her gehabt haben.

Arcona selbst ist ein Kreidevorgebirge. Die eigentliche Spitze des Vorgebirges von einer Seite der See zur andern ist durch einen hohen Wall abgeschnitten der Erhöhungen und Vertiefungen, die wohl Schießscharten gewesen sind, hat. Daß dieß der Wall der alten Burg Arcona sey, ist nicht glaublich. Pastor Frank hält es für eine Verschanzung, welche die Dänische Flotte im 30jährigen Kriege gegen das Innre des Landes anlegte. Bei Wyck soll eine vollkommen ähnliche seyn. Siehe 27, 37.

23.

Sagard und Bobbin. In Sagard ist von Wyllich, in Bobbin Franck Prediger. Beide sind äußerst zuvorkommend gegen Fremde, vom ersten Augenblick an gefällig und beim weitern Umgang freundschaftlich und herzlich.

Wyllich ist bloß Geschäftsmann, und giebt sich mit den Wissenschaften nicht weiter ab. Er hat durch die mancherlei Einrichtungen in Absicht des Bades zu Sagard und der Reise nach Stubbenkammer ein großes Verdienst um die bequeme Besuchung dieser Gegenden.

Franck, der ein vorzüglich natürlicher und herzlicher Mann ist, beschäftigt sich mit Mineralogie und der Alterthumskunde seines Ländchens. Seines Cabinets ist im Vorigen gedacht worden. Er hat Schweden sehr genau, und in mineralogischer Hinsicht bereist, und besitzt eine mineralogische nach den Beobachtungen des Bergraths Engström aufgenommene Karte dieses Landes.

Beide und ihre Familien schließen einen engen freundschaftlichen Kreis, mit dem man bald bekannt wird.

24.

Putbus. — Der Weg von Sagard dahin geht über die Prora, dann über Zirkow und Vilmnitz. Das Schloß von Putbus, das beträchtlich groß, aber nicht eigentlich schön ist, liegt auf einer Anhöhe und hat eine ungemein schöne Aussicht auf die See hin. Wir sahen hier eine ganz neue Gegend, den Theil des Meeres zwischen Rügen

und SchwedischPommern, von letzterem den ganzen Strich zwischen Wolgast und Greifswalde, von Rügen die Südliche und Südöstliche Seite, vorzüglich Mönckguth, im Meer die kleine Insel Vilm. Die Herrschaft Putbus ist sehr groß und wird auf 600000 Thaler wenigstens geschätzt. Der Garten ist ganz im Französischen Geschmack, und die Aussicht abgerechnet, auf keine Weise sehenswerth. Angenehm ist ein kleines Hölzchen dicht hinterm Schloß, die Wusternitz, wo sehr große Buchen und Eichen stehen, die sonst auf Rügen eine Seltenheit sind. Eine schöne Bibliothek, die ich aber nicht sah, soll auch im Schlosse vorhanden seyn.

Wir aßen den Mittag bei der Gräfin Putbus, die eine gebohrne Gräfin Schulenburg aus dem Preußischen, äußerst höflich und gefällig ist, und auch gut unterrichtet scheint. Sie verwaltet das Vermögen ihrer Kinder und scheint mit der Verfassung des Landes sehr bekannt.

25.

Poseritz. — Der Weg von Putbus geht über Gartz, das ein hübsch gebautes Städtchen ist.

In Poseritz ist bloß der D. Pistorius, der dort Prediger ist, bedeutend. Ich sah ihn nur eine kleine Stunde und fand an ihm einen heitern, gefälligen, und gesprächigen alten Mann, ohne daß ich sagen könnte, daß er mich sehr interessirt hätte. In der speculativen Philosophie ist er, wie er mir sagte, jetzt ganz mit Platner und Aenesidemus einverstanden. An der Allgemeinen Deutschen Bibliothek arbeitet er noch. Er ist ein leiblicher Schwager

des alten Spalding in Berlin. Sein Aeußeres ist etwas unangenehm und zurückstoßend.

26.

Rügen. — Man braucht Rügen nur auf der Karte anzusehn, um seine sonderbare Gestalt zu bemerken. An seinem östlichen Theile fast ganz von Meerbusen eingeschnitten, hängt es nur durch sehr schmale Landengen mit Jasmund und Wittow zusammen. Beide sind wohl unstreitig ehemals Inseln gewesen, und ihre Verbindung ist nicht durch eine plötzliche Revolution, sondern nach und nach dadurch, daß das Meer Sand angespült hat, entstanden. Von Wittow sagt es Saxo Grammaticus ausdrücklich. Auch scheint es ein Steinlager zu bezeugen, das den übrigen an den Seeküsten gleicht und queer über die Wittowsche Heide geht. Wittow ist also wohl jünger, als Jasmund verbunden. Noch jetzt werden die Heiden beständig breiter. Auch der Gellen bei Hiddensee soll sich, trotz der dagegen angewandten Mühe von Jahr zu Jahr mehr versanden, so daß die Postjachten nur bei hohem Wasser durch denselben fahren können. Vielleicht entsteht auch hier mit der Zeit einmal eine Verbindung. — Felsen hat Rügen gar nicht, nur Kreidegebirge, und einzelne Granitblöcke, wie die bei Quoltiz. — Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß, am größesten in Wittow. An Holz ist Mangel, es ist bloß auf Jasmund und im Putbusischen im Süden der Insel. Dafür wird auf Rügen und besonders Hiddensee Torf gegraben. — Das Ansehen der verschiedenen Theile der Insel ist sehr verschieden: Rügen selbst und zwar sein nördlicher Theil fruchtbar,

bebaut und holzleer, mit kleinen aber unbedeutenden Erhöhungen; der südliche Theil weniger fruchtbar, aber wälderreich und mehr und höhere Berge; Wittow überaus fruchtbar aber durchaus kahl von Bäumen, die wegen der Kälte des Bodens und der Stürme schlechterdings nicht fortkommen sollen, übrigens auch eine durchaus flache Ebene; Jasmund unstreitig der schönste Theil mit der meisten Abwechslung, fruchtbaren Fluren, schönen Wäldern, und romantischen Bergen. Ganz unfruchtbar sind nur die beiden Landengen. Bergen und der Rugard scheinen der höchste Punkt der Insel, den man fast von überall her sieht. — Landseen sind nur wenige und kleine, Flüsse gar nicht, bloß kleine Bäche. Daher ich auch keine einzige Wassermühle, aber desto mehr Windmühlen sah. — Vögel sind auffallend wenige, selbst in den Wäldern. Daher herrscht z. B. bei der Herthaburg so eine heilige Stille. Am Meere sind sie häufiger, vorzüglich Uferschwalben und Meven. Adler sind nur wenige. Seehunde sollen viele vorzüglich bei Arcona seyn, und sich oft auf den Steinen am Ufer sehn lassen. — Die Einwohner haben eine Nationalphysiognomie, die bald ins Auge fällt. Sie sind meistentheils von mittlerer Größe, aber breitschultrig und stark von Gliedern, das Gesicht lang und breit, wie es mir schien, bei den Männern breiter, bei den Weibern länger, die Nase groß, und gerade und regelmäßig herabsteigend, Habichtsnasen scheinen äußerst selten, die Augen groß und weit geschnitten, das Haar braun oder schwarz. Ich sah nur wenig irgend schöne Gesichter. Aber in diesen bemerkte ich diese Nationalphysiognomie in sehr einfachen, reinen, und deutlichen Zügen. Von Charakter scheinen sie gutmüthig, ehrlich und heiter. Auch sind sie bis jetzt gefällig

und billig gegen Fremde. Allein das häufige Besuchen der Stubbenkammer macht sie schon aufmerksamer auf ihren Vortheil, und Sagard besonders hat hierin eine entfernte Aehnlichkeit mit der Schweitz. — Der Adel ist auf Rügen sehr zahlreich. Sehr reiche oder weitverbreitete Familien sind die Brahe, Piper, Putbus, Lanken, Platen, Barnekow u. s. f. Die Bauern sind leibeigen, und können weder ohne Erlaubniß heirathen noch fortziehen. Indeß sollen sie im Ganzen gut behandelt werden. Die Predigerstellen sind im Ganzen sehr gut, außerordentlich die vier auf Jasmund und Wittow. Den Wittwen müssen die nachfolgenden Prediger einen bestimmten Theil ihrer Einkünfte abtreten. Auch haben die Prediger einen ansehnlichen Rang, und adliche Fräuleins pflegen wohl Prediger zu heirathen, obgleich sonst der Adel stolz, und Heirathen mit Bürgerlichen ganz ungewöhnlich seyn sollen. — Die Anzahl der Menschen auf Rügen habe ich nirgends angegeben gefunden. In Stralsund schätzte man sie mir auf 27000. Jasmund soll etwa 3000, das kleinere Wittow ebensoviel haben. Wenn man 18 □ Meilen rechnet, so kämen auf eine 1500. Menschen. Dennoch soll es in manchen Gegenden an Menschen fehlen. — Vormals war Rügen und vorzüglich der Landadel durch seine Rohheit und durch den Mangel aller feineren Cultur, wie bei uns Hinterpommern, fast zum Sprichwort geworden. Jetzt sind kaum noch einige wenige Spuren davon übrig. Der siebenjährige Krieg soll hierin Epoche gemacht haben. — Die Liebe der Einwohner zu ihrer Insel scheint sehr groß, besonders in Jasmund. Ueberall wird „unser Jasmund“ gepriesen, und sie reden schon vom eigentlichen Rügen, wie von einem ganz fremden Lande, in dem sie nicht wohnen

möchten. — Der Haupteindruck, den Rügen auf den Reisenden macht, ist daß es ein abgesondertes, noch in mancher Hinsicht eigenthümliches Ländchen ist, das die Neugierde leicht reizt und ohne große Mühe befriedigt, daß das Volk gutmüthig, arbeitsam und fröhlich scheint, und daß es romantische Gegenden, und große Naturschönheiten besitzt, daß es so mannigfaltig ist, und doch so leicht übersehn wird. Fast von allen Punkten, nordwärts der Waldungen von Putbus z. B. sieht man Bergen und einen Theil des Binnenwassers, von sehr vielen auch die hohe See und das schöne Arcona. Nur Putbus giebt eine ganz verschiedne Aussicht auf Mönckguth und den Theil des Meers nach Pommern zu. Endlich wird es durch die Denkmäler des Alterthums merkwürdig. Für den, welcher die große Natur liebt, ist es ein niederschlagender Gedanke, daß die Rügenschen Schönheiten dieser Art nach und nach aufhören oder doch verlieren werden. Die Herthaburg und die Stubbenitz hat schon jetzt fast keinen recht alten Baum mehr, und wird immer lichter. Vielleicht steht einmal das Heiligthum der Göttin ganz und gar jedem unheiligen Blicke offen; die Pfeiler vor der Stubbenkammer sind wohl schon zur Hälfte kleiner geworden; die Prora, die sonst so eng und schlimm war, daß man immer beim Einzug still hielt und rief: „Halt auf der Prora“ (eine Redensart, die noch als Sprichwort gegen Leute, die etwas mit großer Eil thun, geblieben ist) ist jetzt ein gewöhnlicher Hohlweg zwischen einem anmuthigen Gebüsch, auf dem man an mehreren Stellen einander ausweichen kann. Viele alte Denkmäler werden aus einander gerissen. Selbst Pastor Frank, der ein junger Mann ist, sagte mir, daß er Jasmund weit schöner gekannt habe. — Mir war der

Anblick des Meeres einer der wenigen, die eigentliche Epoche in dem Gemüthe machen, der erste dieser Art seit den Schneegebirgen und Gletschern der Schweitz. Auch dieser kann es nur immer weniger geben. So wird die Natur nach und nach weniger abentheuerlich und groß, und die Seele weniger empfänglich für neue, große, und staunenerregende Gegenstände. — Das Reisen auf Rügen ist weder sehr unbequem, noch sehr theuer. Will man bloß die Schönheiten von Jasmund und Wittow sehn, so kann man alle seine Wandrungen von Sagard aus machen, wo man Wohnungen für Geld findet, und braucht niemandem lästig zu werden. Mich kostete die Reise, zu der ich 6 Tage brauchte und im Ganzen etwa, wenn man alles hin und her rechnet 24 Meilen machte, nur 40 Thaler Schwedisches, also noch nicht 50 Thaler Preußisches Geld, und ich wohnte immer im Wirthshaus und hatte immer, außer von Sagard über Putbus nach Altenfehr Miethsfuhren, und gewiß könnte man es noch wohlfeiler einrichten. — Das Strandrecht ist auf Rügen längst abgeschaft. Indeß gehen bei der Einfoderung des sogenannten Bergegeldes wohl manchmal Misbräuche vor. Doch ist hierüber eine eigne Gerichtsbarkeit angestellt. Es stranden jährlich einige Schiffe bei Rügen, vornemlich im Prorer und Tromper Wyck. Der Pastor von Wyllich hatte vor einigen Jahren das Glück, die Mannschaft und einen Theil der Güter eines gestrandeten Schiffes dadurch zu retten, daß er eins seiner Pferde hergab, um damit dem Schiff zu Hülfe zu schwimmen. Der Vorfall soll in Kosegartens Rhapsodien erzählt seyn. Das Gebet um Strandsegen ging zwar lediglich nur auf einen guten Fischfang, ist jedoch auch abgeschaft.

27.

Stralsund. — Ich blieb nach meiner Zurückkunft von Rügen noch einen Tag daselbst, an dem ich aber bloß Gesellschaft und keine der sogenannten Merkwürdigkeiten sah. Auch blieb mir nur noch die Rathsbibliothek und das Löwensche Gemähldecabinet, was aber von keinem bedeutenden Werth seyn soll, übrig. Zwar sind einige Hackerts darin, aber es sind die ersten Versuche seiner Kunst, und also höchstens historisch wichtig. — Stralsund ist sehr antik und im Ganzen schlecht genug gebaut. Die beste Gegend ist am alten Markt, wo das Rathhaus steht. Dieß ist ein ganz Gothisches, wunderbares und weitläuftiges Gebäude. Oben ist es durchaus in durchbrochener Arbeit, und mit vielen Spitzen versehen. In gleichem Geschmack bemerkte ich noch mehrere ansehnliche Gebäude. Die Kirchen, besonders die Marienkirche nehmen sich von fern sehr gut aus. — Wie man sich dem Schwedischen Pommern nähert, schon von Ueckermünde an schien sich, wie ich zu bemerken glaubte, die Bildung und Physiognomie zu verbessern. Ich sah bei weitem mehrere Gesichter mit bestimmteren, nicht so in einander gelaufenen Zügen, als man in der Mark und dem übrigen Pommern findet. Der ganze Schnitt des Gesichts schien länger, und nicht so flach und breit, vorzüglich bei den Weibern. — Unter der Stralsunder Garnison zeichnet sich die Artillerie zu Fuß und die erst kürzlich errichtete zu Pferde durch ihre hübsche Uniform aus. Das Commando ist Schwedisch, so wie auch schon in Gesellschaften viel Schwedisch gesprochen werden soll. — Wirthshaus: bei Hientsche, im goldnen Löwen am alten Markt.

Kammerrath PommerEsche. Er sitzt nicht in der Kammer, besorgt aber, als Kronadvocat alle Rechtshändel der Krongüter, und ist Administrator der Güter mehrerer großer Familien, besonders der Braheschen, auf Rügen. Daher ist er zur Bereisung Rügens sehr brauchbar. Er ist außerordentlich zuvorkommend und gefällig, und scheint sehr einsichtsvoll und nicht ohne gelehrte Kenntnisse, da er zuerst Theologie studirt hat. Er ist viel, auch in der Schweiz, Frankreich, und England gereist. Seine Familie, vorzüglich die Töchter, sind recht liebenswürdig, und sein Sohn scheint mir viel zu versprechen.

Wir sahen bei ihm eine große Gesellschaft, worunter viel Adel war. Dieß ist eine Ausnahme, die durch PommerEschens Verbindung mit mehreren großen Familien entsteht. Sonst geht der Adel nicht mit den Bürgerlichen um. Es waren sonderbare Karrikaturen darunter, meist ältere Geschäftsleute, die sich sonst um nichts zu bekümmern schienen. — Der GeneralLieutenant Gouverneur von Platen, trotz seines Alters noch ein sehr lustiger Mann. — Der Canzler von Engelbrecht. — Der Regierungspraesident von Thun. Dieser ist über dem Canzler und nach dem Gouverneur, der Chef der Regierung und Kammer ist, der erste in der Regierung. — Der Geheime RegierungsRath Tetzlow, der einzige Bürgerliche Rath in der Regierung; er hat sich nicht adeln lassen, wie andre sonst im gleichen Fall zu thun pflegen. Er ist PommerEschens Schwager.

Der D. Weigel, den man beschuldigt einen Feldprediger so schwarz, daß man ihn für einen Neger, und eine Frau so gelb, daß man sie für eine Mulattin hielt, gefärbt zu haben, wird dennoch noch hier gebraucht, und seine

Tropfen sollen jetzt nicht mehr schwärzen. Er soll übrigens ein sonderbarer und eigennütziger Mann seyn. — Auch von einem gemeinen Menschen, Roel, der durch Sympathie und andre Charlatanerie curirt, hörte ich viel Rühmens. Er hat besonders bei den Vornehmeren, wie es scheint, viel Anhang.

28.

Weg nach Rostock. — Man fährt wohlfeiler mit einem Fuhrmann, als mit Extrapost und gleich geschwind. Ich bezahlte 10 Thaler. — Der Weg ist nirgends sehr angenehm, da die Gegend durchaus flach ist. Indeß sind einige hübsche Stellen, wo man durch Eichen und Buchenwälder fährt. Von Dammgarten an besonders ist er größtentheils sandig. — Dicht hinter Dammgarten bei dem sogenannten Paß geht die Mecklenburgische Gränze an. In Rostock hinein kommt man von der Seite der Warnow.

29.

Geldcours in Mecklenburg. Man rechnet auch nach Thalern und Schillingen. Das in SchwedischPommern übliche Geld kann auch in Mecklenburg gebraucht werden; nur müssen Rechnungen über 1 Thaler eigentlich in $^2/_3$stücken bezahlt werden, und diese gelten nur 32 Schillinge. Für den Friedrichsd'or bekommt man 4 Thaler 24 Schillinge. — Der eigentliche Courantfuß ist noch

nachtheiliger. Nach diesem gilt ein 2/3 stück nur 30 Schillinge. Dieser aber ist in Rostock, selbst auf der Post, nicht eingeführt; wohl aber wo Zoll bezahlt werden muß.

30.

Rostock. — Unter allen Städten, die wir bisher auf dieser Reise gesehen hatten, hat Rostock das größeste und beste Ansehn. Zwar ist es ganz im Geschmack dieser alten Norddeutschen Städte gebaut, in Gothischer Manier, mit vielen Spitzen, Schnirkeln und Zierrathen, mit nach den Straßen gerichteten Giebeln u. s. f. Aber der Markt, auf dem sich das Rathhaus auszeichnet, ist sehr groß, auch noch einige andre Straßen sind breit und gerade, und mehrere Häuser fallen durch ihre Größe und ihr Ansehn auf. Auch die Gegend um die Stadt ist recht hübsch. Sie ist zwar durchaus flach, aber lachend und grün. Die Warnow vorzüglich trägt viel zu dieser Annehmlichkeit bei, da sie, nachdem sie vorher ganz klein und schmal ist, auf einmal hinter dem sogenannten Strand, so breit wird, daß sie der Breite des Rheins bei Neuwied gleichkommen soll. — Daher hat auch der Wall eine angenehme Aussicht, nach innen auf die sonderbar gebaute Stadt, nach außen auf Gärten, Gebüsche, Felder und die ganze lachende Gegend. Unter dem Wall ist eine gut bepflanzte Allée. Von einer Stelle des Walls sieht man die Masten der Schiffe in Warnemünde. Der Strand war ziemlich lebhaft, und es lagen schon Schiffe von ansehnlicher Größe für die hiesige Gegend daran. — Die Stadt hat ein Comödienhaus, das viel Geld gekostet

haben soll, aber nicht sonderlich scheint. — Bibliotheken sind drei: die Ministerial- die Landschafts- und die Universitätsbibliothek. Zur Vermehrung der letzteren sind 800 Thaler jährlich ausgesetzt. Die zweite ist von der Ritterschaft zusammengebracht, wird jährlich vermehrt, und enthält vorzüglich historische Werke, besonders solche, welche Mecklenburg betreffen. Die Ministerialbibliothek steht in der Marienkirche. Ich sah keine von allen. — Die Universität hat etwa 120 Studirende. Der Herzog und die Stadt sind zugleich Patronen derselben und letztere besetzt und besoldet 9 Professorstellen. Diese pflegen eine geringere Besoldung zu haben. Indeß ist die geringste von 400 Thalern. Es giebt ihrer aber auch zu 1000 Thalern. Dieß Compatronat soll manche nachtheilige Folgen nach sich ziehen. — Der botanische Garten, den ich aber nicht besuchte, ist in Hedgens Garten außerhalb der Stadt. — Die MarienKirche. Ein schönes und sehr hohes Gewölbe. Die übrige ganze Bauart und Einrichtung der Kirche ist wie in allen denen, die wir seit Greifswalde gesehen hatten. Hugo Grotius starb, als er durch Rostock reiste, plötzlich, und seine Eingeweide liegen in der Marien-Kirche begraben. Der Leichnam wurde einbalsamirt und nach Holland zurückgeschickt. — Es ist in Rostock sehr theuer, und ich hörte sehr über den Unfleiß und die Indolenz der Einwohner klagen. Alle irgend gute Handwerker, besonders die etwas künstlichern, sollen Fremde seyn. Das gewöhnliche Tagelohn für einen Mann soll 6 Groschen seyn. — Die Extraposteinrichtung ist hier sehr unregelmäßig und theuer. Es sind bloße Reihefuhren, welche der Wagenmeister besorgt. Die Direction darüber hat ein Mitglied des Raths. Es ist also gar kein Postamt immer offen, an das man sich mit Beschwerden

wenden könnte. Ich kam zufällig, weil unser Fuhrmann seiner Bequemlichkeit wegen soviel Pferde angespannt hatte, mit 6 Pferden an, und hatte kein Arges daraus, weil es keine Extrapost war. Allein nur mit Mühe und Noth brachte ich es dahin, daß man uns nur mit 5 weiter fuhr. Um nun diese nicht auf den ganzen Weg zu bezahlen, entschloß ich mich, bloß nach Dobberan zu gehn, dort eine Nacht zu bleiben, und da einen Fuhrmann zu nehmen, welches in Rostock für Reisende nicht erlaubt ist. Das Postpferd kostet 18 Schillinge. Der Wagenmeister erhält 16 Schillinge für 4 Pferde nemlich, sonst nur 8 Schillinge. Dieß scheint durchaus im Mecklenburgischen zu seyn, und das Schmiergeld wird zu 10 Schillingen gerechnet. Außerdem machen sie unerträglich lange Stationen, z. B. bis Wismar (7 Meilen) fahren schlecht, und die sogenannten Postillone unterscheiden sich nicht einmal durch ein Horn von gewöhnlichen Fuhrleuten. Ob der Preis der Postpferde nur jetzt erhöht ist, weiß ich nicht genau, glaube es indeß doch. Es ist bloß eine neuerlich erlaubte Erhöhung. — Die Wirthshäuser scheinen hier sehr gut. Wir wohnten im sonst Krauelschen, jetzt Köhlerschen Hause am Markt. Es war das erste ordentliche Wirthshaus auf unsrer ganzen Tour, und auch nicht sonderlich theuer. Gleich gute sollen noch zwei seyn.

Der Kammerherr von Mecklenburg; ist jetzt völlig außer Dienst und hat sich hier établirt. — Professor Ziegler, derselbe, der ehemals Repetent in Göttingen war. — Professor Link. Soll ein guter Kopf und interessanter Mensch seyn. Ich konnte ihm nicht viel abgewinnen, woran aber vielleicht Schuld war, daß ich ihn nur kurz und nicht allein sah. — Professor Josephi, der

Verfasser der Anatomie der Säugethiere. Ich hofte bei ihm Praeparate zu finden, betrog mich aber sehr. Er hat schlechterdings nichts bei sich. Seine Anatomie der Affen hat er meist nach fremden Praeparaten gearbeitet. Von der Fortsetzung seines Werks scheint er für jetzt ziemlich entfernt. Doch sagte er mir, daß er einen Affen hier in Spiritus habe, den er nächstens seciren wolle, und auch Hofnung habe, einiges aus Ludwigslust zu erhalten. — Hofrath Tychsen, den Orientalisten, der durch seine Mission zur Bekehrung der Juden und seine Aufschneidereien vorzüglich merkwürdig ist, besuchte ich nicht. — Sehr großen und ernstlichen Eifer für die Literatur habe ich bei den Herrn in Rostock nicht bemerkt; mehr einen lustigen und gesellschaftlichen Ton.

31.

Doberan. — Der Weg dahin ist äußerst angenehm, und geht großentheils durch Eichen und Buchengehölze. Doberan selbst liegt nicht weniger reizend. Es ist durchaus von Wiesen, bepflanzten Weideplätzen, und Buchenwäldern umgeben. Die Kirche ist groß und nimmt sich schon von fern sehr gut aus. — Das Bad ist vom Herzog, auf den Vorschlgg des Hofraths Vogel angelegt. Es ist ein ziemlich großes aber leicht gebautes Logirhaus angelegt, in dem man gut und billig wohnt. Badegäste waren jetzt nur noch wenige hier. Vor dem Logirhause ist ein großer grüner Platz und auch sonst scheint für Spatziergänge gesorgt. Indeß ist noch das Meiste in der Anlage. — Das Seebad ist eine Stunde von dem

Ort, und die, welche sich baden wollen, müssen jedesmal dahin fahren, wozu eigne Wagen bereit sind. Diese Unbequemlichkeit ist nicht klein, und besonders wird das Baden dadurch vertheuert. Man führt allerlei Gründe an, warum man das Bad nicht an der See selbst angelegt habe; derjenige, welcher am wirksamsten gewesen seyn mag, scheint der, daß man durch das Bad zugleich dem Städtchen hat aufhelfen wollen. Die Lage des Seebades ist sehr schön. Aus einem Buchenwalde tritt man unmittelbar an das Ufer der hohen See, und kann zur Rechten noch, wenigstens mit guten Augen, oder einem Fernrohr die Schiffe auf der Warnemünder Rhede sehen. Es sind jetzt viererlei Arten von Bädern eingerichtet: 1., kalte in ofner See; 2., kalte in kleinen Schaloupen. In einer kleinen sehr niedlich eingerichteten Cajüte ist ein Kasten angebracht, in dem man sich badet, der tiefer in die See hinuntergelassen, oder höher hinaufgezogen werden kann. Man fährt nur soweit man will in die See hinein, und da die Kasten Löcher haben, so strömt immer frisches Wasser durch das Bad. Da die Schiffchen aber, zumal bei starkem Wind, sehr schwanken, so kann nicht jeder diese Bäder ertragen. 3., kalte in einem Gebäude; 4., warme in einem eigen dazu eingerichteten Hause. Bei allen ist für die vollständigste Bequemlichkeit sehr gut gesorgt. Die Temperatur des Seewassers soll sich sehr gleich bleiben und meistentheils 66° Fahrenheit seyn. Der Salzgehalt soll mit dem in der Nordsee überein kommen. D. Vogel sagte mir: die kalten Seebäder schienen noch weniger Vorsicht zu erfodern, als andre kalte Bäder, der Reiz des Salzes errege den Körper zu einer thätigern reaction gegen die Kälte. Diese Bäder sollen gegen Entnervung, Atonie

der Eingeweide, Rheumatismen, Gicht, Ausschläge u. s. f. mit sehr gutem Fortgang gebraucht werden. Bei dem Seebade selbst sind auch einige Wohnzimmer angelegt, die eine herrliche Aussicht aufs Meer haben, aber schlechterdings nur solchen Kranken eingeräumt werden sollen, die das Hin und Herfahren von Doberan aus nicht ertragen können. — Die Kirche ist für eine Landkirche außerordentlich groß, und 1171. gebaut. Ihr Aeußeres und Inneres sind gleich wunderbar. Der Kirchhof ist jetzt ein englischer Garten, und das antike Gothische Gebäude macht einen mahlerischen Effect darin. Inwenwendig ist sie zwar im Ganzen wie die übrigen Kirchen dieser Art gebaut, aber die Bogen des Gewölbes, das ausnehmend hoch ist, und die Pfeiler desselben sind auf eine eigne und sonderbare Weise geformt und an einander gereiht. Da sie außerdem von rothen Backsteinen, wie fast alle Häuser dieser Gegend, sind, so erhält das Ganze dadurch ein sehr barocques Ansehen. Außerdem enthält sie das wunderbarste Gemisch, das man sich nur denken kann. Katholische Reliquien, mehrere in Holz geschnitzte Bilder von Herzogen und Edelleuten, und eine Menge lächerlicher und schimpflicher Inschriften stehen in buntscheckigter Reihe dicht neben einander, und geben ein lebendiges Bild der Plattheit, Geschmacklosigkeit und Rohheit der vorigen Jahrhunderte, und der vorzüglich rohen Sitten dieser Nation. Grabschriften, die man sich sonst als Histörchen erzählt, finden sich hier in der That eingegraben, und bloße Schwänke stehen an einem für heilig gehaltenen Ort. Sogar ein Koch, der nie gar gekocht hat, und ein altes Weib, die Holz und Wasser zur herzoglichen Küche trug, haben hier ein burlesques epitaphium. Mehr als irgend eine andre Kirche, so sehr

dieß auch das Schicksal aller ist, trägt diese Spuren mehrerer Zeitalter an sich, und ich habe es mir lebhaft vorgestellt, was ein mit unsrer Geschichte und unsern Sitten Fremder denken müßte, wenn er einen Platz des ernsthaften Gottesdienstes so ausstaffirt sähe. Einige Herzoge sind in der Kirche beigesetzt. — Der Jungfern- und Büchenberg, beide, besonders der letztere, hübsche Spaziergänge mit angenehmen Aussichten.

Hauptmann von Mecklenburg, gebraucht das Bad, hält sich sonst gewöhnlich in Bützow bei seiner Mutter auf. — Hofrath und D. Vogel, Professor in Rostock und bekannt als medicinischer Schriftsteller. Er ist ein angenehmer und wie es scheint auch denkender und kenntnißvoller Mann; ein warmer Anhänger Hufelands. Die ganze Badeanstalt in Doberan ist nach seinen Planen, und auf seinen Vorschlag eingerichtet. Siehe 33.

32.

Wismar. — Wir fuhren von Doberan mit einem Fuhrmann hieher, den wir für 7 Thaler 12 Groschen mit dem Trinkgeld miethleten. Der Weg ist stellenweis erstaunlich sandig. Die erste Hälfte ist durch abwechselnde Aecker, Wiesen und Gebüsche, meist Buchen, sehr angenehm, die letztere weniger. Die Gegend dicht vor Wismar erscheint wieder recht hübsch. Die Stadt liegt mitten in Bäumen und Weiden, und hat die See dicht neben sich. Sie selbst macht einen desto schlimmern Effect. Ihre Thürme sind alle im Kriege heruntergeschossen, und theils gar nicht, theils niedrig und schlecht wieder

aufgeführt. — Es ist hier das Tribunal, der oberste Gerichtshof für alle Deutsche Länder des Königs von Schweden. Die strenge und muthige Gerechtigkeitsliebe desselben wird sehr gerühmt. Sonst wohnen viele Mecklenburgische Edelleute hier, durch die viel Luxus im Essen und Trinken eingeführt worden seyn soll. — Der Strand war gerade sehr schiffleer, und zeugte von gelähmter Handlung. Die Aussicht vom Baumhause gehört nur zu den mittelmäßigen. Indeß nahmen wir doch ungern von dem Meere Abschied, das wir nun auf dieser Reise wohl nicht wiedersehen möchten. — Die Stadt ist sehr schlecht gebaut, das Pflaster entsetzlich, die Unreinlichkeit auf den Straßen sehr groß und die Menschen zu zählen. Kurz, alles trägt das Ansehn der Armuth und Volksleere. Es muß überaus traurig seyn, dort zu wohnen. — Wirthshaus: bei Evers am Markt, nur sehr mittelmäßig, es soll indeß noch ein besseres geben.

33. (ad Nr. 31.)

Doberan. — Der heilige Damm, der oft als merkwürdig genannt wird, ist ein bloßes gar nicht hohes Steinlager am Meer in der Gegend des Seebades. Er ist eine halbe Meile lang, und auf den gegenüberliegenden Küsten von Laland und Femern soll dieselbe Beschaffenheit der Küste seyn. Die Steine sind grade von eben der Art, als auf Rügen, und ich sah nicht einmal auf der Strecke, die ich beging, so bunte und sonderbar geformte, als dort. Diese Steine sollen vom Meere ausgeworfen seyn; indeß begreife ich dann nicht recht, warum sie nicht die ganze Küste herunterliegen.

34.

Weg nach Lübeck. — In Wismar und Grevesmühlen kostet das Extrapostpferd nur 16 Schillinge die Meile. Der Weg bis Grevesmühlen ist recht angenehm. Auf dem ersten 1/3 des Wegs, nicht weit von Hohenkirchen, durch das man aber nicht kommt, rechts am Wege ist ein Hügel auf dem in der Mitte ein großer Stein, rund herum aber ein Viereck andrer großer Steine liegt. Es ist offenbar ein altes Denkmal. Da aber der mittelste Stein höher als die übrigen liegt, so würde es für einen Berathschlagungsplatz sehr unbequem gewesen seyn. Vielleicht ist es also doch ein Grabmal, und vielleicht könnte es beweisen, daß auch das Monument auf Wittow (18, 22.) das mit diesem fast ganz übereinkommt, ein solches sey. Links und weiter ab vom Wege sollen noch zwei dieser Art seyn, woraus wohl noch mehr auf ein Grabmal geschlossen werden könnte. — Von Grevesmühlen bis Dassau und von da bis Lübeck ist der Weg unerhört sandig, kahl und unangenehm. Nur eine 1/4 Meile von Lübeck sind die avenuen durch einen schönen Buchenwald und die Iserelsdorfer Allée auf einmal sehr schön. — Die Posten auf diesem Weg sind erbärmlich; man wird lang aufgehalten, und fährt entsetzlich langsam. — Hinter Dassau kommt man durch einen Theil der Ratzeburgischen Domgüter, die MecklenburgStrelitzisch sind. — Dinte heißt hier in der gemeinen Sprache *Black*. (black)

35.

Geldcours. Von Grevesmühlen an muß man, wenigstens auf den Posten, und im Lübeckischen auch sonst, eigentliches Courantgeld bezahlen, in dem der Louisd'or nach Verschiedenheit des Courses nur 12 Mark 12, 13, 14, Schillinge gilt. (4 Thaler 6, 7 Groschen.)

36.

Lübeck. — Die Verfassung soll hier nicht so gut seyn, als in Hamburg. Da die dortigen Oberalten hier nicht sind, so ist die Vergrößerung der Rechte des Raths hier eher möglich. — Der neuliche Aufruhr ist bloß durch die Soldaten entstanden. Wegen der letzten Theurung hat man ihnen mehr Vortheile zugestanden. Da nun das Getreide wieder wohlfeiler geworden ist, und man sie deshalb wieder hat auf den alten Fuß setzen wollen, so haben sie sich dagegen gewaltthätig aufgelehnt; auf 100 haben sich außer Gewehr, aber mit Säbeln auf der Parade zusammenrottirt, und haben gegen den Obristen den Säbel gezogen. Auch sind sie die Nacht durch die Straßen geschwärmt. Indeß ist kein Blut dabei vergossen worden. Die Bürgerschaft hat sogleich die Wachen bezogen, und zwei Soldaten sind erschossen, 9 aber haben Gassen laufen müssen, und sind hernach verwiesen worden. Bei der Execution ist das ganze Militair von der Bürgerschaft umringt und gleichsam bewacht worden. Die Stadt hält 500 Mann, die indeß nicht immer vollzählig seyn sollen. Die Soldaten stehn sich so gut, daß die Leute

sich drängen, darunter aufgenommen zu werden. Viele Soldaten sind Bürger, indeß ist auf solange ihr Stimmrecht suspendirt. — Wir kamen den Abend in Lübeck an, und blieben bis zum andern Nachmittag dort. Da es Sonntag war, konnten wir nur die Stadt und den Wall besehen. — Die Stadt ist ganz gothisch, hat aber gegen die, die wir bisher sahen, ein großes und wohlhabendes Ansehn. Es giebt viele große und mit einer gewissen Pracht gebaute Häuser, und einige schöne, lange und sehr grade, obgleich durchaus enge Straßen. Vorzüglich herrscht der Geschmack von vielen Fenstern und von Spiegelscheiben, die man nach der Straße zu auch in sonst schlechten Häusern sieht. Sogar auf den Hausfluren nach dem Hof zu sind in vielen Häusern große und viele Fenster, die mit den Spiegeln, die dazwischen angebracht sind, einen bunten und spielenden Anblick geben. *Schöne* Gothische Architectur sah ich nirgends, besonders sind die Thürme sehr schlecht. — Der Wall ist der schönste, den ich je mich gesehn zu haben erinnere. Zwischen der Stadt und dem Wall fließt die Trave, die, weil sie schmal ist, auch selbst bei nicht vielen Schiffen, doch mit Masten bedeckt scheint. Der Raum zwischen der Trave und dem Wall ist durchaus mit Bäumen bepflanzt, und oben auf dem Wall, der sehr breit ist sind prächtige Alléen. So ist das Ganze ein englischer Garten, und der Anblick des lachenden Grüns und der Natur, der durchschimmernden Schiffe auf der Trave, und der sonderbar gebauten Stadt, mit ihren vielen Spitzen und den blau glasirten Dachziegeln, welche mehrere Häuser haben, ist zugleich sonderbar, auffallend und angenehm. Schlimm ist es, daß man nicht über die Brustwehr sehen kann. Von den sogenannten belle-vues

auf dem Wall, zwei der äußersten Plätze ist eine hübsche Aussicht. Der angenehmste Theil des Walles ist zwischen dem Holsten (Holsteinischen) und BurgThor. — Die MarienKirche hat ein sehr hohes und schönes Gewölbe.

Der DomSyndikus Overbeck. Er war eben in Eutin, ich begegnete ihm aber auf der Reise dahin, und sprach ihn eine Viertelstunde. Er hat etwas in hohem Grade Gefälliges in seinem Aeußern, und ein seltnes Ebenmaaß in seinen Gesichtszügen. Er ist groß und hat auf den ersten Anblick einige Aehnlichkeit mit Voß, die indeß genauer erwogen nur entfernt seyn mag. — Der Rath Trendelenburg, ein Bruder des Grammatikers in Danzig, und in Compagnie mit der Bohnschen Buchhandlung in Lübeck. Er verreiste gerade den Tag, da ich in Lübeck war, und ich sah ihn nur eine halbe Stunde am Abend vorher. — Die Senatorin Rodde (ehemalige Demoiselle Schlözer) war in Göttingen abwesend.

Wirthshaus: die Stadt Hamburg, am meisten besucht. Der Goldene Engel soll ebenso gut und wohlfeiler seyn. — Extrapost ist in Lübeck nicht zu haben. Man muß einen Fuhrmann nehmen, und kann welchen man will, wählen. Sie sind aber ungeheuer theuer, und im Sommer am Sonntag auch sehr selten. Mich wollten sie nicht anders als mit 6 Pferden fahren, und für diese mußte ich bis Eutin am Sonntag 10 Thaler geben.

37. ad 18, 22.

Bei Arcona soll sich ein der fata morgana ähnliches Schauspiel zu Zeiten zeigen. Der gemeine Mann nemlich glaubt, es habe auf diesem Vorgebirge ehemals eine

große Stadt gestanden, welche in dem Meere versunken sey. Gleichsam das Schattenbild dieser Stadt, behaupten sie, über dem Meer in der Luft schweben zu sehen. Sie nennen dieß: Arcona waffelt. Dieß letztere Wort heißt soviel als spuken, umgehen von Geistern. — Dieß erzählte uns Kosegarten. Weder er selbst aber, noch irgend ein anderer, den ich sprach, hatte es selbst gesehn. Noch vor wenigen Tagen sollte es indeß gesehen worden seyn.

38.

Eutin. Der Weg dahin meistentheils sandig, aber sehr viel schöne Stellen, in hübschen Buchenwäldern. Eutin selbst liegt schön am See. Wir waren fünf volle Tage dort. Stolberg war eben nach Copenhagen gereist. Wir lebten durchaus mit Voß und Schlossers. Merkwürdigkeiten giebt es hier nicht, außer einigen schönen Gegenden. Zu diesen gehört vorzüglich — Sielbeck, ein Gartensaal des Bischofs mitten in einem Buchwalde. Das Merkwürdigste daran ist seine Lage auf einem Berge zwischen zwei Seen, und die Spaziergänge um die Ufer des kleineren unter diesen. Der Saal selbst ist ganz einfach und nichts weniger als schön. Aber die beiden Aussichten, die vordere beschränkte, und dunkle auf den kleinen, und die hintere weite und helle auf den großen See sind göttlich. — Eutin selbst ist ein ofnes Städtchen, das fast nur Eine Straße und daher fast gar keine Breite, aber eine beträchtliche Länge hat. Uebrigens ist die Stadt reinlich, und die Häuser klein, aber meist gut gebaut. — Der Schloßgarten hat überaus schöne Partihieen am See,

und vorzüglich prächtig gewachsene Bäume. — Der Fürst soll ein interessanter Mann seyn. Sein Minister, den ich aber nicht sah, ist Graf Holmer.

Hofrath Voß. – Ich sprach ihn überaus viel und fand ihn in hohem Grade interessant. Obgleich nur sehr wenige Sachen ihn so berühren, daß er über sie redet, und obgleich er alles mit Stillschweigen übergeht, in das er nicht eigentlich eingedrungen ist, so spricht er doch über die eigentlichen Gegenstände seines Studiums sehr gut, raisonnirend, und allgemein. Das Gespräch auf einzelne Stellen in Schriftstellern zu lenken, oder sich auf Grammatik oder eigentliche Philologie einzulassen, ist schlechterdings nicht seine Art, er verachtet, wie es scheint, allen eigentlichen gelehrten Kram, und tadelt sogar an Wolf die entgegengesetzte Gattung des Umgangs. Wir redeten vorzüglich und fast einzig über die Alten, ihren Geist und ihre Sitten, und ihre Verschiedenheit von den Neueren. Hier ist er offenbar partheiisch und einseitig. Er erkennt schlechterdings keine Eigenthümlichkeit der modernen Dichter an, die nicht fehlerhaft und nur Schlacke der Zeit wäre. Sein Maaßstab des Vortreflichen ist durchaus die Uebereinkunft mit dem Homerischen Charakter. Was vortreflich ist, ist auch Homerisch, und was nicht das letztere ist, ist auch nicht das Erstere. Darnach beurtheilt er die Dichter aller Zeiten und Nationen, von denen er sehr viele, sogar die Spanischen und Portugiesischen sehr genau kennt. Mit Schillers Gedichten ist er nur sehr bedingungsweise und eigentlich gar nicht zufrieden. In dem Lied an die Freude ist kein natürlicher froher, sondern ein erzwungener und trunkener Ton. Die Götter Griechenlands schweben als lose Bilder vor seiner Phantasie ohne sein Gefühl zu berühren. Ebenso die Frauenwürde,

die eine Abhandlung in Versen ist. Bei der einseitigen Verwerfung der Modernen gegen die Alten mußte nothwendig der, welcher den Charakter der ersteren am stärksten an sich trägt, ihm auch am wenigsten genügen. An Göthens Meister und Werther tadelte er, daß Göthe nicht genug über seinen Personen bleibe, sondern sich ihnen beimische, und sie, auch wo sie fehlen, billige. Homer thue das nicht mit dem zürnenden Achilles. Auch den Stil beurtheilt er auf gleiche Weise. Jacobi versicherte mich, von ihm gehört zu haben, daß er immer versuche, das Deutsche Stück, das er prüfen wolle, ins Griechische oder Lateinische zu übersetzen. Was diese Probe nicht aushielte, müsse irgend eine Art der Barbarei an sich tragen. — Die zweite Haupteigenthümlichkeit, die ihn auszeichnet, ist das tiefe Studium der Verskunst, und der unerhörte Fleiß, den er in der Ausübung auf dieselbe wendet. Nicht bloß die Orchestik der Alten, sagt er, sollte man, als eine unter uns schlummernde Kunst anführen, auch die Metrik, auf die sich weder die Dichter, noch ihre Hörer verständen. Das Schöne und Genievolle seiner Behandlung derselben ist, daß er sie ganz und gar nicht pedantisch, mechanisch und dem todten Buchstaben nach, sondern lebendig und musikalisch nimmt. Daher setzt er den ganzen Werth des Verses, vorzüglich des Hexameters in die Beschaffenheit der einzelnen Theile, in die er zerfällt, und in die leichte und harmonische Bewegung derselben. Auch beim Pindar, um dessen einzelne metra er sich nicht gerade sehr bekümmert zu haben schien, hatte er diesen Gesichtspunkt verfolgt, und glaubt ausgefunden zu haben, daß jede Strophe in mehrere Commata zerfalle, die durch innere Einheit gegen einander contrastirten. Er meynte meistentheils vier

anzutreffen, doch schien mir die Sache in einzelnen Beispielen etwas schwankend und unbestimmt. Im Deutschen läßt er die Länge durch die Begriffsschwere bestimmen. Von dieser aber trennt er die Erhebung, den Accent. Schlimm und einförmig sey es, daß bei uns die Erhebung der Stimme auch meistentheils auf der Länge ruhe. Sehr fein entwickelt er die Lehre der Mittelzeiten. Hier sey es, wo der Leser dem Rhythmus nachhelfen, diesen Silben bald mehr Länge, bald mehr Kürze geben müsse. Denn er nimmt Silben an, die länger, als lange, und kürzer, als kurze sind. Der Hexameter nemlich verlange durchaus einen gleichen Takt, immer von 4 Zeiten. Diese Zeiten richtig zu vertheilen ist die Kunst des Dichters und des Lesers. Beispiel einer beinah subtilen Feinheit hierin: „Der hoch | donnernde“ kann einen Hexameter anfangen. Denn da „hoch“ als lang zwei Zeiten hat, so kann der Mittelzeit „don“ auch, besonders im Anfange des Verses eine Zeit zugelegt werden, obgleich es ein Extrem, und die äußerste Gränze hierin ist. Allein „Der ge | fällige“ kann keinen Hexameter anfangen. Denn da „ge“ nur Eine Zeit hat, so müßte „Der“ drei annehmen, welches nicht angeht. Homer soll die Mittelzeiten größtentheils lang machen, die Tragiker kurz. Er führte zum Beispiel die Silben der mutae cum liquida an, namentlich Ατλας. Er giebt schlechterdings keinen andern Hexameter zu, als den Homerischen; an Schiller und Göthe tadelt er die Vernachläßigung des Versbaues sehr. Sie machen höchstens fehlerfreie, nie gute und leicht sich bewegende Hexameter. — Die Sorgfalt für den Versbau scheint in Voß nicht bloß aus einem Streben nach Vollkommenheit überhaupt herzukommen, sondern tiefer zu liegen. Sie ist beinah das Erste, was er auch

an fremden Produkten beurtheilt und die Schönheiten des Inhalts und der Diction eines Gedichts scheinen ganz und gar ihre Wirkung bei ihm zu verfehlen, sobald der Vers fehlerhaft oder unmelodisch erscheint. Woher dieß eigentlich in ihm stammt, mag schwer zu bestimmen seyn. Zuerst kommt es wohl aus dem Studium der Alten, die er einmal streng als Urbilder annimmt. Die Vollkommenheit der sinnlichen Form, die sie in so ausgezeichnetem Grade besitzen, gehört nothwendig mit zu dem Eindruck, den sie auf ihn machen, und da in ihnen nie die Form vom Inhalt nur irgend gesondert ist, wie so manchmal leider bei den Neuern, so ist auch er über die Vollendung der ersteren unerbittlich. In dem Versbau selbst scheint er noch höher die volle Stärke, als den zarten Wohllaut zu achten. Darum scheut er auch, dünkt mich, weniger, hart, als eintönig, und nicht hinlänglich ausdrucksvoll zu werden. Geleitet von den Alten, geht er überall davon aus, daß der Gedanke schlechterdings vollkommen da stehen, mit dem Ausdruck durchaus Eins seyn muß. Dazu gehört nothwendig auch das höchste und lebendigste Zusammentreffen des Verses mit demselben. Nicht also sowohl eine bloße abgesonderte Zartheit des Ohrs, sondern ein Streben, dem Gedanken auch nicht das Mindeste seiner Stärke und seines Lebens zu entziehen, macht ihn so aufmerksam auf den Versbau. Dazu kommt nun auch noch wohl der Mangel an philosophischer und sentimentaler Richtung des Geistes hinzu. Er ist bloß ein naiver Dichter, nur mit naiven Dichtern vertraut, und schätzt keine andre Poesie. Der eigentliche Inhalt der Modernen, ihre Gedanken und Empfindungen wirken daher minder stark auf ihn, als sonst geschehen würde. Beinah möchte man ihn beschuldigen hierin bei weitem

zu einseitig zu seyn, sich nur an die Außenseite der Poesie zu halten, und das Innere zu vernachlässigen, wenn er nicht auch von dieser Seite soviel geleistet hätte. Die Bewegung des Silbenmaaßes geht, sagte er mir, sehr oft bei ihm dem Gedanken an den Inhalt des Gedichts vorher und führt diesen herbei. Das nemliche erzählte mir wohl auch Schiller von sich. Aber in beiden scheint es mir sehr verschieden. In Schiller ists eine Empfindung, die eben zuerst nur der Form nach rege wird, ohne noch einen wirklichen Stoff zu besitzen. In Voß scheint es mehr von Beschäftigung mit den Foderungen der Metrik und Musik, mehr als Kunst, auszugehen. Er führte mir z. B. als einen Fall, wo es so gewesen sey, ein kleines Gedicht: „die Braut am Gestade" im Almanach 1796. an. Es war ein sehr schönes und prächtig versificirtes Gedicht. Aber es hatte ein außerordentlich schwieriges Silbenmaaß, dessen Schwierigkeit man auch, wie gut sie sogar überwunden war, immer noch merklich durchfühlte. Auch ohne etwas Anderes davon zu wissen, hätte man sich nicht annehmen können, abgesondert vom Inhalt, an das Versmaaß zu denken. — Die Grundsätze seines Stils und seiner Diction stimmen ganz und gar mit denen seiner Metrik überein. Der Gedanke muß schlechterdings rein und vollkommen ausgedrückt seyn. Man muß also immer die Worte und die Stellungen wählen, welche dieß am besten bewirken. Hiebei scheint er nur darin, dünkt mich, zu fehlen, daß er glaubt, dem Leser zu sehr zu Hülfe kommen zu müssen, und zu wenig auf ihn selbst und den Sprachgebrauch rechnet. Auch wenn ihm die Worte nicht grade in derselben Ordnung hingegeben werden, welche der höchste Nachdruck fodert, entgeht dem guten Leser

dieser Nachdruck dennoch nicht; da er vielmehr im entgegengesetzten Fall durch das Fremdartige gestört wird, das ihm auffallen muß. Etwas Undeutsches, selbst nur etwas eigentlich Neues giebt Voß nicht zu, sich erlaubt zu haben. Vielmehr will er sich gefangen geben, wenn man ihm nur Eine solche Stelle zeigt. Er entfernt, meint er, sich bloß vom Gewöhnlichen, oder noch besser vom Gemeinen. Sonst glaubt er alle seine Wortfügungen und Stellungen durch Beispiele aus currenten Schriftstellern sogar, Luther, Lessing, Gellert, Klopstock u. s. f. beweisen zu können. Der Dichter aber, vorzüglich der Altgriechische Sänger rede immer im Ton der Begeisterung, also in einem leidenschaftlichen Zustande. Nicht bloß da also, wo der Gedanke es schon für sich und ausdrücklich fordere, müsse er sich erheben und vom Gewöhnlichen entfernen, sondern durchaus, in seinem ganzen Ton und seiner ganzen Manier. Sogar müßten die matten, weniger durch den Inhalt ausgezeichneten Stellen, noch sorgfältiger durch die Diction hervorstechend gemacht werden. Den Fehler, dieß zu vernachlässigen, tadelt er an meinen Pindarischen Oden. Im Griechischen sey dieß durchaus der Fall, nur empfänden wir es nicht genug, da wir mit der gemeinen und gewöhnlichen Sprechart zu Homers und Pindars Zeiten zu wenig bekannt wären. Zum Beweise bezieht er sich auf die Stelle in Aristoteles Poetik, wo die alten Dichter gegen den Vorwurf gerechtfertigt werden, der ihnen wegen der Wortfügung δωμάτων ἄπο gemacht wird. In der Prosa will er nichts anders, als den reinen, vollkommenen, und lebendigen Ausdruck des Gedankens. Aber auch die Prosa soll nur für Zuhörer, nicht für Leser geschrieben seyn. Der lebendige Vortrag nehme alsdann das Un-

gewöhnliche und Fremde hinweg, was beim Lesen allerdings noch übrigbleiben könne. — Schon aus dem Bisherigen sieht man, was Voß eigentlich fodert. Das vollkommenste, lebendigste und anschaulichste Darstellen des Gedankens, sowohl in seinen Umrissen, als in seiner Stärke; und das buchstäblichste und genaueste Anpassen der Formen der Sprache an denselben. Sein Fehler in der ersteren, an sich gewiß treflichen Tendenz ist, daß er für dasjenige unempfänglich wird, was einer solchen lebendigen Anschaulichkeit nicht fähig ist. So geht es ihm bei Gedichten philosophischen oder sentimentalen Inhalts, also fast durchaus bei den Neueren. Sein Fehler in der zweiten, an sich auch vollkommen richtigen Foderung ist bloß darin zu weit und bis zum Extrem zu gehen. Dieser doppelte Fehler scheint aus der Einseitigkeit zu entspringen, die ihn selbst für viele fremde Eigenthümlichkeiten unempfänglich, und außerdem macht, daß er auch bei andern voraussetzt, daß sie nur auf demselben Wege als er, zu irgend einem Ziele z. B. zum Verständniß der Alten gelangen können. Wieviel ihm jene Anschaulichkeit ist, dafür dient auch das zum Beweise, daß er die Alten weder in ihrer Sprache, noch in ihren Verfassungen und Sitten eher zu verstehen, d. h. hier eigentlich zu empfinden behauptet, als bis er sie in unsre Sprache und unsre Sitten übersetzt hat. Bei der Syrakusanerin in Theokrits Adoniazusen z. B. sagt er, denkt er sich eine Hamburgerin, aber er entfernt nun von dieser, was ihr, als solcher, eigenthümlich ist. Ein lebendiges und gegenwärtiges Bild muß also seine Seele erst in die Empfindung der Wirklichkeit versetzen. So scheint ihm das Uebersetzen durch seine Natur selbst aufgegeben, und sehr tief in ihm zu liegen. Sein erster Grundsatz

des Uebersetzens ist, so zu übersetzen, als ob zu Homers Zeit Deutsch und nicht Griechisch gesprochen worden sey. — Weil er überall Anschaulichkeit, Fülle, und Stärke des Ausdrucks sucht, zieht er das Plattdeutsche dem Hochdeutschen vor, da es nach seiner Behauptung jene Vorzüge in höherem Grade besitzt. Er beklagt, daß es außer Gebrauch kommt, hat wirklich bei seinen plattdeutschen Gedichten den Gedanken gehabt, es zu einem eignen Dialect der Büchersprache von neuem zu erheben, und spricht es in seiner Familie beständig. — Den eigentlichen und ursprünglichen Bedeutungen der Wörter scheint er durch tiefe Sprachforschungen eifrig nachzugehen. Er bedient sich ungefähr der Lennepschen Methode, doch in andrer Art. Die ersten Grundbegriffe aller Sprachen findet er „zeugen, machen, Ding", und zwischen dem Altdeutschen (das aber nach dem Plattdeutschen beurtheilt werden muß) Altlateinischen und Altgriechischen findet er eine so große Uebereinstimmung, daß es eigentlich nur Eine und dieselbe Sprache sey. — Seinen Philemon und Baucis setzt er seiner Luise fast gleich. Ueber diese stimmt er mit meinen Gedanken überein. — Von Charakter und in seinem Betragen ist er mir überaus liebenswürdig erschienen. Er ist in hohem Grade herzlich und freundschaftlich und durchaus offen und gerade. Vielleicht mag er dieß sogar manchmal übertreiben. Aber er ist nichts weniger als eigentlich derb, vielmehr sehr fein und zart. Hierin macht man sich gewöhnlich eine sehr falsche Vorstellung von ihm. Man sieht ihm bald an, daß er überall einen eignen Weg, und diesen mit Festigkeit, und ohne Rücksicht auf Widerspruch und Tadel geht, aber man fühlt auch, daß er ihn nur aus Eifer und reiner Zuneigung für die Sache wählt, und ihn mit un-

erhörtem Fleiß verfolgt. Er sagt selbst von sich, daß er zu den arbeitseligen Menschen gehöre. In seinen Arbeiten verfährt er gewöhnlich ganz und gar ohne fremde Hülfe voriger Commentatoren, wie er denn überhaupt mit erstaunlich wenigen Büchern arbeitet, und an alles, was er macht, besonders aber an seine Verse, wendet er einen fast beispiellosen Fleiß, feilt unaufhörlich und arbeitet das Gemachte immer wieder von neuem um. Bei diesem Umarbeiten schiebt er alsdann gewöhnlich etwas Neues ein, und so ist seine Luise nach und nach aus einem kleinen Anfang entstanden. Diese Art zu arbeiten — ich führe dieß zu einem Beispiel seiner Art, die Dinge anzusehen, an — glaubt er so natürlich und allgemein, daß er sich ebenso den Ursprung der Ilias und Odyssee von Homer erklärt. Daher ist er auch Wolfs Meynung gänzlich zuwider; ja er meynt sogar, Homer könne doch wohl und müsse sogar geschrieben haben. Die Beweise führt er meistentheils aus dem innern Zusammenhang der Gedichte, und aus ihrer großen Schönheit. Wenn ein andrer, sagt er, die erst in einzelnen Gesängen existirende Ilias zusammengesetzt haben sollte, so müßte dieser ein Homerisches Genie seyn, und so thue Wolf nichts mehr, als daß er den Homer nur um einige Jahrhunderte jünger mache. Im raisonnirenden Gespräch ist er von sehr ausharrender Geduld, hört sehr ruhig an, und verträgt sehr gut ofnen und geraden Tadel. Aber er ist nicht sehr gewandt, selbst seine Meynung zu vertheidigen oder Einwürfe zu machen, und schweigt oft, wo er schlechterdings noch nicht überzeugt ist. Er nimmt ein Gespräch lieber zu verschiedenen Zeiten öfter wieder auf, als er es in einer Reihe fortzusetzen pflegt. In Rücksicht aufs Publicum glaubt er

sich eigentlich im Gedränge und die unterdrückte Parthei und dieß macht ihn gegen das öffentliche Urtheil, besonders gegen Recensionen bitter. Er glaubt ein Schriftsteller, der etwas Neues behaupte, könne erst nach seinem Tode emporkommen. — Von Wuchs ist er ziemlich groß, aber mager und schmal. Sein Gesicht ist mehr lang als breit, die Stirn flach und rückwärts gelehnt, die Nase lang und ein wenig gebogen. Das Ganze verräth auf den ersten Anblick nicht gerade etwas sehr Geistvolles, am wenigsten schnelles und glänzendes Genie, wovon er vielmehr das Gegentheil ausdrückt. Einfache und langsame Ruhe würde der ganze Charakter seyn, wenn nicht das Auge sehr gut und feurig, und der Mund zugleich sanft, zart und fein geschnitten wäre. Diese Züge erscheinen erst mehr bei einem verweilenden Betrachten, wodurch die ganze Physiognomie außerordentlich gewinnt. Denn alsdann ist ein feuriger, tief eindringender Geist, eine sanfte Milde der Gesinnung, und eine harmonische einfache Ruhe des ganzen Charakters unverkennbar. Haar und Auge sind braun, und ebenso die Gesichtsfarbe mehr dunkel als weiß. — Dasjenige, was in ihm herrscht, ist offenbar ein reizbares und tiefes Gefühl für Wahrheit und Natur. Nur das, was unmittelbar natürlich ist, das ursprünglich Menschlichste und Einfachste macht eine starke Wirkung auf ihn. Die mehr raffinirte Empfindung und das eigentlich Sentimentale sind nicht für ihn gemacht. Nicht bloß aber der Stoff, auch nur die Form der Natur hat große Macht über ihn. Ueberall sucht er das Anschauliche, Wirkliche, Lebendige. Daher ist er der systematischen Philosophie und der Metaphysik, obgleich er sich hütet, davon zu reden, eigentlich feind. Was nicht in der Sprache der Menschen ausgedrückt

werden kann, sagte er mir einmal, kann nicht wahr seyn. Daher verlangt er die Vollkommenheit des Ausdrucks in Prosa und Poesie, und daher entstehen seine scheinbaren Ketzereien hierin. Bei dieser Gemüthsstimmung kann er nun nicht anders, als nur eine kleine Extension haben, und dieß ist auch wirklich sein Fall. Dafür aber wird er durch Intension entschädigt. Er ist den Alten sehr ähnlich, und sollte es, dieser Schilderung nach, auch Göthen seyn. Aber er unterscheidet sich von beiden dadurch, daß mehr Gefühl, als Phantasie in ihm herrschend sind, daß er mehr auf den Stoff zugleich sieht, und nicht von dem Interesse an der bloßen Gestalt, an dem Wechsel und der Mannigfaltigkeit der äußern Welt so idealisch geleitet wird. Er geht schlechterdings einen engen, und nur Einen Weg, aber diesen mit einer so entschiedenen Stetigkeit, daß sie zur Heftigkeit und zum Eigensinn wird. Ebendaher hat er auch eine sonderbare Mischung von Bescheidenheit und Selbstvertrauen. Er dringt nach seinem eigenen Geständniß sehr langsam in einen neuen Gegenstand ein, besitzt aber ein großes Vermögen, sich nachher darin festzusetzen. Es wird ihm nie an Gehalt, an Ausdruck, an Stärke, sehr oft aber an Leichtigkeit, und sogar an Klarheit fehlen. Er ist einer starken und unaufhaltsamen Kraft zu vergleichen, die aber auf einem engbeschränkten Pfade nur auf das zueilt, was unmittelbar natürlichen Gehalt hat. Der Mangel an Philosophie ist erstaunlich auffallend und nachtheilig in ihm. Er klebt darüber an Außenseiten der Dinge und hat für sehr vieles gar keinen Sinn. Bei einer Vergleichung mit den Alten und Göthe zeigt sich, wie mich dünkt, ein unvortheilhafter Einfluß des Deutschen Charakters auf seine Natur.

Seine Frau ist sehr gut und einfach, und gewiß nicht ohne richtigen und natürlichen Sinn für das Wahre und Schöne, aber man muß sie erst länger kennen, um sie vortheilhaft zu beurtheilen.

Seine Söhne sind verständig und bescheiden, aber bei weitem derber, als der Vater. Sie haben auffallend klare und reine Gesichtszüge.

Die ganze Familie ist im guten Verstande idyllenartig, einfach, gut und natürlich.

Geheimerath Schlosser. — Er ist jetzt, vorzüglich wegen seines Schwiegersohns Nicolovius, mit seiner Familie nach Eutin gezogen, und hat sich dort ein Haus gekauft. Ich traf ihn in einem ungünstigen Zeitpunkt, zugleich durch die Zerrüttung seiner äußern Lage durch die Einfälle der Franzosen in die Rheingegenden, und durch Kants Aufsatz in der Berliner Monatsschrift aufgebracht. Daher war es nicht möglich ein ruhiges und ordentliches Gespräch mit ihm zu führen. Er sprach beständig gegen Kant und kam von allen Gegenständen immer darauf zurück. Sogar gegen seine Person und seine Gesinnung, vorzüglich in Rücksicht des Postulirens der Gottheit ließ er sich sehr heftig und unverständig heraus. Wir sprachen durchaus über Politik und Moral. Das Einzige was er über diese beiden Dinge behauptete, war, daß in der Politik alles lokal sey, und nichts Allgemeines aufgestellt werden könne, und daß sein Moralprincip in der Vollkommenheit bestehe, die immer nothwendig mit Glückseligkeit verbunden sey. Daß dabei keine deutlichen Begriffe herauskommen, sondern daß er immer nur von den Gefühlen eines Kreises edlerer Menschen redet, versteht sich von selbst. In den mehreren Unterredungen, die ich mit ihm gehabt, ist er mir durch-

aus uninteressant gewesen. Er hat nicht einmal, wie es mir doch sonst in Carlsruhe schien, Scharfsinn, noch weniger Kenntniß der Kantischen Philosophie, gegen die er doch streitet, bewiesen. Alle seine Einwürfe waren höchst trivial und gemein. Sein Betragen ist in hohem Grade unangenehm. Eine unausstehliche Anmaaßung, und eine nimmer ruhende Heftigkeit herrschen durchaus. — So ist auch sein Aeußres und sein Gesicht. Durchaus kein Ebenmaaß und Gleichgewicht der Züge, ein bis zur Wildheit feuriges Auge, etwas Spöttisches im Munde, eine durchaus unstäte Physiognomie, manchmal eine gewisse wunderliche und gar nicht natürlich scheinende Exaltation, und ein struppiges Haar. — Gegen mich war er jedoch recht freundschaftlich und gefällig. — Was mir am meisten an ihm gefällt, ist daß er täglich die Alten, vorzüglich die Griechen, studirt, in deren Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen er sehr bewandert ist. Er übersetzt jetzt die Politik des Aristoteles.

In seiner Frau habe ich das nicht finden können, was Jacobi und andre in ihr anzutreffen meynen. Ihr Aeußres, vorzüglich ihre Lebhaftigkeit, ist in hohem Grade unangenehm.

KammerSekretär Nicolovius. — Schlossers Schwiegersohn, und ehemals Hofmeister bei Friedrich Leopold Stolberg mit dem er die Reise nach Italien gemacht hat. Er scheint recht viele, vorzüglich auch philologische Kenntnisse und recht viel Belesenheit zu haben, auch ein recht guter Kopf zu seyn. Dennoch war er mir nicht sonderlich interessant.

Comtesse Catharina Stolberg, die Schwester der Stolberge, ein Brouillon, wie es nur auf Erden eins geben kann.

Dr. Hellwag. — Arzt und nach Voß Versicherung ein sehr guter und gründlicher Mathematiker. Er hilft Voß in seinen Arbeiten über die alte Geographie und zeichnet ihm die Karten dazu.

Geheimer Justizrath Trede. — Soll, nach Jacobis Versicherung ein sehr guter Kantianer seyn, und eigne Meynungen vorzüglich über das Moralprincip haben. Ich sah ihn nicht.

39.

Ploen. — Der gerade Weg von Eutin nach Hamburg soll sehr unangenehm seyn; dagegen ist der über Ploen wenigstens großentheils außerordentlich schön. Von Eutin bis Ploen fährt man durchaus zwischen lachenden Feldern, und angenehmen Gehölzen hin, und an mehreren Stellen hat man schöne Aussichten auf die Seen um Eutin und Ploen. Vorzüglich schön ist die, welche man etwa auf der Hälfte des Weges nach dem Ploener See, und auf das Ploener Schloß hat. Von da an fährt man auch meistentheils neben dem See hin. Das Ploener Schloß hat eine überaus schöne Lage. Es ist von beiden Seiten von dem See, der sich durch eine Landenge in den kleinen und großen theilt, umgeben, und da die Ufer des Sees viele Landengen, kleine Vorgebirge und Erdzungen bilden, auch im See selbst einige Inseln sind, so ist der Anblick überaus wechselnd und mannigfaltig. Das Wasser ist bald durch und durch vom Lande durch- und eingeschnitten, bald sieht man eine große und schöne Masse auf eine weite Entfernung hin. — Der Schloßgarten ist eine in den See hineingehende Erdzunge. Er

ist mit großen schönen Buchen bepflanzt in welchen einzelne Alléen gehauen sind, und der Weg längs den Ufern des Sees ist überaus angenehm. — Fast noch schöner aber ist ein Ort, Bax Müllers Koppel genannt, auf dem Wege zwischen Ploen und Aschberg. Man geht dort aus der Tiefe einen steilen, mit Buchen bewachsenen Berg am See hinauf, hat eine ganz neue Aussicht auf denselben, und vorzüglich zeigt sich das Ploener Schloß von dort sehr vortheilhaft. — Rund um den See liegen eine Menge von Landgütern, von denen Nemten, das einem Herrn von Kronstern gehört, die schönste Aussicht haben soll.

Kammerherr von Hennings. — Er ist Amtmann in Ploen. Wir aßen den Mittag bei ihm. Da er den Morgen Gerichtstag hatte, so sah ich ihn nur sehr wenig. Indeß scheint er auch auf keine Weise interessant. Er ist ein großer, steifer und kalter Mann auf den ersten Anblick, und soviel ich schon in der kurzen Zeit hörte, voll von Klagen über unsre Zeit, über den Despotismus unsrer Regierungen u. s. f. Seine Duellgeschichte ist noch lang nicht beendigt. Er ist ein Bruder der Doctorin Reimarus in Hamburg.

Seine Frau ist aus Coppenhagen und nicht intressant. Beide affectiren, wie es scheint, einen vornehmen und französischen Ton.

Der Herzog von Oldenburg. — Er ist blödsinnig, und deshalb, nachdem er durch Zimmermann, dem die Untersuchung seines Gemüthszustandes von der Russischen Kaiserin aufgetragen war, dafür erklärt worden, von der Regierung ausgeschlossen worden, die dafür der Bischof in Eutin bekommen hat. Herder ist sein Erzieher gewesen, und hat ihn auf Reisen geführt. Hier hat sich sein Un-

verstand zuerst dadurch geäußert, daß er schlechterdings hat katholisch werden wollen. Auch jetzt noch ist seine Hauptthorheit sich einzubilden, daß er katholisch sey, was ihm aber nicht gestattet wird. Wir sahen ihn bei Hennings, wohin er kam. Es fehlt ihm bloß an Beurtheilung, nicht an Gedächtniß und manchem Talent. So spricht er recht gut Französisch und Englisch, auch Italiänisch, mahlt, modellirt, strickt u. s. f. In gewissen Minen und manchmal auch im Sprechen in einigen Höflichkeitswendungen besonders hatte er eine auffallende und äußerst merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Coadjutor. Meine Frau und ich fanden dieß jeder von selbst, und es war mir ein merkwürdiges Beispiel, wie auffallend und doch wie abgesondert vom Wesen des Charakters gewisse Zufälligkeiten seyn können. — Manchmal entfallen ihm pathetische Ausdrücke. Als man ihm die Geburt des Erbprinzen des Bischofs in Eutin gemeldet hat, ist er mit den Worten aufgesprungen: „Der soll auch toll werden!" — Der König von Dännemark ist sein Vormund.

Noch fanden wir den Prinzen Gonzaga, der eben nach Coppenhagen ging, bei Hennings.

40.

Aschberg. — Ein beträchtlich großes Landgut des Grafen Ranzau. Der Weg von Ploen dorthin ist noch angenehmer als der von Eutin nach Ploen, und man hat fast beständig einen der beiden Seen zur Seite des Weges. — Der Garten ist ehemals in dem alten französischen Geschmack angelegt gewesen, der jetzige Graf

macht nunmehr einen Englischen daraus, womit er aber noch bei weitem nicht fertig ist. Da wir nur etwa eine Stunde dort waren, so konnten wir nur die schönsten Plätze besuchen. Unter diesen zeichnet sich der Gipfel eines dicht mit Buchen bewachsenen Berges aus, auf dem nach allen vier Seiten hin Alléen durch den Wald gehauen sind. Durch 3 derselben sieht man auf den Ploener See, und vorzüglich schön ist die eine Aussicht, in der sich das Ploener Schloß zeigt. Auch der Kontrast dieser drei hellen und weiten Aussichten gegen das Dunkel des Waldes auf der vierten Seite wirkt sehr gut.

Graf Ranzau, ein junger, aber wie es scheint, sehr thätiger Mann. Er hat, wie mehrere Güterbesitzer im Holsteinischen, die Leibeigenschaft abgeschaft, und ist auch ein Mitglied des zu diesem Endzweck gewählten Ausschusses der Stände.

Seine Frau ist die Tochter des Dänischen Gesandten in Regensburg Herrn von Diede, sehr angenehm und gefällig und nicht uninteressant.

41.

Tremsbüttel. — Der Weg von Aschberg hieher geht übèr Segeberg. Das einzige Merkwürdige in Segeberg ist ein Kalkfels, den ich aber, weil ich zu spät ankam und zu früh wieder wegfuhr nicht sah. Er soll ganz isolirt, noch in dem Städtchen selbst stehen, und beträchtlich hoch seyn. Darauf oder dran ist ein Brunnen, der von Kaiser Lothar 2. herstammen soll. Wirthshaus in Segeberg: Stadt Copenhagen. — Die Lage von Trems-

büttel ist nicht besonders schön, aber dennoch hat der ganz ländlich angelegte Garten sehr angenehme Spaziergänge. Wir brachten fast einen ganzen Tag und eine Nacht in Tremsbüttel zu.

Graf Christian Stolberg. Sowohl er als seine Frau sind außerordentlich gastfrei und gefällig. Er spricht viel und außerordentlich schnell, verweilt aber zu wenig bei einer Sache, um eigentlich interessant zu werden.

Die Gräfin, eine gebohrne Reventlow hat mancherlei Kenntnisse, und wie es scheint, einen sehr guten und richtigen Verstand. Im Urtheilen ist sie oft einseitig streng. Sie soll sehr gut lateinisch wissen, und beschäftigt sich sogar mit Kantischer Philosophie.

42.

Geldcours. Man rechnet im Holsteinischen theils nach Thalern und Groschen, theils nach Marken und Schillingen. Das Holsteinische Geld ist etwas schlechter, als das Hamburger und Lübecker. Ich erhielt für den Friedrichsd'or beständig 13 Mark manchmal auch einige Schillinge darüber. Die SpeciesThaler gelten 1 Thaler 12 Schillinge. In Lübeck und Hamburg aber beim Wechseln eigentlich nur 1 Thaler 10. Schillinge.

43.

Das Holsteinische ist an den beiden Küsten der See und der Elbe durchaus ein sehr fruchtbares und schönes Land, mit sehr mannigfaltigen und reizenden Gegenden.

Der Rücken des Landes aber ist kahl, unangenehm, und bei weitem weniger fruchtbar. Besonders ist hier die große Haide, von der wir zwischen Aschberg und Segeberg ein Stück passirten. Weil es schwer seyn würde, auf dieser bloßen Fläche, wo man fast gar keine bezeichnenden Gegenstände sieht, vorzüglich auf dem Schnee im Winter den Weg zu finden, so sind immer einige hundert Schritt weit von einander auf beiden Seiten des Weges große Pfähle aufgerichtet. Vorzüglich schön ist die Gegend um den Ploener See, und eine außerordentlich reizende Lage soll auch Kiel haben. — Besonders die schönen Gegenden Holsteins sind mit Landgütern des Adels sehr zahlreich besetzt, und die Besitzer scheinen sehr gastfrei, vorzüglich die größern Familien, die Reventlows, Ranzaus, Schimmelmanns u. s. f. — Der Preis der Postpferde ist gleichfalls 6 Groschen aber das Trinkgeld der Postillone nur 2 Groschen die Meile. Vor einem 4sitzigen zugemachten Wagen aber muß man, dem Reglement nach, schlechterdings, ohne alle Rücksicht auf Gepäck und Personenzahl 6 Pferde nehmen. Dagegen wird auch die bepackteste Batarde nur mit 4 gefahren.

44.

Wandsbeck, Hamburg und die umliegende Gegend. — Wir wohnten, wegen Jacobi, die ganze Zeit unsers hiesigen Aufenthalts über in Wandsbeck und besuchten von hier aus Hamburg und die umliegende Gegend. Ich lasse also hier alle Personen und Gegenstände, die mir hier vorkamen, ohne weitere Ordnung folgen.

Graf Schimmelmann, Eigenthümer von Wandsbeck und seine Frau, eine gebohrne Löwendal, eine Familie die von einem natürlichen Sohn eines Königs von Dännemark abstammt.

D. Rudolphi und seine Schwester, die Dichterin, eine genaue Freundin von Reinhold und Baggesen. Ihr Aeußres ist sehr unangenehm. Ich sah sie nur ein einzigesmal und sehr kurz.

Flotbeck, ein Dorf unterhalb Hamburg an der Elbe, worin Kaufmann Voght eine sehr große Besitzung hat. Sein Haus, das er jetzt, da es abgebrannt gewesen, neu baut, hat keine sonderlich angenehme Lage. Eine desto schönere aber der sogenannte Tempel, in dem ein Saal und mehrere Zinnen sind. Dieser steht auf einer Höhe dicht an der Elbe. Sowohl der Fluß, der hier sehr breit ist, als die Ufer auf beiden Seiten und die vorbeikommenden Schiffe geben einen schönen und interessanten Anblick. Vorzüglich lebendig wird das Gemählde auch durch die Ebbe und Fluth, welche immer abwechselnd Schiffe aus dem Hamburger Hafen hinaus, oder von der Mündung hinein führt. — Der Englische Garten ist sehr groß, und mit außerordentlich vielem Geschmack angelegt. Rasenplätze, prächtige und schön contrastirende Aussichten, und mahlerische Baumgruppen wechseln überaus angenehm mit einander ab. Dabei ist der Garten von allen Spielereien und Colifichets gänzlich frei.

Voght, der Besitzer dieses Guts wird für den reichsten Kaufmann in Hamburg gehalten. Er ist nicht verheirathet und macht sehr viel Aufwand. Er betreibt bloß Geschäfte für America, und die meisten Americanischen Handlungsgeschäfte gehen durch seine Handlung. Er selbst beschäftigt sich nicht viel mit derselben, und lebt Winter

und Sommer in Flotbeck. Er ist sehr viel gereist, und noch vor kurzem 2 Jahr in England gewesen. Er hat dort mit den merkwürdigsten Gelehrten in Verbindung gestanden, und besonders viel mit Steward gelebt. Auch ist er in mehreren Fächern der Wissenschaften, z. B. Philosophie, Physik, Chemie und Politik recht gut unterrichtet, beschäftigt sich angelegen damit, und ist ein recht sehr guter Kopf. Nur fehlt ihm freilich wohl ein recht reines und ernsthaftes Interesse an allen diesen Dingen und dieß macht ihn weniger interessant. Er hat eine große Bibliothek, und einen wenigstens ziemlich vollständigen, und sehr netten Apparat physikalischer Instrumente. Sie sind durchaus alle in England gemacht. Doch ist oft mehr auf Pracht und Zierlichkeit als auf die wissenschaftliche Brauchbarkeit gesehn. So z. E. besitzt er nur eine kleine und gewiß mittelmäßige Elektrisirmaschine. — Sein größtes Verdienst besteht wohl unstreitig in der Einrichtung der bekanntermaaßen außerordentlich guten Armenanstalten in Hamburg, die ihm vorzüglich ihr Daseyn danken. Das physische und moralische Elend der Armen soll ehemals fürchterlich gewesen seyn. Sie haben ein eignes Quartier der Stadt bewohnt, in fast völliger Gemeinschaft, sogar der Weiber gelebt, und die Polizei hat sich kaum unter sie gewagt. Dagegen haben sie jetzt sämmtlich Arbeit, die Straßenbettelei hat ganz aufgehört, und ihre Kinder werden in eignen Schulen unterrichtet. Dennoch sollen die Krankheiten, Verkrüppelungen und die Mortalität unter den Kindern noch außerordentlich groß seyn. Voght hat diese Anstalten in einer eignen Schrift englisch beschrieben, die durch Zimmermann in Braunschweig übersetzt wird. — Reinhold hat auf Voghts Einladung mehrere Wochen bei ihm zugebracht. —

Uebrigens liebt Voght sehr die Gesellschaft, und hat darin einen sehr guten Ton.

Mit Voght in Flotbeck lebt ein gewisser Schmeißer, ein Chemiker. Er soll in seinem Fach sehr gute Kenntnisse besitzen, und sehr thätig im Experimentiren seyn. Voght hat ihn in England gefunden, und ihn seitdem bei sich behalten. Da er kürzlich mit Sieveking in Frankreich gewesen, so kennt er die berühmtesten Französischen und Englischen Chemiker von Person. Er hat von Uslars und meines Bruders Schriften über die Pflanzenphysiologie ins Englische übersetzt. Er hat durch einen verunglückten chemischen Versuch den Gebrauch eines Auges verloren.

Mahler Hénares, ein reisender Französischer Mahler. Soll nicht ohne Talent seyn.

D. Bartels, der die Reise nach Calabrien und Sicilien geschrieben hat, betreibt juristische Geschäfte in Hamburg.

D. Michaelis, der Sohn des Ritters in Göttingen ist Arzt in Haarburg. Ich sah ihn nicht.

Bei Altona liegt eine Dänische Fregatte, als Wachtschiff, deren Bestimmung ursprünglich und auch jetzt noch zum Theil ist, zu verhindern, daß Dänische Matrosen auf fremden Schiffen weggehn. Wir besuchten sie von Neumühlen aus. Sie ist nur von 18 Kanonen, hat 2 Maste, und ist nicht einmal so groß, als ein großes Kauffartheischiff. Dagegen hat sie ein schnelleres und leichteres Ansehn. Die Besatzung ist von 74 Mann. Die Kanonen liegen oben auf dem Verdeck, im Schiffsraum unten sind bloß einige Stuben für die Officiere und den Steuermann, und ein Raum für die Besatzung, die in Hängematten schläft.

Billwerder. — Gegend und kleiner Ort an der Bille, einem kleinen Fluß. Wir waren dort im Garten des Kaufmanns Schuback, der ganz und gar im Holländischen Geschmack angelegt ist, aber eine angenehme Aussicht an der Bille hat.

Schuback der Besitzer, ist ein ältlicher, aber geselliger und freundlicher Mann, und von mehr als Einer Seite achtungswürdig. Er wird in Rücksicht auf Handlungskenntnisse und Speculationsgeist für den ersten Kaufmann in Hamburg gehalten, und jedermann wendet sich in schwierigen Fällen um Rath an ihn. Dadurch hat er sehr großen Einfluß in alle Angelegenheiten der Stadt, ob er gleich nicht im Rath sitzt. Außerdem ist er auch sehr wohlthätig. – Ehemals war er in Lissabon établirt, verlor aber beim Erdbeben sein Vermögen, und fing sein Handel wieder mit großem Vortheil mit einer Quantität Nachtmützen an, die er unter den Einwohnern, die ihre Wohnungen verloren hatten, verkaufte. Bei seinen guten Eigenschaften klagt man indeß doch über seinen Eigensinn. So ist er allein daran Schuld, daß in Hamburg der schwere, den Manufacturisten und Handwerkern offenbar nachtheilige Münzfuß nicht gegen einen leichteren vertauscht worden ist.

Deutsches Theater. — Es ist außerdem noch ein Französisches und im vorigen Jahre ist auch ein Englisches hier gewesen, das sich aber nicht hat erhalten können. — Das Haus des Deutschen ist geräumig und hübsch, obgleich nicht hinlänglich erleuchtet. Die Einfarth ist überaus schlecht, und geht durch eine so enge Straße, daß Ein Wagen sie durchaus ausfüllt. Um indeß Unordnungen zu verhindern, müssen die Wagen warten, bis alle Fußgänger weggegangen sind, und die-

jenigen, welche Wagen haben, werden nach der Reihe aus den Logen abgerufen. — Ifland und Beck, die eben angekommen waren, spielten gerade, und das Haus war gedrängt voll. — Es war die Aussteuer von Ifland, ein äußerst mittelmäßiges Stück, das nur durch verwickelte und sonderbare Situationen interessirt, in dem aber doch die komischen Scenen recht gut gearbeitet sind. Ifland spielte den RathsCommissarius, einen gutherzigen, aber polternden Alten, vortreflich; Beck den Bruder des Praesidenten, in der That schlecht. Unter den übrigen zeichnete sich Madame Stark allein aus, die eben für das Komische ein entschiedenes Talent zu besitzen scheint. — Sonst soll die Truppe, nach dem eignen Geständniß der Hamburger nur äußerst mittelmäßig seyn.

D. Reimarus und seine Familie. — Er ist schon ein sehr alter Mann, und da ihm die Praxis jetzt zu beschwerlich wird, so hat er sich um die Professorstelle der Physik am Gymnasium beworben, die er auch erhalten hat. Er arbeitet jetzt eine neue Auflage der Schrift seines Vaters über die Triebe der Thiere aus, und ist überhaupt noch unaufhörlich mit literarischen Gegenständen beschäftigt. Dessen und seiner Kenntnisse ungeachtet, ist er indeß im Umgange nicht gerade interessant, woran wohl vorzüglich sein Alter Schuld ist. Indeß fehlt es ihm schlechterdings nicht an Heiterkeit und Geselligkeit, vielmehr sind eine überaus große Gutherzigkeit und eine in diesem Alter seltne Theilnahme an Umgang von aller Art sehr hervorstechende Züge in seinem Charakter. — Seine Frau besitzt einen in hohem Grade gebildeten Verstand, und eine sehr angenehme und heitre Laune im Umgang. Sie soll ein außerordentliches Talent zu der leichtern Gattung des Stils haben, und über die Vor-

treflichkeit ihrer Briefe herrscht nur Eine Stimme. Sie ist auch Dichterin, ein Theelied, das sie vor ein Paar Jahren gemacht hat, und das sie mir zeigte, gehört zu dem Besten, was ich in dieser Gattung gesehen habe. Sie geht darin von den Vorzügen der Feinheit und Milde einer Theegesellschaft vor den sonstigen Weingesellschaften aus, und kommt durch eine sehr leichte und natürliche Wendung auf die Erbitterung, mit der oft an Theetischen über politische Angelegenheiten gestritten wird, die sie von dem ihrigen verbannt. Hier wird im Vorbeigehn daran erinnert, daß der Thee die erste nähere Veranlassung zur Nordamerikanischen Revolution gab, und ein Lob einer gemäßigten Freiheit macht den Schluß. Ueberhaupt ist sie vielleicht die liebenswürdigste ältere Frau, die ich je gesehen habe, und auch in ihren Gesichtszügen ist noch viel Edles und Gefallendes. — Ihre Tochter, Christine, kommt ihr schwerlich an natürlichem Geiste gleich, wenigstens nicht in der Leichtigkeit des Ausdrucks. Sie besitzt aber viel Kenntnisse und Lectüre, scheint noch mehr Interesse als die Mutter am ernsthaften und zusammenhängenden Raisonnement zu finden, und ist daher für das Gespräch noch unterhaltender, als jene. — Elise Reimarus, die Schwester des Arztes, hat gewiß einen recht richtigen Verstand, und vielerlei Kenntnisse, aber zu wenig Eigenthümlichkeit in ihren Urtheilen, um interessant zu seyn. Sie sagt immer ein κοινὸν ἔπος. — Die ganze Reimarussische Familie bildet einen sehr angenehmen Kreis, in dem man sehr bald vertraut wird, und da sie alle an literarischen Gegenständen Theil nehmen, und mit den meisten merkwürdigen Männern Deutschlands in näherer oder entfernterer Verbindung stehen, so fehlt es nie an Unterhaltung mit

ihnen. Den Gang der Französischen Angelegenheiten begleiten sie mit entschiedner Aufmerksamkeit und unverkennbarem Beifall, wozu noch der Umstand vorzüglich beiträgt, daß Christine mit dem Französischen Gesandten in Hamburg, Reinhard, versprochen ist.

Diesen Reinhard sah ich, da er nur den vorletzten Tag vor meiner Abreise aus Bremen nach Altona, wo er sich jetzt aufhält, zurückkam, nur Einen Tag lang, an dem ich aber Gelegenheit hatte, sehr viel mit ihm zu reden. Er ist ein Schwabe von Geburt, hat in Tübingen studirt, kennt Paulus, Seyffer, Schiller u. s. f. und ist als Erzieher von ein Paar jungen Leuten nach Frankreich gekommen. In Bourdeaux, wo er sich lange aufgehalten, ist er mit Brissot in Verbindung getreten, und dadurch veranlaßt worden, nach Paris zu gehen, und sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Als entschiedener und bekannter Anhänger Brissots hat er sich unter Robespierres Herrschaft nur durch große Eingezogenheit erhalten, und ist mehrmals in Gefahr gewesen. Vor seiner mission nach Hamburg hat er als GesandtschaftsSecretaire in Neapel und London gestanden. Soviel ich ihn beurtheilen kann, ist er ein Mann von sehr richtigem und gesundem Verstande, im genauesten Sinne des Worts gescheut, langsam und überlegt, aber wenn er seine Parthei genommen hat, von sehr großer Festigkeit, und vielleicht verhaltner Heftigkeit. Er ist besonders anfangs kalt und zurückhaltend, so daß es schwer wird, ihn nur irgend zur Sprache zu bringen. Großen Scharfsinn, einen weiten Blick, oder einen tief eindringenden Geist, lauter Eigenschaften, die ich ihm wohl beimessen hörte, habe ich nicht in ihm finden können. Bei einem allgemeinen politischen Ge-

spräch, das ich mit ihm hatte, fand ich ihn vielmehr in seinen Grundsätzen ziemlich flach, und im Ausdruck, in dem er überhaupt mir nicht glücklich scheint, unbestimmt. Ueber Gentz Schriften, dem er absichtliche Unredlichkeit in seinen politischen Maximen vorwirft, urtheilte er gleichfalls schief genug. Ueber Frankreichs Lage ließ er sich natürlich nur wenig heraus, und es war kaum recht zu sehn, ob er der jetzigen Verfassung sichern Bestand zutraute. In seinem Aeußern hat er einen kalten Stolz, der aber wohl mehr aus einer Art der Verlegenheit und Ungelenkigkeit herkommt. Denn eine gewisse Deutsche und Schwäbische Breite und Steifigkeit verrathen sich überaus sichtbar in seiner Gestalt und seinen Manieren. Die erstere ist wirklich merkwürdig. Er ist ungewöhnlich groß und breitschulterig, und zwischen dem Ober- und Untertheil seines Leibes ist ein gewisses Misverhältnis, und eine sonderbare Verschiedenheit der Richtung. Das Gesicht geht von der Stirn zum Kinn flach nach vorn herunter, und ist vorzüglich in den Kinnladen sehr breit. Sein Auge aber ist nicht ohne Geist und Feuer. Eine Ode, die von ihm im Genius der Zeit gedruckt ist, zeugt weder von großer poetischer Anlage, noch von sehr ausgebildetem Geschmack. — Noch muß ich bemerken, daß ich ihn in einer ungünstigen Lage sah, wo er wohl durch die Nachricht des Rückzugs der Französischen Arméen, die Ungewißheit seiner Lage in Hamburg, und die Verlegenheit, zugleich mit seiner Braut, die er überdieß lange nicht gesehen hatte, zu erscheinen, gestört wurde.

Kaufmann Sieveking, ein Schwiegersohn des D. Reimarus, dessen Tochter aus der ersten Ehe er zur Frau hat. Er ist einer der angesehensten Kaufleute in Hamburg, und scheint Verstand, Weltkenntniß und literarische Kultur

in nicht geringen Graden mit einander zu verbinden. Dabei ist er still und dem Aeußern nach sehr bescheiden. Seine Thätigkeit und seine Zeit werden jetzt ganz und gar durch seine Handlungsgeschäfte erschöpft. Er hat vor kurzem den Sturm, der Hamburg von den Franzosen bedrohte, abgewehrt, und ist deshalb eine Zeitlang in Paris gewesen. Er hat dabei sehr große Schwierigkeiten nicht bloß in Paris, sondern auch in Hamburg selbst zu bekämpfen gehabt, da der Rath ohne die Bürgerschaft nur über 15 Thaler disponiren kann, und die Summe, die Hamburg dadurch an Frankreich bezahlt, daß es Schulden für dasselbe zu tilgen übernommen, sowie die ganze Unterhandlung nicht hat bekannt werden sollen. Er hat dabei einen sehr großen Patriotismus bewiesen, und die ganze Sache eine Zeitlang allein auf seine Verantwortung genommen. — Er bringt den Sommer meistentheils auf dem Lande in Neumühlen zu, wo sein Haus das rendezvous der meisten und interessantesten Fremden ist. Seine Frau hat ein anziehendes und viel versprechendes Aeußere, und man findet in ihr das überaus seltne Talent, einer sehr großen Haushaltung im genauesten Verstande treu, und aufmerksam vorzustehen, und sich doch darum ganz und gar nicht der Gesellschaft zu entziehn. Dabei ist sie durchaus anspruchlos und bescheiden. Es ist schlechterdings unmöglich angenehmer, als in ihrem Hause zu seyn, in dem sich aller Ueberfluß des Reichthums mit der ganzen natürlichen Einfachheit des Mittelstandes verbindet. — Sievekings und Puhls bewohnen Neumühlen im Sommer gemeinschaftlich, und führen auch die Wirthschaft auf gemeinschaftliche Kosten, so daß man bald von jenen, bald von diesen bewirthet wird. Dies geschieht aber mit so

großer Einigkeit und Anspruchlosigkeit, daß man das Haus schon genau kennen muß, um zu wissen, bei wem man jedesmal ist.

Puhl, ein Schwiegersohn des Professors Büsch. Er lebt den Winter in Altona und den Sommer in Neumühlen, ist der Unternehmer des Altonaer Mercur, und schreibt mit Reichard gemeinschaftlich das Journal: Frankreich. Es ist Schade, daß diese doch meist ephemerische Geschäftigkeit ihn an einer ernsthafteren literarischen Thätigkeit hindert. Denn er besitzt offenbar viel Geist, und einen sehr guten Blick, und ist unter allen, die ich in diesen Gegenden gesehen habe, der einzige, mit dem es möglich wäre, einen fortwährenden, raisonnirenden Umgang zu haben. Schon sein Aeußres verspricht viel, und verräth noch außerdem eine gewisse Freiheitsliebe, die beim Anfang der Französischen Revolution noch weiter als jetzt gegangen seyn soll. Denn jetzt habe ich seine Grundsätze gerade nicht übertrieben gefunden. — Seine Frau ist sehr einfach, unterhaltend und angenehm.

Neumühlen ist ein Landgut dicht unterhalb Altona an der Elbe. Es hat eine überaus schöne Aussicht auf die Elbe, Altona, und den Altonaer Hafen, die in dem sehr geschmackvoll angelegten Garten, der an einem ziemlich hohen Berge liegt, vortreflich benutzt ist.

Klopstock. — Mein erstes Gespräch mit ihm betraf Wolfs Jdeen über den Homer, an denen er mit seiner ganzen Lebhaftigkeit Theil nimmt, und worin er schlechterdings Wolfs Meynung beitritt. Was die einzelnen Gründe dafür und dawider betrift, so hörte ich nichts Bedeutendes von ihm darüber, außer dem einzigen Einfall, daß der Vers in dem 2. Gesange der Jlias in

Odysseus Rede εἷς κοιρανὸς ἔστω u. s. w. wohl ein Zusatz der Pisistratiden seyn könne und seyn müsse. Die Sentenz sei am unrechten Ort, und dort unhomerisch, und der Dichter habe früher schließen müssen. Hernach sprach ich meistentheils mit ihm über ihn selbst, und die Verfertigung seines Messias. Er hat sehr früh den Entschluß gefaßt ein episches Gedicht zu machen, nach einem Gegenstand herumgesucht, und schon einmal Heinrich den Vogler dazu gewählt. Plötzlich und ohne daß er sich einer Veranlassung erinnert, ist ihm der Messias an einem Abend eingefallen. Nun ist er mit unermüdetem Eifer an den Plan gegangen, und hat diesen in einem großen Détail ausgearbeitet, ehe er sich an das Gedicht selbst gemacht hat. An diesem hat er mit großer Schnelligkeit gearbeitet, nur hat er nicht häufig dazu kommen können. Vorzüglich hat er von Anfang an nach Korrektheit gestrebt, und sich nie erlaubt, etwas auf künftige Verbesserung hin niederzuschreiben. — Sein Urtheil über fremde Produktionen scheint sich sehr nach seiner Laune bequemen zu müssen. Göthes neueste Sachen verwirft er durchaus. Schiller ist ihm verhaßt. Die ästhetischen Briefe wären non sens, seine Prätensionen fürchterlich. Ob er die Stelle über sich selbst in den Horen gelesen, habe ich nicht herausbringen können? Beide verstehen die Deutsche Sprache schlechterdings nicht, doch Göthe mehr. Wieland versteht sie, aber nur nach Gefühl, nicht durch Untersuchung. Voß hat sie studirt. Nur ist er mit seinen Neuerungen durchaus unzufrieden; wer den Homer übersetze, müsse, wenn er sich natürlich gehen lasse, immer kürzer, als das Original werden. Um gleich viele Verse herauszubringen, habe Voß immer hineinflicken müssen, was er aber oft künstlich und fein

gemacht habe. — Die offenbar am meisten ins Auge fallenden Seiten an Klopstock sind seine außerordentliche, petillirende und nie ruhende Lebhaftigkeit, seine unverkennbare Gutmüthigkeit, und seine, man kann es sich nicht verläugnen, überaus große Eitelkeit, die aber in diesem Alter verzeihlicher ist und bei dieser Gutmüthigkeit manchmal naiv wird. Die Phantasie ist schlechterdings herrschend und alleinherrschend in ihm, und wenn man ihn selbst sieht, so erkennt man erst recht, wie wahr ihn Schiller geschildert hat. Denn sie ist durchaus musikalisch in ihm, immer auf die Empfindung bezogen. Von der Natur außer sich nimmt er schlechterdings nur die Anlässe zu Empfindungen her, er hat ganz und gar keinen auffassenden Blick, und alles setzt ihn in Unruhe und Enthusiasmus. Daher ist er im Gespräch nur soweit interessant, als er sich selbst zeigt, er hört den andern nicht, er eilt immer dem voraus, was man sagen will, und es ist nicht möglich mit ihm zu einem Resultate zu kommen. Sieht man ihn lang, so macht ihn sein Alter auch geschwätzig und langweilig. Aber eben darum, weil er von allem so schnell ergriffen wird, weil es nicht ein vorübergehendes Feuer der Einbildungskraft ist, was nur auflodert, sondern immer die Wärme eines wahren Gefühls zugleich erregt wird, ist er auch so anziehend, und oft rührend. Ich hörte ihn viele seiner neueren Oden lesen. Es waren nur sehr wenige seiner durchaus würdig, obgleich in jeder einzelne Stellen ihn verriethen, aber die Art des Vortrags machte selbst die sonderbarsten, wie z. B. das Eya Poleya der Eumeniden interessant. Er declamirt sehr gut und mit dem ganzen Feuer der Empfindung, man sieht ihn das Stück noch einmal dichten, und gewiß kommen alle seine, auch noch so

sonderbaren Compositionen aus einer vollkommen wahren und innigen Empfindung her. In dieser ist seine Tonleiter wirklich ohne Grenzen. Er las mir z. B. zwei Extreme davon, eine crasse und bis ins Ekelhafte schreckliche Ode gegen Carrier, und eine andre, das Grab, wo eine bis zur Schwärmerei gehende sanfte und zarte Empfindung herrscht, in die der Dichter durch den Gedanken versetzt wird, daß jeder menschliche Athemzug das Grab vieler Millionen Geschöpfe sey. Er versicherte mich, daß dieser Gedanke ihn manchmal so lebhaft ergriffen habe, daß er sich von einer Stelle zur andern gerückt habe, als wenn es dort nicht derselbe Fall sey. Er gehört zu den Menschen, die sich beständig offen und gleichsam zur Schau tragen, dennoch ist, wenn ich mich nicht sehr irre, nichts affectirt in ihm, alles eigentliche Natur. Bei dieser Lebhaftigkeit kann es nicht fehlen, daß er nicht sehr viele Schwächen zeigen sollte. Besonders stark thut er dieß bei seinem Eifer anfangs für und jetzt gegen die Revolution. Charlotte Corday nennt er seine Heilige, und hat ihr Bildniß, unter einer kleinen grünen Laube, die einem Kinderspiel ähnlich sieht, aufgestellt. Es ekelt einen an, von einem wirklich großen Mann solche Elendigkeiten niederzuschreiben, aber diese Verirrungen selbst zeigen doch im Grunde dasselbe Feuer und dieselbe Begeisterung, die seine Größe ausmacht. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß diese seine unverkennbare Größe schwer in seinem ganzen Wesen, seiner Bildung und seinem Aeußern zu finden, oder auch nur daraus zu verstehen ist, welches, wie es mir scheint, in ihrer Eigenthümlichkeit selbst liegt, da Feuer der Phantasie, Lebhaftigkeit der Empfindung u. s. f. theils einen weniger bestimmten Ausdruck haben, theils mehreren Verirrungen ausgesetzt sind.

Sein Gesicht ist nur erst bei längerer Aufmerksamkeit darauf interessant und ausdrucksvoll. Es ist breit und flach, voll Pockennarben, und hat nichts Edles und Ausgezeichnetes. Aber die Augen sind feurig und verändern sehr häufig und sonderbar ihre Gestalt, in der Nase findet man gleichfalls bei genauerer Beachtung einen bedeutenden Zug, und um den Mund ist viel Zartes und Feines. Ohne Perücke gewinnt das Gesicht an Einheit, da es mit dieser ein sonderbares und contrastirendes Ansehn hat. Ueberhaupt aber hat man doch Mühe, die auf den ersten Anblick ganz aus einandergeworfnen Züge in Einen Charakter zu vereinigen. Von Gestalt ist er klein, und in seinem Aeußern hat er neben seiner Lebhaftigkeit in Gebehrden und Bewegungen, etwas Altmodisches, was noch sonderbarer auffällt. Der gewöhnliche Kupferstich von ihm ist nur äußerst wenig ähnlich. — Seine Frau, die zugleich seine Nichte ist, hat eine ausgezeichnet schöne Stimme, und singt einige Gedichte ihres Mannes mit sehr großem Ausdruck und ergreifender Wahrheit. — Ihre Tochter erster Ehe, Meta von Windhem, singt auch sehr gut, und scheint nicht uninteressant.

Professor Büsch. — Da ich fast gar keinen Berührungspunkt mit ihm habe, so sah ich ihn nur wenig, und auch da interessirte er mich nicht sonderlich. Indeß ist er sehr gesprächig, und wird leicht empfindlich, wenn man ihm nicht geduldig genug zuhört. Ueber die Verachtung, mit der mehrere Kaufleute, und insonderheit Schuback auf ihn und seine Handlungskenntnisse herabsehn, klagt er sehr. Dagegen sind nun schon einige andre z. B. Sieveking seine Schüler. Er ist jetzt fast ganz blind, und sieht mit großer und ungewöhnlicher

Resignation auch dem Verlust seines noch übrigen Gesichts entgegen.

Professor Ebeling. — Ein äußerst gutmüthiger, geselliger, und heitrer Mann, der aber durch seine Taubheit verhindert wird, völligen Antheil an der Gesellschaft zu nehmen. Er hört schlechterdings nur durch ein Hörrohr. Seine Sammlung von Büchern und Karten zur Geographie von NordAmerika ist groß und interessant, und man erstaunt, wenn man hört, welchen Aufwand er zum Behuf dieses Werks macht. Daneben sind noch die Schwierigkeiten, sich die nöthigen Schriften aus Amerika zu verschaffen, entsetzlich groß, da bis jetzt nur so wenig literarischer Verkehr in diesem Welttheil herrscht.

Bei Büsch Blindheit und Ebelings Taubheit ist das Handlungsinstitut so gut als gänzlich eingegangen. Indeß sind doch noch einige Zöglinge dort.

Professor Lichtenstein. — Beschäftigt sich zugleich mit Philologie und Naturgeschichte, und hat den Plan eine Naturgeschichte der Alten herauszugeben. In beiden Fächern scheint er sehr viele Kenntnisse zu besitzen. Er benutzt die in Hamburg leichte Gelegenheit, Seegeschöpfe zu bekommen, und war auf der Spur ein lebendiges Exemplar eines Ammonshorns herauszufinden. Auch über den Siderit, daß er ein Machwerk des lumbricus marinus sey, äußerte er mir eigne und neue Meynungen.

Archenholtz und Brodthagen, den Mathematiker, in Hamburg, und Gerstenberg in Altona versäumte ich zu besuchen.

D. Unzer in Altona, ein, wie man durchgängig rühmt, sehr geschickter Arzt und Accoucheur. Ich sah ihn nur äußerst wenig. Er scheint aber überaus witzig und in jeder Rücksicht ein guter Kopf. Nur ist er, nach

vielerlei Zügen, die ich von ihm hörte, nicht wenig excentrisch. Er ist auch Dichter und Verfasser von Diego und Eleonore. Der bekannte Unzer, Verfasser des Arztes ist, wenn ich nicht irre, sein Onkel gewesen.

D. Heise, der am meisten gebrauchte praktische Arzt in Hamburg. Er beschäftigt sich viel mit der Philosophie, vorzüglich der Alten, und der Scholastiker. Insonderheit hat er den Plato sehr genau studirt, und mehreres daraus übersetzt, ohne jedoch etwas darüber öffentlich bekannt zu machen.

Claudius in Wandsbeck. Er ist bei der Bank angestellt. Brav, gutmüthig, herzlich, gesellig, und in der Gesellschaft witzig und launig in sehr hohem Grade. Doch soll er von dieser seiner Originalität viel verloren haben. In religiösen Ideen soll er schwärmerisch und mystisch seyn. Außer einiger Lectüre und seinen wenigen Geschäften, lebt er ganz in und für seine Familie. Sein Aeußres ist nicht eben angenehm, obgleich offen und natürlich. — Seine Frau, Rebecca, gehört zu den sehr ausgezeichneten Frauen. Sie hat etwas überaus Edles, Sanftes und Feines in ihrer Bildung, ist sicherlich eine höhere Natur, als der Mann, existirt bloß für die Ihrigen, und flößt unwiderstehlich Achtung ein, selbst wenn man sich ihr auch nicht weiter nähert. — Die Familie ist zahlreich, gesund und munter, und macht einen sehr angenehmen Eindruck, vorzüglich die Töchter.

Madame Pauli, Puhls Schwester, physiognomisch merkwürdig, wegen des auffallend sonderbaren Ausdrucks einer verzehrenden Heftigkeit. Klein, mager, schwarze und glühende Augen.

D. Bader. — Derselbe, der mit meinem Bruder in Freiberg studirt hat. Er ist 6 Jahre in England und

Schottland gewesen, und hält sich jetzt nur auf solange in Hamburg auf, bis er in sein Vaterland, Baiern, ruhig zurückkehren kann. Ich sah ihn zwar nur Einmal, aber einige Stunden hinter einander, und wir sprachen unaufhörlich über wissenschaftliche Gegenstände. Er beschäftigt sich, wie es scheint, jetzt ausschließend mit der Metaphysik der Naturwissenschaften, hat den Kant sehr genau studirt, und macht sich jetzt mit der Fichtischen Philosophie bekannt. Er gehört zu den Menschen und Köpfen, die sich für überzeugt halten, daß man bisher auf einem ganz falschen, und oberflächlichen Wege gegangen ist, die eigne und tiefere Ideen über das Wesen der Dinge zu besitzen meynen, die aber, gerade vielleicht wegen ihrer Tiefe, andern geradezu, besonders bei der Anwendung auf die leblose Natur, mystisch erscheinen. Da meine Natur nun dieser gerade entgegenläuft, ich nicht einmal in Schriften dieser Art (wie z. B. das Buch de l'erreur et de la verité, die Werke des Herrn von Gleichen u. s. f.) belesen, und mit ihrer Sprache bekannt bin, und Bader sich überhaupt ebenso schnell als unbestimmt und unbehutsam ausdrückt, so hatte ich alle mögliche Mühe, ihn nur einigermaaßen zu fassen. Indeß gab ich mir alle ersinnliche Mühe deshalb, und nur als ein Beispiel eines sonderbaren Ideenganges möge das Folgende hier stehen, was, soviel ich einzusehen vermochte, seine Resultate sind. — Die Natur muß nach zweierlei Beziehungen erklärt werden, einmal mechanisch nach Central- und dann dynamisch nach Flächenkräften. Das Erste habe Kant in seinem Buche, und auf eine vollkommen genügende Weise gethan. Das Letztere sey noch bis jetzt ganz und gar ungeschehen. Die Substanz der Körper sey das zusammengesetzte Moment der Central und Flächenkräfte.

Mit diesem Unterschiede scheint er sagen zu wollen, daß man außer demjenigen, was der Körper mechanisch und bloß insofern er eine bewegbare Masse ist, thun kann, und was sich mathematisch berechnen läßt, noch seine innere Natur studiren müsse. Daher bildet er eine sogenannte Stofflehre, über die er nächstens etwas zu schreiben denkt. Die mechanischen Kräfte können durch den äußern Sinn erforscht werden, nicht so die nicht mechanischen, die bloß durch das Gefühl und den innern Sinn wahrgenommen werden. Zu diesen letzteren rechnet er nun alle chemische, organische, und das Leben. Eben diese drei nennt er auch Flächenkräfte, so daß also die Flächenkräfte für den innern Sinn sind. So wie die Natur nur durch den äußern und innern Sinn zugleich erkannt werden kann, so muß auch in ihr selbst ein äußerer und ein innerer Sinn seyn. Was nun dieser innere Sinn seyn könne, darüber drückte er sich sehr unbestimmt aus. Nach allem zu schließen aber sey es das Flüssige. Auf diese Ueberzeugung scheint Sömmerings Seelenorgan nicht wenig gewirkt zu haben. Daher sey ihm das Festwerden, ein Erstarren und ein wahrer Tod und hieran knüpfte er nun eine Menge auf den ersten Anblick wenigstens durchaus mystische Dinge. Die Elasticität beruhe auf einem Verhältniß der innern Central- zur äußern Flächenkraft. Sey die erstere überschießend, so expandire sich der Körper, der sich dagegen im entgegengesetzten Fall comprimire. Aus dieser expansions- nicht aber aus Anziehungskräften seyen auch die chemischen affinitaeten zu erklären. Das Antiphlogistische System verwirft er ganz. Der Unterschied desselben vom phlogistischen beruhe darauf, ob man aus der Zunahme des Gewichts schließen könne, daß die

Menge des Körpers zugenommen, und ein neuer hinzugekommen sey. Dieß sey irrig, obgleich Newton es behaupte, und Kant ihm hierin fälschlich folge. Die Schwere sowohl als die Kraft der Trägheit ruhe als eine Einheit in Einem Punkt und nehme unter gewissen Umständen, z. B. nach Maaßgabe des vorhandenen oder abwesenden Feuers ab oder zu. Oxygene, Calorique, Säuren seyen schlechterdings keine Stoffe, sondern Kräfte, und könnten schlechterdings ihrer Natur nach, nicht bloß wegen ihrer Feinheit nicht, nicht gewogen werden. Der Uebergang vom Festen zum Flüssigen, und von diesem zum Gas geschehe durchaus durch Sprung und nicht nach Maaßgabe des gradweise zunehmenden Wärmestoffs durch Grade u. s. w. — Raisonnements dieser Art können nur hohe Weisheit oder baarer Unsinn seyn. Daher sind auch die Urtheile über Bader so ungleich. Unläugbar ist es wohl, daß er ein sehr guter Kopf ist, und daß selbst in seinen verwirrten Meynungen manches Große und Tiefe liegt; aber ebenso unverkennbar, daß er das Paradoxe sucht, anmaßend und eitel ist, und seine Ideen ganz und gar nicht so verdaut und vertheilt, wie der thut, der nur die Wahrheit rein sucht. Kenntnisse selbst chemische scheint er nur sehr mäßig zu besitzen. Seine Lebhaftigkeit ist erstaunlich groß, er hört fast gar nicht an, streitet mit Leidenschaft und oft mit Spott, und kaum habe ich je einen Umgang gekannt, der so angreifend wäre, da er nie nachläßt. Seine Bildung ist angenehm, und verspricht fast noch mehr, als er selbst hält. Er hat sich in England, wie er sagt, vorzüglich um Manufacturen bekümmert, und scheint große Plane zu weitläuftigen Anlagen mit seinem Bruder zu haben.

General Dumouriez. Er wohnt zwischen Wandsbeck und Hamburg. Ich sah ihn zwei halbe Tage bei Jacobi, und da wir so gut als ganz allein zusammen waren, so war er sehr heiter, offen und vertraulich. Er ist einer der Menschen, die mehr durch ihr Wesen, als durch ihr Gespräch, und selbst in diesem mehr durch einzelne Sachen, als durch zusammenhängende Raisonnements interessiren, die einen starken und bleibenden Eindruck machen, über die sich aber nur wenig sagen läßt. Das Gespräch betraf meistentheils die Geschichte des Tages und seine eigne; wo er indeß nicht erzählte, fand ich seine Unterhaltung nicht anziehend. Vorzüglich sind seine politischen Raisonnements theils trivial, theils durch Einfluß von Vorurtheilen entstellt. Eine Democratie sey nicht für einen großen Staat, jeder wolle Theil an der Staatsverwaltung haben, die Royalisten würden gewiß noch einmal die Oberhand bekommen u. s. f. Unglücklicherweise fing Jacobi beidemale philosophische Gespräche über Religion und dergleichen mit ihm an, die nun schlechterdings nicht seine Sache sind. — Er ist zum Handeln und nur zum Handeln und Leben gemacht, dieß sieht man beim ersten Anblick. Er ist sehr klein, aber untersetzt, und durchaus Muskel und Sehne. In seinem Gesicht, in seinem Körper, und in allen seinen Bewegungen, wenn er nur den Arm aufhebt, ist lebendiger, als ich es irgend gesehen habe, ein Ausdruck der Kraft, der vigueur, des schnellen und kühnen Entschlusses. Die Augen sind die feurigsten und schnell beweglichsten, die ich je sah, die Nase kurz, und ein wenig nach der Spitze abwärts gekrümmt, Haar und Augenfarbe dunkelbraun. Auf den ersten Anblick hat seine Physiognomie nichts Auffallendes, das Feuer der Augen ausgenommen.

Betrachtet man sie genauer, so entdeckt man Geist, Muth, Entschlossenheit und wie man nicht läugnen kann, etwas Listiges und sogar Hämisches. Dieser Ausdruck ist aber sehr wechselnd, manchmal kaum zu erkennen, und manchmal unangenehm auffallend. Alsdann hat auch der Mund etwas Spöttisches und zugleich Hartes und Trotziges. Ueberhaupt liegt dieser ganze Zug in den Augen, der Krümmung der Nase und dem Munde zusammengenommen. Solange das Gesicht ruhig ist, bleibt es indeß eine nur dem sehr Aufmerksamen nicht entschlüpfende feine Anlage zu allem Bösen. Dagegen ist auf der andern Seite in seinem Betragen, und seinen Manieren eine außerordentliche bonhommie auffallend, die es nicht möglich ist zu verkennen, und die nothwendig für ihn einnimmt. Damit ist eine große und sich auf jedes Mitglied der Gesellschaft erstreckende Höflichkeit verbunden, die schlechterdings das Gepräge der vieille cour trägt. Sein Anzug ist überaus einfach, aber sehr reinlich und ordentlich. Durch alles dieß zusammengenommen trägt er schlechterdings den Nationalcharakter an sich, der älteren Franzosen eigen ist, man kann noch hinzusetzen solchen, die mehr bürgerlich als vornehm leben. Eben dieser Nationalcharakter ist auch sonst in seiner Lebhaftigkeit, selbst in manchen Uebertreibungen, die er sich im Gespräch erlaubt, in einer gewissen kleinlichen Aufmerksamkeit auf unbedeutende Dinge und dergleichen sichtbar. Er hat schlechterdings nicht das Ansehn eines großen Mannes, wohl aber eines unternehmenden; man traut ihm nicht zu, daß er etwas Außerordentliches beginnen, wohl aber daß er das Begonnene ausführen wird. Er ist, wie schon die vorige Schilderung zeigt, das gerade Gegentheil eines sansculotte, still, eher zu wenig ge-

sprächig, als zu schwatzhaft, und nicht prahlerisch, noch verächtlich gegen andre. Wo indeß das Gespräch von selbst die Gelegenheit giebt fehlt es ihm weder an stolzer Zuversicht auf seine eigne Kraft, noch an Spott über fremde Schwäche. Er ist sehr witzig und scherzt gern. In seinen Bewegungen, seiner Stimme u. s. f. ist er nicht schnell und auffahrend, aber fest, entschlossen, von einer gehaltenen Kraft und Heftigkeit. An diesem mehr zurückgezogenen Wesen mag auch seine jetzige Lage Schuld seyn. Seine Hauptneigung ist unstreitig ein ungemessener Ehrgeitz. Noch jetzt glaubt er einmal zurückberufen und zu einer Landung in England gebraucht zu werden, die sein Steckenpferd ist, und auf die er auf Königlichen Befehl als Gouverneur in Cherbourg eigends studirt haben will. Er ist gegen 60 Jahr alt, lebt mit Frau von Beauvarez, seiner Freundin, und hat seinen ehemaligen Adjudanten Baptiste zum Bedienten.

Graf Susa, Portugiesischer Gesandter in Stockholm, der aber gerade in Hamburg war. Dem Gesicht und der Gestalt nach das gerade Gegentheil von Dumouriez. Groß, mager, ein länglichtes Gesicht, schlaffe Züge, hervorstehende Augen, von so schwerem Heraufrollen, und so langsamer Bewegung, als ich sie noch nie sah. Auch in seinen Bewegungen und seiner Sprache ist er sehr langsam. Uebrigens aber ein sehr liebenswürdiger Mensch, und gewiß weder an Geist noch an Kenntnissen arm. — Ob in seinem Aeußern die Nationalphysiognomie sich sehr ausdrücken mag?

Gräfin de Flahault, Verfasserin des Romans Adele de Senanges. Recht liebenswürdig und nicht uninteressant. Sie hat ihren Mann und einen großen Theil ihrer Familie durch die Guillotine verloren, und sich und

ihren Sohn in der Emigration in England durch ihren Roman gerettet und erhalten. Sie ſchien in der Sonderbarkeit ihres Schickſals und in dem Vergnügen, es ſchildern zu können, keinen geringen Troſt für den Verluſt der Ihrigen zu finden.

Lom. Ein Spanier, der Handlungsgeſchäfte betreibt. Ich ſah ihn ſchon 1789. in Aachen. Er ſcheint mehr anfangs intereſſant, als er es bei näherer Bekanntſchaft iſt.

Bourdoye, ehemals Adjudant bei Dumouriez.

La Nava, ein Spanier, der zum Geſandten bei Ludwig 18. beſt mmt war, und intereſſant ſeyn ſoll.

Rivers, ein junger Engländer, einziger Erbe eines Vaters, der, wie man ſagt, 180000. Pfund Einkünfte hat.

Bellamie, ein Genfer, zuerſt ein Geiſtlicher, der aber hernach ſtarken Antheil an der Genfer Revolution genommen hat, und nur mit Mühe der Guillotine entgangen iſt. Jacobi ſchildert ihn als ſehr intereſſant. Sein Geſicht hatte einen merkwürdigen, nachdenkenden, finſtern, halb unglücklichen, halb böſen Zug.

Jacobi und ſeine Familie. — An ihm habe ich mehr ſchon ehemals gemachte Bemerkungen beſtätigt gefunden, als neue Eigenthümlichkeiten wahrgenommen. Die Hauptzüge in ihm ſind unverkennbar etwas Edles und Großes, das aber manchmal in Stolz, und auch wohl in Eitelkeit ausartet, und eine gewiſſe Geiſtigkeit die ſowohl das Körperliche, als das durch den Verſtand bloß in Begriffen Conſtruirte verſchmäht. Daraus mag es entſtehen, daß er in ſeinen Empfindungen und vorzüglich in dem Ausdruck derſelben etwas Fremdartiges, auf den erſten Anblick nicht Natürliches hat. Vielleicht aber hat man noch nicht genug darauf geachtet, daß

hierin jeder seinen eignen Maaßstab zu besitzen scheint — eine Bemerkung, die vorzüglich bei Nationalcharakteren wichtig und anwendbar ist. Sehr merkwürdig ist ferner an Jacobi der ernstliche Eifer nach Wahrheit, und die Anstrengung mit der er sie aufsucht. Es ist in der That bewundernswürdig, mit welcher seltnen Beharrlichkeit er nur z. B. den Kant studirt hat. In seinem Gesicht habe ich mir das Gespannte, Nackte nicht verbergen können, obgleich es meine Frau weniger gefunden hat. — Sonderbar ist der Kontrast seiner drei Söhne mit ihm und ihre Gleichheit hierin untereinander. Sie sind durchaus derbe Naturen, im Aeußern stark, dick, nicht recht gewandt, im Innern ganz und gar nicht mit abgezogenen Ideen, oder raffinirten Empfindungen, sondern durchaus mit der Welt beschäftigt, die sie umgiebt, in der feineren Gesellschaft nicht recht zu Hause, von wenig Sinn für das Schickliche und Conventionelle, und gänzlich frei von aller Eitelkeit, vornehmen Umgang zu suchen. Dagegen sind sie alle in einer gewissen Liberalität, in einem trait d'esprit, und einem hohen Grade von Moralität dem Vater auch wiederum ähnlich. Ihre körperliche Gestalt soll, wie mir Göthe einmal sagte, von der Mutter herkommen. — Fritz und seine Frau Louise, gebohrne Clermont. Emsiger Kaufmann, lustig und nicht unwitzig, spielt aber manchmal den Spaßmacher. — George und seine Frau Louise, gebohrne Brinckmann. Ein sonderbares Gemisch. Auf der Universität lustig und rude. Dann machte er mit Stolberg die Reise die er beschrieben hat, ging darauf in Westphalen in Dienste, kam bei dem Einmarschiren der Franzosen unter französische Regierung, war als Deputirter seiner Provinz in Paris und ist jetzt außer Dienst. Von Charakter gewiß sehr brav; nicht

ohne Kenntniß, er liest sogar Griechisch; empfindsam, auf häusliches Glück, schöne Natur, was aber aus der dicken Hülle, die es umgiebt, sich nicht recht losreißen kann, jetzt äußerst politisch, voll großer Plane und Theilungsvorschläge, über die er auch etwas hat drucken lassen. — Max, der Mediciner. Der beste, fleißigste, und gescheuteste. Von diesem, da ich ihn in Jena wiedersehn werde, künftig mehr. — Die Tanten Helena und Charlotte. Beide gewiß sehr brav, Lotte durchaus unbedeutend; Lene gescheut, aber despotisch und heftig.

45.

Wandsbeck. — Ein bloßes Dorf des Grafen Schimmelmann. Das Aeußere davon ist sehr hübsch. Das ländliche Ansehn, das der spitze Kirchthurm, den man von fern aus Bäumen hervorragen sieht, schon von weitem verkündigt, bleibt auch, wenn man mitten im Ort ist. Die Hauptstraße ist mit zwei Alléen Bäumen besetzt, zwischen welchen ein sehr großer Platz ist. Die Häuser sind klein, aber reinlich, niedlich und in gutem Stand erhalten. Das Schloß und die Kirche, die eben neu gebaut wird, vermehren das zierliche Ansehen. Sonntags wimmelt alles von Menschen und Wagen aus Hamburg und der umliegenden Gegend. Um das Schloß herum ist ein sehr angenehmes Hölzchen, das hübsche Aussichten nach Hamburg hin hat. Ein beträchtlicher Nahrungszweig des Oertchens sind die Cattundruckereien, die aber zugleich Armuth und Liederlichkeit sehr befördern, da die Drucker im Sommer, wo sie arbeiten, sehr viel,

im Winter aber nichts verdienen, und das leicht gewonnene Geld so schnell verzehren, daß die meisten regelmäßig im Winter ihre Sachen versetzen, und im Sommer wieder einlösen. — Wir wohnten bei einem Wirth Brandt, etwa der Kirche gegenüber, mußten aber für Eine Stube mit 2 Betten, und kleiner Kammer für unsre Leute 6 Mark täglich bezahlen.

46.

Hamburg. — Wir wohnten eigentlich in Wandsbeck und da es mir mehr um die Menschen, als um die Sachen zu thun war, so habe ich von Hamburg nicht sehr viel gesehen. — Die Stadt ist nicht sehr groß, aber entsetzlich bevölkert, jetzt mit den Emigrirten vielleicht 140000 Menschen. Die Straßen sind eng, und die Häuser hoch. Die Bauart ist ganz wie in allen vorigen Ostseestädten, aber das Ansehen von Hamburg ist lange nicht so barocq und hübsch, als das von Lübeck, das weit heller und geputzter aussieht. Das Pflaster ist in einigen Straßen sehr gut, in andern abscheulich. — Die Verfassung (so Büsching) verdient in vieler Rücksicht das Lob, das man ihr oft ertheilt. Die verschiednen Gewalten halten sich ziemlich das Gleichgewicht. Schlimm aber ist es, daß die reichen Hauseigenthümer fast allein die ganze stimmgebende Bürgerschaft ausmachen. Daher kommt es, daß die Taxen großentheils auf Dingen des ersten Bedürfnisses liegen, und die Stadt nicht durch Wegschmeißung des innern Walls und dadurch bewirkte Vereinigung mit den Vorstädten, vergrößert wird, was

bei der Menge von Einwohnern äußerst nothwendig wäre, auch daß der frühe Thorschluß nicht abgeschaft wird, der die Leute zwingen soll, nur die Wirthshäuser in der Stadt zu besuchen. — Die Stadt eigentlich ist nicht reich, bei weitem nicht so als Lübeck, was also für öffentliche Anstalten geschieht, geschieht durch Privatleute. — Diese haben auch die Armenanstalten gestiftet, die musterhaft seyn sollen, und unterhalten sie noch. — Das Klima scheint rauher, wenigstens näßer, als bei uns, und ein endemischer Fehler scheinen schlechte Zähne zu seyn, die ich bei ganz jungen Personen antraf. — Die Lebensart ist auf einen hohen Ton, wie in den größesten Hauptstädten gestimmt. Man ißt Mittags immer erst zwischen 3—½5 Uhr, Abends gehen im Winter die Spielgesellschaften erst nach der Komödie an, man setzt sich etwa um 11 Uhr erst zu Tisch und kommt vor 1 Uhr nicht zu Bett. Der Luxus im Essen und Trinken ist sehr groß, im Ameublement und Equipagen scheint er geringer. Zum Trinkgeld, wenn man irgendwo eingeladen ist zu essen, giebt man gewöhnlich 1 Mark. In den Häusern, die ich sah, Sievekings, Reimarus, Voght u. s. f. ist der Ton so gut, als er nur irgend seyn kann, und doch im Ganzen mehr bürgerlich, als vornehm, in andern Gesellschaften mag es steifer hergehn. — Die Sittenverderbniß soll ziemlich groß seyn. Oeffentliche Häuser, einige gemeine ausgenommen, giebt es gar nicht. Dagegen sind die Dienstmädchen fast durchaus liederlich und die Zahl der unehelichen Kinder unglaublich groß. Man wollte mir sagen, daß man auf 6 eins rechnen könne. — Lebensmittel und vorzüglich Wohnung sind sehr theuer; daher auch der gemeine Mann sich in so kleinen Löchern und Kellern be-

helfen muß, daß es seiner Gesundheit unmöglich anders als nachtheilig seyn kann. — Die Prediger haben noch die altmodische Tracht mit den großen weißen Kragen, überhaupt ein steifes und übergravitätisches Ansehn. Der Prediger Rambach, den ich sah, wie er eben dem D. Reimarus über seine Wahl zum Professor Glück wünschen wollte, hielt bei dieser Gelegenheit ordentlich eine feierliche Rede. — Der Buchhandel soll nichts weniger als lebhaft seyn. Doch hat jetzt Perthes ein ansehnliches Sortiment deutscher und zwar um die Ausländer zu reizen, meistentheils gebundener Bücher. — Eine sehr schöne Aussicht genießt man vom Baumhause, das eigentlich ein Wirthshaus am Hafen ist, aber eine ziemliche Höhe und oben einen großen Saal hat. Der Anblick auf der einen Seite von der Stadt, auf der andern in den Wald von Masten im Hafen, und über die Elbe weg nach Haarburg hin, ist überaus mannigfaltig und schön. Vom Baumhause aus machten wir eine Spazierfarth zu Wasser im Hafen. Die Menge der Schiffe war grade außerordentlich groß. Unter allen zeichneten sich die Amerikanischen durch ihre leichte und zierliche Bauart aus, deren sehr viele dort waren. Das Leben und Gewimmel ist außerordentlich. Da meine und George Jacobis Frau mit uns waren, so verfolgten uns die Matrosen, nach ihrer Sitte, mit muthwilligem Schimpfen und Schreien. — Der Wall ist angenehm, nicht so reichlich und schön bepflanzt als der Lübecker, aber von schönerer und freierer Aussicht. — Auf dem Wall am Altonaer Thor ist das sogenannte Fortificationshaus, eine Anlage zu Spaziergängen und Lustparthien. Auf den Wällen und am Graben hin sind nemlich ein Gartensaal und kleine Promenaden angelegt,

die sehr häufig besucht werden. Man trinkt dort Caffé, Thée oder ißt auch da. Man muß aber das Haus vorher bestellen, da es nicht eigentlich eine öffentliche Promenade ist. Um eigentlich hübsch zu seyn, ist es zu eng und eingeschlossen. Sonderbar genug ist der Anblick der Brücke über den Graben von unten, und das größeste Vergnügen der Hamburger, die, die ins Thor hinein und heraus gehn, zu begaffen. — In Beschreibungen von Hamburg findet man zwar Gemähldesammlungen genannt, aber es soll schlechterdings nichts Wichtiges darunter seyn.

47.

Geldcours. — Man rechnet nach Marken und Schillingen. Der Friedrichsd'or wechselt im Preis und sein Cours ist immer im Altonaer Mercur angegeben. Jetzt stand er 12 Mark 12 Schillinge. Die bequemste Münze sind Holsteinische Ducaten, die ohne allen Wechsel, immerfort 12 Mark gelten.

48.

Altona. — Ein kleines, aber reinlich und gut gebautes Städtchen, mit einer sehr angenehmen Lage an der Elbe, in dem man 27000. Einwohner rechnet. Weiter weiß ich nichts davon zu sagen. — Die Folge der Oerter von Wandsbeck aus ist diese: Wandsbeck, Ham, (ein Dorf, das so wie Horn, was nach Bilwerder zu liegt zur Stadt Hamburg gehört und dicht an die

Stadt anstößt) Hamburg, Altona, Neumühlen (Sievekings und Poels) Flotbeck (Voght) Nienstaden (wo Godefroys eine sehr schöne Anlage besitzen).

49.

Weg von Hamburg nach Berlin. — Von diesem ist schwerlich mehr zu sagen, als daß er der langweiligste von der Welt ist. Er ist so gut als durchaus sandig, und von Boitzenburg an auch unglaublich häßlich. Bis dahin ist er erträglich und an einigen Stellen noch mehr als das. — Von Wandsbeck bis Escheburg nahm ich in Wandsbeck einen Fuhrmann, hernach Post. — Die erste Nacht blieben wir in Lübthen, wo wir ein herzlich schlechtes Nachtlager hatten; die zweite hindurch fuhren wir. — Zwischen Lübthen und Lenzen werden in Kalis, ohne daß es eine Station ist, frische Pferde vorgelegt.



Erläuterungen.



1.

Das Tagebuch beginnt im Original mit einem tabellarischen Verzeichniss der Stationen der ganzen Reise und ihrer Entfernungen in Meilen; ich habe es oben im Texte fortgelassen. Die Reise ging über folgende Stationen: Berlin, Bernau, Neustadt Eberswalde, Angermünde, Schwedt, Stettin, Schöningen, Stettin, Falckenwalde, Ueckermünde, Anclam, Greifswalde, Stralsund, Alten Fehr, Bergen, Sagard, Putbus, Poseritz, Alten Fehr, Stralsund, Dammgarten, Rostock, Doberan, Wismar, Grevesmühlen, Lübeck, Eutin, Ploen, Aschberg, Segeberg, Tremsbüttel, Wandsbeck, Escheburg, Boitzenburg, Lübthen, Lenzen, Perleberg, Kletzke, Kyritz, Fehrbellin, Betzow, Berlin. Die Gesammtzahl der zurückgelegten Meilen beträgt nach Humboldts Berechnung 125.

3.

4, 23] Vom Zisterzienserkloster Chorin, das 1254 gegründet wurde, steht noch jetzt die allerdings etwas verfallene Abteikirche im frühgotischen Stil, die Grabstätte der brandenburgischen Markgrafen.

6.

Über Stettin und Umgebungen vgl. Zöllner, Reise durch Pommern nach der Insel Rügen (Berlin 1797) S. 10—76.

5, 21] Die Angabe stammt aus dem Deutschland enthaltenden ersten Teil von Johann Adolf Friedrich Randels Annalen der Staatskräfte von Europa nach den neusten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnissen der sämmtlichen Reiche und Staaten in tabellarischen Übersichten, Berlin 1792.

5, 23] Über Brüggemann vgl. die Anmerkung zu 14, 1.

6, 7] Das Standbild Friedrichs des Grossen von Gottfried Schadow, 1793 von den pommerschen Ständen gesetzt, ist, da der carrarische Marmor den Unbilden der Witterung nicht widerstand, jetzt durch eine bronzene Nachbildung ersetzt; vgl. schon die Bemerkung Zöllners S. 14.

7, 13] Zöllner S. 75 berichtet im Gegenteil, dass die Stände ohne strenge Absonderung sich mehr und mehr einander näherten und dadurch ihre exklusiven Eigentümlichkeiten verschwänden. Humboldts Bericht hat die grössere Wahrscheinlichkeit für sich, zumal Zöllner sehr zu einer human anerkennenden und vermittelnden Betrachtung der Dinge neigt und Einzelerfahrungen gern generalisiert.

7, 20] Beide Regentenzahlen müssen, obwohl sie auch Zöllner, Reise S. 22. 23 angiebt, falsch sein. Herzog Barnim von Pommern mit dem Beinamen des Grossen, der 1321 zur Regierung kam und 1368 starb, war seines Namens nicht der Vierte, sondern der Dritte; sein Nachkomme, der ihm 1543 an der Aussenwand des Zeughauses die Denkinschrift setzen liess, war Herzog Barnim IX. der Fromme (1532—1573). Dem Wortlaut nach ist die Inschrift zitiert bei Zöllner S. 22; auch er hebt ihre ‚Treuherzigkeit‘ hervor.

9, 27] Ausführlicheres über die beiden Gymnasien berichtet Zöllner S. 63; die geplante Kombination beider fand erst 1805 statt.

12, 14] Kaiserin Katharina II. ist am 2. Mai 1729 in Stettin geboren, wo ihr Vater, der preussische General Fürst Christian

August von Anhalt-Zerbst, damals Gouverneur war. Auch Zöllner redet S. 26 von den russischen Medaillen, giebt jedoch ihre Zahl nur auf 23 und ihren Wert auf 4000 Thaler an; ‚fast auf jeder Rückseite steht ihr Bildniss, in welchem man sogleich mit dem ersten Blicke die Selbstherrscherin erkennt; nur wenige werden den Namen des Stempelschneiders mit Ruhm auf die Nachwelt bringen; die Erfindungen sind selten sinnreich und unter den Gelegenheiten, worauf sie geschlagen wurden, sind auch die meisten von der Art, dass ein eigentlich schöpferisches Genie erfordert wurde, um sie für ein Kunstwerk zu benutzen.' Zöllners Angaben beruhen auf Autopsie, werden also wohl richtiger als die Humboldts sein, der offenbar nur davon erzählen hörte.

13, 25] Über die Geschichte des 1791 abgetragenen, schon länger baufälligen Turms der Marienstiftskirche berichtet ausführlich Zöllner S. 19 und 437.

14, 1] Ludwig Wilhelm Brüggemann (1743—1817), erst Feld- und Garnisonprediger in Berlin und zugleich Seelsorger und Lehrer der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrichs des Grossen, war seit 1773 Hofprediger an der Schlosskirche in Stettin. Sein Hauptwerk ist die ausführliche Topographie von Pommern: Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des königlich preussischen Herzogtums Vor- und Hinterpommern, Stettin 1779—1784; das Buch, mit peinlichster Gründlichkeit und Sorgfalt und mit Unterstützung der Behörden ausgearbeitet, war seiner Zeit ein unübertroffenes Muster eines statistisch-topographischen Provinzialhandbuchs und bei weitem vorzüglicher als Büschings ähnliches Werk über die Mark Brandenburg. Brüggemanns Vorliebe für das Englische zeigte sich auch schon in seinen berliner Jahren, wo er die erste Lesegesellschaft für englische Literatur stiftete. Später erschien von ihm: *A view of the english editions, translations and commentaries of Marcus Tullius Cicero with remarks*, Stettin 1795; dies Werk wurde dann verarbeitet in: *A view of the english editions, translations and illustrations of the ancient greek and latin authors with remarks*, Stettin 1797; Harwoods vielgepriesenes Werk über denselben Gegenstand wurde durch Brüggemanns Buch weit überholt. Vgl. auch den Artikel Herings in der Allgemeinen deutschen Biographie 3, 406.

14, 4] Hans Friedrich von Schöning (1717—1787) hat sich als Kammerpräsident besonders um die Melioration Pommerns verdient gemacht.

14, 13] Ernst Heinrich Karl Kölpin starb 1846 als geheimer Medizinalrat in Stettin: nähere Angaben über ihn entziehen sich meiner Kenntniss. Der Vater ist der berühmte Alexander Bernhard Kölpin (1739—1801), 1764 Privatdozent in Greifswald, 1770 Adjunkt der medizinischen Fakultät und Direktor des botanischen Gartens daselbst, seit 1772 Stadtphysikus und Professor am akademischen Gymnasium in Stettin.

14, 20] Johann Jakob Sell (1754—1816), 1776 Subrektor an der stettiner Ratsschule, war seit 1783 Professor der Geschichte und Beredsamkeit am königlichen Gymnasium; später wurde er wegen seiner hervorragenden pädagogischen und organisatorischen Bedeutung Schulrat und Rektor des vereinigten stettiner Lyceums. Sein historisches Werk erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel: Geschichte des Herzogtums Pommern von den ältesten Zeiten bis zum Tode des letzten Herzogs, Berlin 1820. Vgl. auch von Bülow Allgemeine deutsche Biographie 33, 681.

14, 23] Gemeint ist wohl Nathanael Bielcke, der 1835 als Regierungspräsident ausser Dienst in Stettin starb; die ‚Promenade in der Schweiz' erschien anonym Hamburg 1793. Der Vater ist der fruchtbare theologische Schriftsteller Johann Achatz Felix Bielcke (1716—1802), Konsistorialrat und Professor der Theologie am akademischen Gymnasium in Stettin.

7.

Der Besuch des kleinen Dorfes Schöningen galt der Gutsherrschaft. Das dortige Gut, früher Eigentum der gräflichen Familie Mellin, war seit 1789 im Besitz einer Tante Karoline von Humboldts, der Frau Sophie Auguste von der Goltz, gebornen von Dacheröden, der Wittwe des preussischen Generalmajors Wilhelm Heinrich Freiherrn von der Goltz (vgl. Brüggemann, Beiträge zu der ausführlichen Beschreibung des königlich preussi-

schen Herzogtums Vor- und Hinterpommern S. 515). Der Name dieser Tante Karolinens begegnet auch Gabriele von Bülow S. 18. 23.

9.

16, 10] Friedrich Wilhelm Graf von Hessenstein (1735—1808) war Generalgouverneur von Pommern und schwedischer Feldmarschall, ein natürlicher Sohn des Königs Friedrich I. von Schweden und der Gräfin Hedwig Ulrike von Taube.

10.

Über Greifswald vgl. Zöllner, Reise S. 129—155.

16, 25] Über das akademische Gebäude und die Bibliothek handelt eingehender Zöllner S. 133.

17, 9] Peter Ahlwardt (1710—1791), ordentlicher Professor der Philosophie und Mathematik, vermachte seine reichhaltige, namentlich viele theologische Dissertationen enthaltende Bibliothek sammt seinem handschriftlichen Nachlass der greifswalder Bibliothek; vgl. über ihn Häckermann Allgemeine deutsche Biographie 1, 162.

17, 11] Thomas Heinrich Gadebusch (1736—1804) war seit 1775 ordentlicher Professor des deutschen und pommerschen Staatsrechts an der greifswalder Universität; 1797 ging er als Mitglied des pommerschen Kollegiums nach Stockholm. Gross sind seine Verdienste um die Erforschung der pommerschen Geschichte und Staatskunde und fanden schon bei seinen Lebzeiten vielfache Anerkennung. Vgl. auch den Artikel Müllers in der Allgemeinen deutschen Biographie 8, 299.

17, 16] Hevels Werk *Cometographia cometarum naturam et omnium a mundo condito historiam exhibens* erschien Danzig 1668.

17, 18] Wie mir aus Greifswald freundlichst mitgeteilt wird, befinden sich noch jetzt auf der dortigen Universitätsbibliothek zwei alte den Sternenhimmel und die Erde darstellende Globen, 1759 von Andreas Åkerman hergestellt; dieser war Kupferstecher

in Upsala und starb 1778. Über die borlischen Globen weiss ich nichts anzugeben.

17, 26] Johann Georg Peter Möller (1729—1807) wurde nach längeren Reisen in Schweden 1765 ordentlicher Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der greifswalder Universität. Er hat durch Übersetzungen einen grossen Teil der damaligen wissenschaftlichen schwedischen Literatur Deutschland vermittelt und bewahrte dem Gange des schwedischen Geisteslebens stets ein reges Interesse; sein schwedisches Wörterbuch erschien Stralsund 1782—1790. Lange Jahre war er Herausgeber der damals sehr bedeutungsvollen Greifswalder neusten kritischen Nachrichten; verdienstlich sind auch seine mannigfachen Arbeiten über pommersche Geschichte und Landeskunde. Ausführlich handelt über ihn Häckermann Allgemeine deutsche Biographie 22, 144.

17, 29] Karl Brismann (1760—1800) war Professor der Mathematik und Physik an der greifswalder Universität.

17, 30] Christian Ehrenfried von Weigel (1748—1831), 1772 Privatdozent der Botanik und Mineralogie, 1773 Adjunkt der medizinischen Fakultät in Greifswald, wurde 1775 ordentlicher Professor der Chemie und Pharmazie; seit 1794 war er Archiater und Direktor des Gesundheitskollegiums. Neben seiner ausgebreiteten ärztlichen Praxis hat er zahlreiche chemische, mineralogische und botanische Schriften verfasst.

11.

18, 23] Vgl. Zöllner, Reise S. 155.

12.

Über Stralsund vgl. Zöllner, Reise S. 155—197.

19, 18. 35, 3. 42, 13] Über Pommer-Esche vgl. die Anmerkung zu 52, 1.

20, 7] Die Bilder sind von dem älteren Johann Heinrich Tischbein (1722—1789) und 1787 gemalt. ‚Das Hauptblatt stellt

die Abnahme Jesu vom Kreuze vor, nicht so schön wie die von Bernhard Rode in unsrer Marienkirche, aber doch in einem hohen Grade vortrefflich. In dem Felde über dem Hauptblatte ist eine Himmelfahrt Christi, auch nicht so lieblich und leicht wie Tischbein sie selbst in der lutherischen Kirche zu Kassel gemacht hat. Man sieht immer noch den achtungswürdigen Künstler, aber die Flamme des Genius strahlt nicht mehr in ihrem sonstigen Glanze um die Scheitel des Greises' (Zöllner S. 165).

13.

Über die Insel Rügen handelt der grösste Teil des Buches von Zöllner (S. 198–374); seine eingehenden Schilderungen sind hier überall zum Vergleich heranzuziehen, weshalb ich mir Einzelzitate im Folgenden ersparen kann.

14.

23, 20] Der Assessor Moritz von Willich war erster Landphysikus im Fürstentum Rügen.

23, 30. 30, 21] Über Kosegarten vgl. die Anmerkung zu 40, 8.

24, 1] Die Verse stehen in dem Gedicht ‚Abschied von Hyldathen' 5, 3 (Gedichte 1, 253).

25, 25] Die Gräfin Sophie Charlotte Wilhelmine von Putbus (1761–1839), eine geborne Gräfin von Schulenburg-Betzendorf (vgl. auch 45, 13), verwaltete seit dem Tode ihres Gemahls Malte Friedrich 1787 die putbussche Herrschaft als Vormund ihrer beiden Söhne Wilhelm Malte (geboren 1783) und Moritz Karl (geboren 1785).

15.

27, 5] Über Franck vgl. die Anmerkung zu 30, 27.

16.

28, 24] Ehrenfried Theodor von Willich (gestorben 1807) ist besonders durch seine intime Freundschaft mit Schleiermacher in späteren Jahren bekannt; seit 1802 war er in Stralsund Bataillons-, dann Regimentsprediger; seine Wittwe Henriette, geborne von Mühlenfels, wurde dann Schleiermachers Frau (vgl. Aus Schleiermachers Leben 1, 147).

29, 3] Ausführliche, kulturhistorisch sehr interessante Notizen über die Badeeinrichtungen und das Badeleben in Sagard giebt Zöllner S. 227.

17.

30, 27] Bernhard Olivier Franck (1759—1833), seit 1791 Pastor in Bobbin, war der erste, der sich eingehend mit vorgeschichtlichen rügischen Altertümern beschäftigt hat, über die er auch mehrere Abhandlungen veröffentlicht hat. Seine Sammlung von Altertümern befindet sich jetzt im Provinzialmuseum zu Stralsund.

19.

34, 29] Die Stelle lautet: ‚*Est in insula Oceani castum nemus dicatumque in eo vehiculum, veste contectum; attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deam intellegit vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. arcanus hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud, quod tantum perituri vident.*‘ Allerdings gehört viel Phantasie dazu in dieser verhältnissmässig

farblosen Lokalbeschreibung den rügischen Herthasee zu erkennen. Die moderne Forschung sucht, da Tacitus von Völkerstämmen redet, die im heutigen Schleswig-Holstein wohnten, jene Insel der Nerthus (so, nicht Hertha lautet der Name bei Tacitus) mit grösserer Wahrscheinlichkeit in der Nordsee, ohne natürlich, schon wegen der gewaltigen marinen Veränderungen an den dortigen Küsten, eine genauere Lokalisierung zu wagen (vgl. Mogk in Pauls Grundriss der germanischen Philologie 1, 1101). Die Lokalisierung auf Rügen geht auf gelehrte Forscher im Anfang des 17. Jahrhunderts zurück und ist seitdem allerdings zu sagenhaft ausgestalteter Volksüberlieferung geworden.

35, 4] Zwei Pastoren des Namens Mildahn, beide zu Zudar, Melchior um das Jahr 1680 und Joachim von 1708—1727 tätig, haben Manuskripte über rügische Geschichte und Altertümer hinterlassen; dieselben befinden sich jetzt im fürstlichen Archiv zu Putbus. Gemeint ist hier der Ältere, Melchior Mildahn, der nichts veröffentlicht hat, während von Joachim im wahnschen Kalender von 1726 zwei Abhandlungen über rügische ‚Götzen' gedruckt sind.

20.

38, 26] Eigentümer von Spieker, das aus der wrangelschen Erbschaft in den Besitz der Familie Brahe gekommen war, war damals der Graf Magnus Friedrich Brahe (1756—1826).

39, 20] Den Rheinfall bei Schaffhausen und den Reichenbachfall im Haslital in den berner Alpen hatte Humboldt auf seiner Schweizerreise im Herbst 1789 gesehen (vgl. Gesammelte Werke 1, 286; Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1. 124. 125; Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1890/91, 2, 276). Das an der zweiten der zitierten Stellen erwähnte schweizer Reisejournal ist leider in Humboldts Nachlass nicht mehr vorhanden.

21.

40, 8] Gotthard Ludwig (Ludwig Theobul) Kosegarten (1758—1818), der begeisterte Sänger Rügens und der Ostsee,

wurde nach einigen Jahren rügischen Hauslehrerlebens 1785 Rektor in Wolgast; seit 1792 war er Pfarrer in Altenkirchen, welche Stellung er 1808 mit einer Professur an der greifswalder Universität vertauschte. Eine ausführliche Biographie besitzen wir von Franck (Halle 1887), die auch Humboldts Besuch S. 229, allerdings nur nach der kurzen Notiz in Hayms Biographie erwähnt. Kosegarten war wohl zuerst im Herbst 1795 in Humboldts Gesichtskreis getreten und zwar durch seine vier Beiträge zum schillerschen Musenalmanach von 1796 (auch in den Horen von 1796 erschienen fünf Gedichte Kosegartens), dessen Drucklegung und Korrektur Humboldt für Schiller in Berlin besorgte. Seine Urteile über Kosegartens Produktionen sind aus wenig Lob und vielem Tadel über Sonderbarkeiten und Geschmacklosigkeiten gemischt (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt² S. 97. 110. 153. 214). Jedoch blieb diese Verbindung Kosegartens mit dem weimar-jenaischen Kreise eine vorübergehende (vgl. noch Goethes Briefe 12, 230 und Schmidts Anmerkung zu Xenion 367). Eine spätere Anknüpfung mit Humboldt aus dem Jahre 1814, über die mir weiteres nicht bekannt ist, erwähnt Franck S. 330.

40, 12] Der damals schon verstorbene Karl Philipp Moritz (1757—1793), der Verfasser des Anton Reiser, war Humboldt von Berlin her gut bekannt.

41, 6] Von besondrer Vertrautheit Kosegartens mit der neueren, d. h. bei Humboldt der kantischen Philosophie berichtet sein Biograph Franck nichts. Er selbst äussert brieflich Schiller gegenüber die Resultate der kantischen Moralphilosophie in dem Gedichte Arkona (vgl. 42, 11) ‚beiläufig in Handlung gebracht' zu haben (Schillers Briefe 4, 556); auch hatte er schon 1790 in Wolgast den ersten Teil seiner Rhapsodieen Kant gewidmet. Im Gebiete der reinen theoretischen Vernunft dürfte Humboldt schwerlich bei ihm sein Genügen gefunden haben.

41, 16] Johann Gottfried Lukas Hagemeister (1762—1806), 1784 Lehrer am Waisenhaus in Berlin, lebte seit 1792 auf Rügen, wo er auch mit Arndt eng befreundet war; 1798 wurde er Konrektor, 1802 Rektor in Anklam. Vgl. über ihn Pyl Allgemeine deutsche Biographie 10, 331; ein Verzeichniss seiner Schriften giebt Goedekes Grundriss² 5, 290.

41, 17] Georg Theodor Schwarz (1744—1814) war seit 1773 Pastor, seit 1790 Präpositus in Wiek; er ist der Grossvater des bekannten gothaischen Theologen.

41, 18] Diese Vorliebe Kosegartens für Jean Paul ist sonst nicht bekannt; auch Franck erwähnt sie nicht.

41, 22] Katharina, geborne Linde. ‚Seltener, als man erwarten möchte, gedenkt Kosegarten in den in Altenkirchen verfassten Gedichten und Schriften seiner Gattin: es ist daher recht schwierig von ihrem Charakter, ihrer Tätigkeit und dem Einflusse, den sie im Hause übte, ein Bild zu entwerfen', sagt Franck S. 221 (vgl. auch S. 111. 143).

42, 1] Kosegarten selbst berichtet über seine Art zu dichten Folgendes: ‚Ich dichtete, weil ich nicht umhin konnte es zu tun, weil die mich treibende Unruhe nicht anders beschwichtigt werden konnte als durch Hervorbringung eines Dichterwerkes. Der Gedanke zu einem solchen kam mir wie durch Eingebung; das Ganze stand vor mir eines Schlages. Die Personen, wie sie leibten und lebten, die Handlung, wie sie stund und ging, die Orte, die Zeiten, die Umgebung, es machte sich Alles von selbst. Einzelne Massen traten hervor aus dem Ganzen; Partieen, die ihrer Natur nach erst später erscheinen durften, drängten sich bisweilen in den Vordergrund und mussten beseitigt sein, ehe mir vergönnt ward das Frühere nachzuholen. Da nun auch die Masse und Rhythmen sich gar willig fügten, da ganze Reihenfolgen von Versen zugleich mir vor die Seele traten, so hatte ich die äusserste Not nur Alles niederzuschreiben, was zu verschwinden drohte, ehe ich Zeit gewonnen es festzuhalten. Auch vermochte ich weder zu essen noch zu schlafen in solchen Zuständen. Ich war abwesend in der Mitte der Meinigen und der uns etwa besuchenden Fremden. Ich fuhr fort zu dichten, wachend und träumend, während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen und selbst während der kirchlichen Verrichtungen' (Geschichte seines funfzigsten Lebensjahres S. 48).

42, 11] Das Gedicht erschien im Xenienalmanach 1797 S. 75; es ist das von Kosegarten in dem oben zitierten Brief an Schiller charakterisierte; ausführlich tadelt es Körner (Schillers Briefwechsel mit Körner 3, 365). Die Zahl 1796 ist

augenblicklicher Schreibfehler, denn der Almanach für 1796 war längst erschienen.

22.

43, 12] Kosegartens Predigten erschienen in zwei Bänden Berlin 1794—1795; auch in dem 1794 erschienenen zweiten Teil der Rhapsodieen finden sich zwei Uferpredigten.

23.

44, 14] Vgl. oben 30, 27.

44, 17] Gustaf von Engeström (1738—1813) war Münzwardein und Rat im Bergkollegium in Stockholm.

25.

45, 21] Hermann Andreas Pistorius (1730—1798), ein gelehrter und klardenkender Theologe und treuer Seelsorger, auch von Arndt sehr hochgeschätzt, war seit 1759 Pastor und Präpositus der Synode in Poseritz; er war einer der fleissigsten Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Bibliothek, in welche er über tausend Rezensionen geschrieben hat; vgl. über ihn Häckermann Allgemeine deutsche Biographie 26, 194.

45, 26] Ernst Platner (1744—1818) war Professor der Physiologie in Leipzig, las jedoch zugleich ziemlich stark besuchte Kollegien über alle Teile der Philosophie und verfasste eine ganze Reihe philosophischer Werke. Aus einem Anhänger Leibnizens wurde er später Skeptiker und trat scharfsinnig gegen Kant auf; ausführlich handelt über ihn Prantl Allgemeine deutsche Biographie 26, 258.

45, 27] Aenesidemus hiess Gottlob Ernst Schulze (1761—1833), Professor der Philosophie in Helmstedt, später in Göttingen, nach seinem 1792 erschienenen philosophischen Haupt-

werk: ‚Aenesidemus oder über die Fundamente der von Herrn Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementarphilosophie nebst einer Verteidigung des Skeptizismus gegen die Anmassungen der Vernunftkritik', worin er heftig gegen Kant polemisierte. Eine eingehende Darlegung seiner Lehre giebt Kühnemann Allgemeine deutsche Biographie 32, 776.

45, 28] Pistorius hatte eine Schwester des bekannten Predigers und Konsistorialrats in Berlin Johann Joachim Spalding zur Frau, mit dessen Sohne Georg Ludwig, dem Philologen, Humboldt befreundet war.

26.

46, 12] Die Stelle des Saxo Grammaticus lautet: ‚*Insula archonensis, quae Withova dicitur, a Rugiae complexu parvula freti interrivatione, quae vix fluminis magnitudinem aequare videatur, abrumpitur*' (568, 27 Holder).

49, 14] Über die heutige wissenschaftliche Auffassung der rügischen Altertümer belehrt am besten eine Schrift von Baier: Die Insel Rügen nach ihrer archäologischen Bedeutung, Stralsund 1886. Von demselben Verfasser ist ein interessanter Aufsatz über die Burgwälle in den Baltischen Studien 24, 266 erschienen.

50, 28] Die Geschichte ist ohne Namensnennung in den Briefen eines Schiffbrüchigen (Rhapsodieen 2, 67) erzählt.

27.

51, 6] Das nach dem früheren Generalgouverneur Axel von Löwen genannte löwensche Kabinet war keine Gemälde-, sondern eine Raritätensammlung aus allen Gebieten der Kunst und Natur. Bilder von Philipp Hackert waren jedoch nicht darunter.

51, 7] Der Maler Philipp Hackert (1737—1807), dessen Leben Goethe beschrieben hat, hielt sich in den Jahren 1762 bis 1765 als Schützling des Barons Olthoff in Stralsund, Rügen

und Schweden auf; über seine damaligen Schöpfungen vgl. Goethes Bericht Werke 46, 117 Weimarische Ausgabe.

52, 1] Johann Christian Pommer-Esche (1734—1799) wurde, nachdem er erst als Advokat in seiner Vaterstadt Stralsund tätig gewesen war, 1775 Domänenprokurator mit dem Titel eines Hofrats, später Kammerrat. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn, Johann Arnold Joachim, der, 1774 geboren, 1815 als Regierungsrat in Stralsund starb. Sein gefälliges Wesen und seine vielfachen Verbindungen im Lande führten ihm viele Fremde zu, denen er hülfreiche Dienste leistete.

52, 19] Philipp Julius Bernhard von Platen (1732—1805) war seit 1795 General der Kavallerie, seit 1796 Generalgouverneur von Pommern und Kanzler der Universität Greifswald; 1800 zog er sich ins Privatleben zurück.

52, 21] Johann Gustav Friedrich von Engelbrechten (1733—1806) war seit 1775 Kanzler der königlichen Landesregierung in Stralsund.

52, 22] Nikolaus Philipp von Thun (1746—1825) bekleidete seit 1795 das Amt eines Regierungspräsidenten in Stralsund.

52, 25] Samuel Christoph Tetzloff (geboren 1738; das Todesjahr kenne ich nicht) wurde 1773 Lehnssekretär, 1788 Regierungsrat bei der pommerschen Landesregierung in Stralsund. Auch er wurde 1797 in den Adelsstand erhoben. Eine Schwester von ihm war die Frau des Kammerrats Pommer-Esche.

52, 29] Über Bernhard Nikolaus Weigel, den Vater des in der Anmerkung zu 17, 30 Besprochenen, handelt ausführlicher Zöllner S. 169.

30.

Über Rostock vgl. Zöllner, Reise S. 382—399.

55, 20] Hugo Grotius starb in Rostock am 28. August 1645, als er eben seinen schwedischen Gesantenposten in Paris verlassen hatte, um sich ins Privatleben zurückzuziehen.

56, 26] Ludwig Hermann von Mecklenburg (gestorben 1812) war seit 1785 herzoglicher Kammerherr.

56, 27] Werner Karl Ludwig Ziegler (1763—1809), 1788 Repetent, 1791 ausserordentlicher Professor der Theologie in Göttingen, war 1792 als ordentlicher Professor nach Rostock berufen worden. Humboldt erwähnt ihn während seiner göttinger Studienzeit in einem Briefe an Campe (Leyser, Joachim Heinrich Campe 2, 310).

56, 29] Heinrich Friedrich Link (1767—1851) war seit 1792 ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Chemie in Rostock; 1811 ging er als Professor der Botanik nach Breslau; 1815 trat er in die medizinische Fakultät der berliner Universität ein, zu deren berühmtesten Mitgliedern er zählte. Eine ausführliche Charakteristik dieses hochbedeutenden Gelehrten und seiner Leistungen giebt Wunschmann Allgemeine deutsche Biographie 18, 714.

56, 32] Johann Wilhelm Josephi (1763—1845), 1786 Prosektor und Privatdozent in Göttingen, 1788 Arzt in Braunschweig, wurde 1789 ausserordentlicher, 1792 ordentlicher Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe in Rostock. Der erste und einzige Band seiner Anatomie der Säugetiere, die Osteologie der Affen enthaltend, erschien Göttingen 1787. Vgl. über ihn Hirsch Allgemeine deutsche Biographie 14, 569.

57, 9] Olaus Gerhard Tychsen (1734—1815) war seit 1763 Professor der orientalischen Sprachen in Bützow, seit 1789 in Rostock; vor seiner akademischen Tätigkeit reiste er mehrere Jahre als Judenmissionar durch Deutschland, natürlich ohne jeden Erfolg. Ausführlich handelt über ihn als Menschen und als Gelehrten Hartmann in den Zeitgenossen Neue Reihe 20, 159.

31.

Über Doberan vgl. Zöllner, Reise S. 399—411.

57, 22] Das doberaner Seebad wurde 1793 vom Herzog (seit 1815 Grossherzog) Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin (1788—1837) angelegt.

57, 22. 58, 28] Über Vogel vgl. die Anmerkung zu 60. 11.

60, 9] Ein Hauptmann von Mecklenburg ist, wie mir aus Rostock freundlichst mitgeteilt wird, in den schweriner Staats-

kalendern dieser Zeit nicht nachzuweisen. Näheres über diesen Hauptmann, der demnach wohl in aussermecklenburgischen Diensten stand oder auch gestanden hatte, ist mir nicht aufzufinden möglich gewesen; ebenso wenig weiss ich, in welchem Verwantschaftsgrade er zu dem oben 56, 26 erwähnten Kammerherrn gleiches Namens stand. Vermutlich war er eine göttinger Universitätsbekanntschaft Humboldts; ein Jurist von Mecklenburg studierte dort von 1788—1792.

60, 11] Samuel Gottlieb von Vogel (1750—1837), 1780 Landphysikus in Ratzeburg, war seit 1789 ordentlicher Professor der Medizin und Hofrat in Rostock und zugleich Badearzt in Doberan. Er ist nicht mit Unrecht der Vater des deutschen Seebades genannt worden: Doberan verdankte seinem theoretischen und praktischen Eifer Entstehung, Aufnahme und Blüte; auch sonst trat er als gediegener medizinischer Schriftsteller und ausgezeichneter Arzt hervor.

60, 14] Mit dem als Arzt, Gelehrter und Mensch gleich bedeutenden Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836) war Humboldt von Jena her gut befreundet (vgl. Gesammelte Werke 5, 102. 109).

36.

63, 11] Über den Soldatenaufruhr in Lübeck im Sommer 1796 berichtet ausführlich ein Aufsatz Brehmers in der Zeitschrift des Vereins für lübeckische Geschichte und Altertumskunde 4, 98.

65, 5] Christian Adolf Overbeck (1755—1821) war seit 1792 Syndikus des lübecker Domkapitels, ein enger Freund des vossischen Hauses; in der Zeit der französischen Kriege und der napoleonischen Okkupation war er dann als Abgesanter Lübecks erfolgreich auf diplomatischem Gebiete tätig und wurde 1814 Bürgermeister von Lübeck. Er ist der Vater des nazarenischen Malers Friedrich Overbeck und trat auch als lyrischer Dichter hervor; vgl. über ihn Hasse Allgemeine deutsche Biographie 25, 5.

65, 11] Theodor Friedrich Trendelenburg (1755—1827) war Arzt in Lübeck. Sein jüngerer Bruder Johann Georg (1757—

1825), seit 1779 Professor der griechischen und orientalischen Sprachen am Gymnasium in Danzig, ist besonders durch seine vielfach aufgelegten ‚Anfangsgründe der griechischen Sprache‘ bekannt.

65, 16] Dorothea von Rodde (1770—1825) war die Tochter des göttinger Historikers Schlözer; von Jugend auf zum gelehrten Studium bestimmt, wurde sie 1787 in Göttingen Doktorin der Philosophie und heiratete 1792 den Kaufmann und Senator von Rodde in Lübeck; Näheres über sie giebt Carstens Allgemeine deutsche Biographie 29, 1.

38.

66, 13] Friedrich Leopold Stolberg (1750—1819), der jüngere der beiden Brüder, war seit 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin; über ihn besitzen wir jetzt die ausführliche Charakteristik Schmidts Allgemeine deutsche Biographie 36, 350. Humboldt kannte ihn von Berlin her, wo er 1789 bis 1791 dänischer Gesanter gewesen war, und schreibt am 20. Juni 1790 an Jacobi: ‚Ihren Freund Stolberg sah ich erst bloss am Hofe; allein gewiss such' ich, sobald ich mehr Musse habe, seine nähere Bekanntschaft und, wollen Sie ihm einmal gelegentlich ein Wort von mir schreiben, so wird es mir herzlich lieb sein‘ (S. 34). Zu einer näheren Bekanntschaft scheint es jedoch nicht gekommen zu sein, wenigstens fehlt jeder Beleg dafür. Ein Urteil Humboldts über Stolbergs Konversion findet sich in seinem Briefe an Frau Reimarus (Aus Jacobis Nachlass 2, 193), ein ähnliches aus späterer Zeit in Briefen an Charlotte Diede, der er Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi und seine italienische Reisebeschreibung angelegentlich zur Lektüre empfahl (vgl. Briefe an eine Freundin 2, 93. 103. 260).

67, 1] Fürstbischof von Lübeck war damals Peter Friedrich Ludwig (1785—1829), zugleich Landesadministrator von Oldenburg für seinen geisteskranken Vetter Peter Friedrich Wilhelm (vgl. über ihn die Anmerkung zu 81, 26). Er war ein äusserst vielseitig und fein gebildeter Fürst, der Vater Eutins, wie ihn Voss in der Widmung der Luise genannt hat, ein edler und

feinfühlender Charakter; vgl. über ihn Mutzenbecher Allgemeine deutsche Biographie 25, 467 und Bippen, Eutiner Skizzen S. 13.

67, 2] Friedrich Levin Freiherr von Holmer (1741—1806), früher Konferenzrat bei der Rent- und Zollkammer in Kiel, war seit 1774 erster Minister und Oberlanddrost von Oldenburg, ein ausgezeichneter Geschäftsmann von mannigfaltiger Bildung und humaner Gesinnung; vgl. über ihn Mutzenbecher Allgemeine deutsche Biographie 12, 773.

67, 4] Johann Heinrich Voss (1751—1826) war seit 1782 Rektor in Eutin; die ausführliche vortreffliche Biographie von Herbst (Leipzig 1872—1876) ist hier überall im Einzelnen heranzuziehen; Humboldts Besuch in Eutin wird dort 2, 1, 174. 310 besprochen. Ausser einer Reihe von Stellen, die unten zu verwerten sein werden, kommen für die Kenntniss von Humboldts Ansicht von Voss und seinen Verdiensten noch folgende briefliche Äusserungen in Betracht: an Wolf Gesammelte Werke 5, 115. 129. 147. 208. 265. 310; an Goethe S. 221; an Welcker S. 111; vgl. auch die Einleitung zur Übersetzung des Agamemnon Gesammelte Werke 3, 16. Zitiert muss hier dem Wortlaut nach werden Humboldts brieflicher Reisebericht an Wolf vom 20. September 1796, also aus frischester Erinnerung: ‚Jetzt noch einige Worte von Voss. Wir waren fünf Tage in Eutin und den ganzen Tag bei ihm. Wir haben ihn ausserordentlich liebgewonnen und auch ihm schienen wir zu gefallen. Leider war er immer und ist noch an Ohrensausen, das ihn sehr inkommodiert, krank. Dies stört das Gespräch etwas, doch nicht sehr. Ich habe mit ihm über die *interiora* seiner Eigentümlichkeiten äusserst frei und ohne allen Rückhalt gesprochen, ob ich gleich, wie Sie wissen, gar kein eigentlicher Anhänger seiner sogenannten (denn er widerspricht dem Ausdruck) Neuerungen bin. Ich bin über nichts fast eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur gesucht mich ganz und gar in seinen Gesichtspunkt zu versetzen und dies ist mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verstehen und doch ist dies nicht leicht. Wenigstens ists nicht leicht, bis es einem gelingt in den Mittelpunkt aller seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen

über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und ich möchte sagen poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte ... Den vorzüglichsten und vorteilhaftesten Eindruck auf uns hat Voss' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genausten Verstande des Worts brav und edel und in sehr hohem Grade noch ausserdem liebenswürdig; auch die Frau hat uns sehr gefallen und sie gewinnt immer, je länger man sie sieht' (Varnhagen, Vermischte Schriften[3] 2, 236. 237). Im Dezember 1796 schreibt Goethe an Voss: ,Humboldt... sieht als einen lichten Punkt derselben (der Reise) die Zeit an, die er bei Ihnen zugebracht hat, und hängt mit wahrer Neigung und Liebe an Ihnen' (Goethes Briefe 11, 278). Voss seinerseits erwähnt brieflich Wolf gegenüber am 2. Oktober 1796 den ,trefflichen Humboldt und seine geistreiche bescheidene Frau' als angenehmsten Besuch des Sommers (Briefe 2, 234; vgl. auch seinen Brief an Eschen vom 1. September des Jahres im Archiv für Literaturgeschichte 15, 366). Eine spätere persönliche Berührung zwischen Humboldt und Voss aus dem Jahre 1819, wobei man Humboldt ,noch steifer als vordem und dick dabei' fand, erwähnt Herbst 2, 2, 205 ohne Quellenangabe.

67, 14] Humboldts intimer Freund Friedrich August Wolf (1759—1824) korrespondierte und debattierte mit Vorliebe über einzelne Stellen in den Alten, wie Humboldts Briefe an ihn beweisen.

67, 18] Vgl. Humboldts Brief an Wolf: ,Die unrichtige Beurteilung der modernen Welt aus Unkunde der antiken findet sich unglaublich häufig .... Das Gegenteil, dünkt mich, ist es, was den guten Voss so oft nicht bloss einseitig macht, sondern ihm selbst das Altertum in ein unrichtiges Licht stellt. Auch kann es kaum anders sein. Die antike und die moderne Individualität sind zwei Zustände verschiedener Entwicklung gleicher Kräfte; man muss daher notwendig irren, wenn man einen allein als etwas Vollendetes und an sich Geschlossenes ansieht' (Gesammelte Werke 5, 177).

67, 27] Über Vossens Beurteilung Schillers vgl. Herbst 2, 1, 172. 2, 23.

67, 28] ,Nicht von Ihnen, glaube ich, aber auf meiner letzten Reise erinnere ich mich sehr wohl das Lied an die Freude un-

natürlich oder wenigstens einen Ausdruck trunkner Lust, nicht menschlicher Freude nennen gehört zu haben und ich mache kein Hehl daraus, dass in der nüchternsten Periode meines Lebens, die sich mit meinem 21. Jahre endigte, ich es selbst beinah für Unsinn hielt. Nachher habe ich ein andres Urteil gefällt. Es ist mir nun durchaus natürlich und wahr, trunken freilich, aber wie der lyrische Dichter es sein muss', schreibt Humboldt an Jacobi am 15. Oktober 1796 (S. 50).

68, 4] Ein Urteil Vossens über Wilhelm Meister ist sonst nicht bekannt; über Werther dachte er beim Erscheinen des Romans sehr enthusiastisch.

69, 2] Voss hatte seine damals schon in ihren wesentlichen Teilen redigierte Prosodie mit Rücksicht auf Klopstocks metrische Theorieen noch immer zurückgehalten; sie erschien erst 1802 unter dem Titel ‚Zeitmessung der deutschen Sprache'. Die oben von Humboldt wiedergegebenen Anschauungen finden sich dort wieder; einen kurzen Extrakt der Schrift findet man bei Herbst 2, 2, 62.

69, 26] So fand Voss die Hexameter im Reineke Fuchs, den ihm Goethe zu metrischer Durchsicht bei seinem Besuche in Weimar 1794 mitgegeben hatte, alle schlecht (vgl. Briefe 2, 392). Humboldt selbst übrigens hat als metrischer Beirat Schillers und Goethes bei ihren hexametrischen und distichischen Dichtungen häufig nachlässige Versbehandlung getadelt und ihnen dann meist von den Dichtern adoptierte Besserungsvorschläge unterbreitet.

70, 6] Von Paris aus schreibt Humboldt später an Goethe: ‚Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachteilig werden. Sie macht, dass unsre Dichter z. B. meistenteils in dem Reichtum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diktion nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neueren nachstehen und dadurch wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringeren poetischen Schwung besitzen. Es ist, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, wunderbar, dass ein echt deutsch gebildetes Genie, dass ein Mann, der, wenngleich mit allen Musen des Auslandes vertraut, gewiss keiner nachahmend gehuldigt hat, dass gerade Voss hierin eine Ausnahme macht' (S. 106).

71, 14] Das Gedicht steht im vossischen Musenalmanach für 1796 S. 156 und hat folgendes metrische Schema:

— ∪ — , — ∪ ∪ — —
∪ — ∪ — ∪ ∪ — — ∪
— ∪ — , — ∪ ∪ — —
∪ — ∪ — ∪ ∪ — — ∪
∪ — ∪ —
— — ∪ ∪ — — ∪
∪ — ∪ —
— — ∪ ∪ — — ∪

72, 3] Über die vossischen Sprachneuerungen und Sprachfehler spricht sich Humboldt ausführlich in Briefen an Schiller ([2] S. 138) und an Jacobi (S. 46) aus; so heisst es an der ersten Stelle: ‚Ich habe neuerlich einige Gesänge seiner neuen Odyssee mit prüfender Aufmerksamkeit auf die Sprachneuerungen durchgelesen. Es ist wirklich kein Kapitel der Grammatik, aus dem man nicht, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch zur Regel nimmt, eine Menge Solözismen sammeln könnte.‘

72, 20] Humboldts Übersetzungen pindarischer Oden, von denen bei seinen Lebzeiten nur drei im Druck erschienen, sind im zweiten Bande der Gesammelten Werke nach den Handschriften publiziert. Schon 1794 hatte Humboldt durch Wolf ein Urteil Vossens über seine Pindarübersetzungen erfahren (vgl. Gesammelte Werke 5, 115).

72, 25] Die Stelle des Aristoteles lautet: ‚*ἔτι δὲ Ἀρειφράδης τοὺς τραγῳδοὺς ἐκωμῴδει, ὅτι, ἃ οὐδεὶς ἂν εἴποι ἐν τῇ διαλέκτῳ, τούτοις χρῶνται, οἷον τὸ δωμάτων ἄπο, ἀλλὰ μὴ ἀπὸ δωμάτων*‘ (Poetik 1458b).

73, 25] Hiermit vergleiche man den späteren Ausspruch Humboldts in einem Briefe an Wolf: ‚Ich wollte fast wetten, Voss hätte nie mit grossem Anteil und Studium die Attiker gelesen .... Er ist in den Ioniern sitzen geblieben und hat oft dann noch Ionien mit Holstein verwechselt. Ich meine das wirklich nicht hart, denn ich ehre Voss unglaublich. Aber seine Art zu schreiben macht mir nun einmal diesen Eindruck‘ (Gesammelte Werke 5, 266).

74, 13] Der holländische Philolog Jan Daniel van Lennep (1724—1771) versuchte in seinen erst nach seinem Tode 1790 er-

schienenen *Observations sur l'analogie de la langue grecque* von der rationellen Psychologie aus der Sprachgeschichte und dem Ursprung der Sprache beizukommen. Bedeutender und bekannter ist sein Sohn, den Humboldt Gesammelte Werke 5, 213 erwähnt.

74, 20] Im Jahre 1795 war es Humboldts Plan gewesen im Anschluss an die eben erschienene Luise eine philosophisch-historische Abhandlung über die Idylle zu schreiben; ‚Voss' Luise', schreibt er am 15. Juni des Jahres an Goethe (S. 4), ‚hat mich so interessiert, dass ich mich anhaltender mit ihr beschäftige; dies hat mich auf die Idylle überhaupt und auf die Vergleichung moderner Idyllendichter geführt.' Im September war jedoch ‚noch kein Buchstabe geschrieben' (an Schiller [2] S. 145; vgl. auch S. 61. 88. 107 und Gesammelte Werke 5, 126); auch im Nachlass Humboldts ist nichts davon erhalten. Der Extrakt der humboldtschen Gedanken über die Idylle ist dann in den 67. und 68. Paragraphen seines Ästhetischen Versuchs über Hermann und Dorothea eingegangen; vielleicht ist die historische Übersicht über die Idyllendichter alter und neuer Zeit, die beabsichtigt war, überhaupt nie geschrieben worden. Wie Humboldt über die sonstigen Gedichte von Voss dachte, erhellt aus einem etwas späteren Briefe an Goethe (S. 17) und aus dem Urteil über Goethes berühmte Rezension derselben (an Goethe S. 222).

74, 21] Vossens Charakter schildert Humboldt später in einem Briefe an Welcker folgendermassen: ‚Voss ist einer der Menschen, bei denen in echt antikem Sinn die Tugend immer zugleich eine Art der Tapferkeit ist und die nur darum zu lieben verstehen, weil sie auch und in gleichem Grade hassen können. Naturen, die wie die vossische nicht über einen gewissen Kreis gehen, sind wirklich einer Empfindung nur immer in dem Grade fähig, in dem sie auch für die entgegengesetzte Sinn haben. Man muss höher und wahrhaft ins Idealische übergehen, um frei von solchen Dichotomieen das böse Prinzip gleichsam ganz vom guten verschlingen zu lassen. Aber damit ist selten rechte Kraft und oft ein Grad sehr verdammenswürdigen sittlichen Leichtsinns verbunden und es mag also immer darauf ankommen, was das Beste genannt zu werden verdient' (S. 4). Die Veran-

lassung zu dieser Äusserung gaben Vossens Streitigkeiten mit Creuzer in seiner heidelberger Zeit.

75, 10] Über die allmähliche Entstehung der Luise vgl. Herbst 2, 1, 194.

75, 15] Auch über diesen für ihn und Wolf besonders wertvollen Punkt spricht sich Humboldt in jenem Reisebericht an Wolf vom 20. September 1796 aus: ‚Mit Ihren Prologomenen ist er (Voss), wie Sie auch wissen, nicht einig. In diesem Punkt, gestehe ich Ihnen, begreife ich ihn noch nicht recht. Er meint noch, Homer möge dennoch wohl geschrieben haben; Fugen findet er nirgends; die Arbeit der Verbindung der einzelnen Gesänge hält er für so schwierig, dass er meint, Sie hätten den Homer, der nämlich nun der Verbinder sei, nur einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. Ich hätte mich gern mit ihm hierüber tief eingelassen. Allein teils ist es schwer mit ihm zu streiten, da er so leicht schweigt, ohne überzeugt zu sein, und anderenteils muss ich auch sagen, dass meiner Überzeugung nach die Sache noch nicht so darliegt, dass sie sich durchstreiten lässt, den einzigen Punkt ausgenommen, dass Homer nicht geschrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte‘ (Varnhagen, Vermischte Schriften[3] 2, 236); vgl. auch Herbst 2, 1, 170. 179.

75, 32] Schon 1780 hatte Heyne an Voss geschrieben: ‚Vom Publico denken Sie ausserdem zuweilen zu verächtlich und lassen es sich allzusehr merken. Meinem Bedünken nach hat das Publikum auch da, wo es überhaupt Unrecht hat, immer von einer Seite Recht und diese muss ich schonen‘ (Herbst 1, 325).

78, 1] Ernstine, geborne Boie (1756—1834); eine schöne Charakteristik giebt Herbst 1, 129.

78, 5] Voss hatte damals noch vier Söhne: Heinrich, Wilhelm, Hans und Abraham, von denen der älteste 17, der jüngste 11 Jahre alt war.

78, 10] Goethes Schwager und Landsmann Johann Georg Schlosser (1739—1799) wohnte seit dem Mai 1796 in Eutin; die ausführlichste Darstellung seines Lebens ist die von seinem Enkel Nicolovius (Bonn 1844), die jedoch wissenschaftlich in keiner Weise genügt. Humboldts Besuch ist nicht darin erwähnt; dagegen haben wir ein Urteil Schlossers über ihn in

einem Briefe an Georg Jacobi vom 28. August 1796: ‚Humboldt war lange hier und oft bei mir; aber ich weiss nicht, wie es kommt, ich konnte weder ihm noch seiner Frau Geschmack abgewinnen .... Nun ist Humboldt ganz kantisch; unsre Gespräche liefen also auf dieser Bahn immer herum; aber viel kam nicht dabei heraus, weil Humboldt nichts als kantische Philosophie zu kennen scheint und überhaupt einer von den Leuten zu sein scheint, die kein andres als ein wissenschaftliches Bedürfniss haben‘ (Martin, Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi S. 37). Übrigens kannten sich beide Männer schon seit Humboldts Reisen nach dem Rhein und der Schweiz in den Jahren 1788 und 1789 aus Karlsruhe, wo Schlosser damals wohnte (vgl. 79, 2; ferner Gesammelte Werke 1, 289; an Jacobi S. 24).

78, 16] Gemeint ist Kants Abhandlung ‚Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie‘ im Maiheft der Berlinischen Monatsschrift von 1796 (wiederabgedruckt in Kants Sämmtlichen Werken 6, 463 Hartenstein). Über Schlossers Verhalten gegen diesen Angriff Kants vgl. Nicolovius S. 259 und Martin, Ungedruckte Briefe von und an Georg Jacobi S. 37.

78, 23] Was Humboldt hier anführt, stimmt zu den auch sonst von Schlosser ausgesprochenen Ansichten: vgl. z. B. die Zitate bei Nicolovius S. 117. 143. 268.

79, 18] Schlossers Übersetzung der Politik und Ökonomik des Aristoteles erschien Lübeck und Leipzig 1797—1798; vgl. darüber Nicolovius S. 265.

79, 19] Schlossers zweite Frau war Johanna Fahlmer (1744—1821), die Tante der Brüder Jacobi; über sie handelt ausführlich Urlichs in der Einleitung zu Goethes Briefen an sie.

79, 23] Georg Heinrich Ludwig Nicolovius (1767—1839), der Mann von Schlossers ältester Tochter erster Ehe Luise, Goethes Nichte, war seit 1794 Kammersekretär bei der fürstbischöflichen Rentkammer in Eutin und wurde später Humboldts naher Freund und nächster Kollege in der Leitung des preussischen Unterrichtswesens; Humboldts Briefe an ihn sind im ersten Bande dieser Quellenschriften von Haym herausgegeben (Berlin 1894). In den Jahren 1791 und 1792 hatte er Friedrich Leopold Stolberg als Hofmeister seiner Kinder nach Italien begleitet.

Eine Lebensskizze von ihm hat sein Sohn Alfred veröffentlicht (Bonn 1841).

79, 30] Katharina Stolbergs (1751—1832), der späteren Freundin Schönborns, eigenartigen Charakter schildert Jacobs Allgemeine deutsche Biographie 36, 367.

80, 1] Christoph Friedrich Hellwag (1754—1835) war seit 1782 Leibarzt der Gemahlin des Fürstbischofs und seit 1788 Hofrat in Eutin, auch Vossens Hausarzt und naher Freund; 1800 wurde er Landphysikus des Fürstentums Lübeck; vgl. über ihn Mutzenbecher Allgemeine deutsche Biographie 11, 699 und Bippen, Eutiner Skizzen S. 201.

80, 5] Ludwig Benedikt Trede (1750—1819) hat weder über Kant noch über Moralphilosophie etwas veröffentlicht; dagegen sind von ihm die 1811 anonym erschienenen ‚Vorschläge zu einer notwendigen Sprachlehre‘, die, allerdings auf Grund der kantischen Kategorieenlehre, Leibnizens Gedanken einer *characteristica universalis* weiter ausbilden (vgl. darüber Trendelenburg, Historische Beiträge zur Philosophie 3, 1).

39.

81, 13] August von Hennings (1746—1826) war, nachdem er vorher als Legationssekretär in Berlin und Dresden und im dänischen Kommerzkollegium unter Schimmelmanns Ministerium tätig gewesen war, seit 1787 Amtmann in Plön und wurde 1808 Administrator der Grafschaft Ranzau. Literarisch bekannt ist er besonders als Herausgeber der Zeitschriften ‚Schleswigsches Journal‘ und ‚Genius der Zeit‘ (vgl. Schmidts Anmerkung zu Xenion 440). Über seine Duellgeschichte hat er selbst geschrieben (Altona 1795); das Wesentliche findet man bei Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 68. Im Allgemeinen vgl. noch den Artikel Wattenbachs Allgemeine deutsche Biographie 11, 778.

81, 21] Über die Familie Reimarus vgl. die Anmerkung zu 90, 15.

81, 23] Eleonore, Tochter des dänischen Admirals von Krabbe.

81, 26] Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg (1754—1823) musste 1777 wegen geistiger Gestörtheit abdanken; Näheres giebt über sein Leben Mutzenbecher Allgemeine deutsche Biographie 25, 469. Konstatiert wurde die Krankheit durch den bekannten Leibarzt der Kaiserin Katharina Johann Georg Zimmermann in Hannover. Über Herders Einfluss auf den Prinzen vgl. Haym, Herder 1, 366. 723.

82, 11] Dalberg, mit dem Humboldts beide von Erfurt her eng befreundet waren.

82, 16] Am 13. Juli 1783 wurde Paul Friedrich August von Oldenburg (1829—1853) geboren, der spätere erste Grossherzog.

82, 19] Christian VII. (1766—1808).

82, 20] Dies ist gewiss der von Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 28) als Angehöriger des hamburger gebildeten Kreises erwähnte ‚letzte Sprössling aus dem Hause Gonzaga, ein Prinz ohne Land, aber mit vielem Verstand und erklärter Demokrat‘.

40.

83, 12] Christian Detlef Karl von Ranzau (1772—1812) war dänischer Kammerherr.

83, 17] Wilhelm Christoph Freiherr von Diede zum Fürstenstein (1748—1807); wahrscheinlich zu demselben Geschlechte gehörte der Mann von Humboldts späterer Freundin (vgl. Hartwig, Charlotte Diede S. 2).

41.

84, 5] Über Christian Stolberg (1748—1821), der seit 1777 als Amtmann in Tremsbüttel, seit 1800 in Windebye wohnte, vgl. jetzt Schmidts Skizze Allgemeine deutsche Biographie 36, 348.

84, 9] Friederike Luise, verwittwete von Gramm, geborne Gräfin Reventlow (1746—1824), war die gebildetste Frau jenes holsteiner Freundeskreises.

44.

86, 1] Graf Ernst Heinrich Schimmelmann (1747—1831), bekannt besonders als Gönner Schillers und Freund Niebuhrs, war seit 1784 dänischer Finanzminister; ausführlich charakterisiert ihn Handelmann Allgemeine deutsche Biographie 31, 271.

86, 5] Bekannter als ihr Bruder Ludwig Eberhard Gottlob (gestorben 1798), der als pädagogischer Schriftsteller hervorgetreten ist, ist Karoline Rudolphi (1750—1811), damals Vorsteherin einer Erziehungsanstalt in Hamm bei Hamburg, die Freundin des früher jenaer, damals schon kieler Kantianers Reinhold und des deutsch-dänischen Dichters Jens Baggesen. Ausführlich behandelt sie Binder Allgemeine deutsche Biographie 29, 579; vgl. auch Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 33.

86, 27] Über Kaspar Freiherrn von Voght (1752—1839) ist zu vergleichen der ausführliche auf handschriftlichem Material beruhende Lebensabriss in den Bildern aus vergangener Zeit 1, 73. Die zwei Bände dieses Werks (Hamburg 1884—1887) enthalten überhaupt vieles, was zum besseren Verständniss und zur richtigeren Beurteilung dieses hamburger Freundeskreises von Wert ist, und sind ein Memoirenwerk ersten Ranges.

87, 4] Dugald Stewart (1753—1828), Professor der Philosophie in Edinburgh, war einer der bedeutendsten schottischen Philosophen.

87, 29] Voghts Schrift erschien unter dem Titel ‚*Account of the management of the poor in Hamburg since the year 1788*‘ Edinburgh 1795. Die deutsche Übersetzung ist nicht von Zimmermann, sondern von Eschenburg bearbeitet: ‚Über Hamburgs Armenwesen‘, Hamburg 1798.

87, 31] Reinholds Besuch bei Voght schildert Poel sehr ergötzlich Bilder aus vergangener Zeit 1, 88.

88, 3] Johann Gottfried Schmeisser (1767—1837) hatte sich in Flottbeck ein Laboratorium eingerichtet und beschäftigte sich besonders mit Agrikulturchemie; er reiste auch mit Voght und besass später eine Apotheke in Altona. Vgl. über ihn den Artikel Benekes Allgemeine deutsche Biographie 31, 633 und Bilder aus vergangener Zeit 1, 87.

88, 7] Über Sieveking vgl. die Anmerkung zu 93, 29.

88, 9] Der Oberforstmeister Johann Julius von Uslar, über den mir nähere Angaben fehlen, hat sich auf verschiedenen Gebieten der Forstwissenschaft schriftstellerisch hervorgetan; Alexander von Humboldts ,Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen' erschienen Leipzig 1794. Beider Gedanken sind verwertet und verarbeitet in Schmeissers ,*Chemico-physiological observations on plants*', Edinburgh 1795.

88, 14] Nähere Angaben fehlen mir; gewiss derselbe ist der in den Bildern aus vergangener Zeit 1, 89 erwähnte ,talentvolle Maler und Possenreisser Henard'.

88, 16] Johann Heinrich Bartels (1761—1850), damals Advokat, wurde später Senator und Bürgermeister von Hamburg. Seine ,Briefe über Kalabrien und Sizilien', naturwissenschaftlichen, geographischen und statistischen Inhalts, erschienen Göttingen 1792. Vgl. auch Beneke Allgemeine deutsche Biographie 2, 86.

88, 19] Gottfried Philipp Michaelis (1768—1811), ein Sohn des berühmten göttinger Orientalisten, war in Harburg Garnisonmedikus.

89, 6] Über Johannes Schuback (1732—1817), der besonders als Freund Lessings und Eva Königs bekannt ist, vgl. Beneke Allgemeine deutsche Biographie 32, 586.

90, 2] Über Ifflands Freund Heinrich Beck vgl. Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 147.

90, 4] ,Die Aussteuer', ein Schauspiel in fünf Aufzügen, erschien zuerst Leipzig 1795.

90, 11] Gemeint ist wohl Johanne Christiane Starke, geborne Gebhardt (vgl. Goethe, Werke 28, 624 Hempel).

90, 15] Johann Albert Heinrich Reimarus (1729—1814), der Sohn des wolfenbütteler Fragmentisten, war seit 1796 Professor der Naturlehre am hamburger Gymnasium; vgl. über ihn Allgemeine deutsche Biographie 27, 704 und Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 15.

90, 19] Hermann Samuel Reimarus' Schrift ,Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihren Kunsttrieb, zur Erkenntniss des Zusammenhangs zwischen

dem Schöpfer und uns selbst' war Hamburg 1760 erschienen; die neue Auflage kam erst 1798 heraus.

90, 29] Sophie, geborne von Hennings (1742—1817), war Reimarus' zweite Frau: vgl. über sie Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 19 und Bilder aus vergangener Zeit 2, 1, 12. Ein Brief Humboldts an sie aus Paris ist nach einer Abschrift gedruckt Aus Jacobis Nachlass 2, 191.

91, 2] Das Theelied ist im Anhang dieses Buches nach der Handschrift wiedergegeben.

91, 16] Über Christinens Charakter vgl. Bilder aus vergangener Zeit 2, 1, 14. 91. 165.

91, 23] Über Lessings Freundin Elise Reimarus (1735—1805) vgl. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 18 und Bilder aus vergangener Zeit 2. 1, 15.

92, 5] Karl Friedrich Reinhards (1761—1837) interessante Gestalt hat eine ausgezeichnete Darstellung und Würdigung durch Lang in der Allgemeinen deutschen Biographie 28, 44 erfahren, auf die ich hier im Allgemeinen verweise.

92, 11] Von den hier neben Schiller genannten Schwaben ist der bekanntere der jenaer, später heidelberger Orientalist Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851); Karl Felix von Seyffer (1762—1822) war Professor der Astronomie in Göttingen und mit Humboldt seit seiner dortigen Studienzeit gut bekannt.

92, 14] Jean Pierre Brissot (1754—1793) war das Haupt der Girondisten und als solcher guillotiniert worden (vgl. *Biographie universelle* 5, 568).

93, 4] Mit Friedrich von Gentz (1764—1832), der damals Kriegsrat in Berlin war, war Humboldt eng befreundet (vgl. Gesammelte Werke 5, 34).

93, 21] Über Reinhard als Dichter hat ausführlich sein Biograph Lang gehandelt in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 251. Hier ist wohl die Übersetzung der Freiheitshymne des Franzosen Desorgnes gemeint (vgl. Lang S. 271).

93, 29] Eine eingehende Lebensskizze Georg Heinrich Sievekings (1751—1799) hat Sillem in der Allgemeinen deutschen Biographie 34, 220 gegeben. Über seinen Tod schrieb Humboldt am 6. März 1799 an Poel: ‚Wie tief mich der Verlust, den Sie,

mein teurer Freund, durch den Tod unsres trefflichen Sieveking erfahren, geschmerzt hat! Ich bitte Sie herzlich der Wittwe den lebhaften und innigen Anteil auszudrücken, den wir an ihrem Schmerze nehmen. Das Andenken des Verstorbenen wird gewiss allen seinen Freunden unvergesslich bleiben und gewiss ist nur Wenigen das Glück zu Teil geworden so allgemein und so aufrichtig bedauert und vermisst zu werden' (Bilder aus vergangener Zeit 2, 1, 21). Über Sievekings diplomatische Sendung nach Paris, die 94, 4 erwähnt wird, giebt ebenfalls Sillem das Notwendige an.

94, 19] Johanne Margarete, geborne Reimarus: vgl. über sie Bilder aus vergangener Zeit 1, 466. 2, 1, 2.

95, 4] Von Piter Poel (1760—1837) besitzen wir eine höchst wertvolle ausführliche Selbstbiographie in den Bildern aus vergangener Zeit 1, 120; gut und tief ist auch die ebenda S. 458 abgedruckte Charakteristik; vgl. ferner Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften [2] 5, 476.

95, 4] Über Büsch vgl. die Anmerkung zu 99, 23.

95, 7] Über Reichardts Journal ‚Frankreich' vgl. Schmidts Anmerkung zu Xenion 19.

95, 19] Friederike, geborne Büsch: vgl. über sie Bilder aus vergangener Zeit 1, 466.

95, 26] Klopstock wohnte seit 1770 in Hamburg; überall ist Munckers ausführliche Biographie (Stuttgart 1888) im Einzelnen zur Vergleichung heranzuziehen. Humboldts Besuch ist dort S. 538 erwähnt, allerdings mit der falschen Jahreszahl 1797. ‚Ich habe den älteren Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt' schreibt Klopstock am 9. November 1797 an Böttiger (Archiv für Literaturgeschichte 3, 397).

95, 27] In dem schon früher zitierten Brief an Wolf vom 20. September 1796 schreibt Humboldt: ‚Klopstock ist noch immer äusserst angelegentlich mit Ihren Prolegomenen beschäftigt. Es war das erste, worüber er mit mir sprach. Er ist schlechterdings und durchaus Ihrer Meinung, die er noch durch eigene Einfälle erweitert. So hält er, ich glaube nicht sehr glücklich, in Ilias *α εἱς κοιρανος ἐστω* für ein Einschiebsel der Pisistratiden' (Varnhagen, Vermischte Schriften [3] 2, 237). Anders berichtet, wohl aus unzureichender Quelle, Muncker S. 538.

96, 9] Über die Entstehung des Messias vgl. Muncker S. 36.

96, 18] Ganz ähnlich äusserte sich Klopstock ein paar Jahre später gegen den Italiener Acerbi, dessen jüngst bekannt gewordener Bericht über seine Gespräche mit Klopstock (Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1893/94, 3, 98) eine interessante Parallele zu Humboldts Aufzeichnungen bietet; ferner vgl. Muncker S. 536.

96, 23. 97, 9] In Schillers Abhandlung über die sentimentalischen Dichter (Sämmtliche Schriften 10, 469. 472 Goedeke).

97, 29. 98, 3] Die zitierten Oden stehen in Munckers und Pawels Ausgabe 2, 99. 114. 103.

98, 5] Jean Baptiste Carrier (1756—1794) war der Urheber der Noyaden auf der Loire bei Nantes; hauptsächlich beim Sturz der Girondisten beteiligt, fiel er dann selbst unter der Guillotine.

98, 19] Über Klopstocks Begeisterung für Charlotte Corday vgl. Muncker S. 515.

99, 17] Über Klopstocks zweite Frau Johanna Elisabet, seit 1791 verwittwete Frau von Winthem, vgl. Muncker S. 428.

99, 23] Johann Georg Büsch (1728—1800), seit 1756 Lehrer der Mathematik am hamburger Gymnasium, war besonders bekannt als Direktor der 1767 gestifteten Handelsakademie; Genaueres über ihn giebt Muther in der Allgemeinen deutschen Biographie 3, 642. Humboldts Bruder Alexander hatte von August 1790 bis April 1791 dort studiert.

100, 3] Christoph Daniel Ebeling (1741—1817), Mitdirektor der Handelsakademie, war seit 1784 Professor der Geschichte und der griechischen Sprache am Gymnasium und erwarb sich später als Stadtbibliothekar grosse Verdienste; vgl. auch Klose Allgemeine deutsche Biographie 5, 524.

100, 17] Anton August Heinrich Lichtenstein (gestorben 1816) war Professor der griechischen Sprache am hamburger Gymnasium. Er ist der Vater des bekannteren berliner Zoologen. Vgl. über ihn Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 58.

100, 26. 27] Johann Wilhelm von Archenholz (1743—1812) ist der bekannte Geschichtsschreiber des siebenjährigen Krieges, Hauptmann ausser Dienst. Peter Heinrich Christoph Brodhagen (1753—1805) war Professor der Mathematik am hamburger

Gymnasium, der bekannte Dichter Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) seit 1786 Mitdirektor des Lottos in Altona.

100, 29] Johann Christoph Unzer (1747—1809) war seit 1775 Professor der Naturkunde am Gymnasium, seit 1789 Stadtphysikus in Altona; vgl. über ihn Bilder aus vergangener Zeit 1, 127. Sein Trauerspiel ‚Diego und Leonore' erschien Hamburg 1775. Sein Onkel, dessen Stelle als angesehener Arzt in Altona er dann einnahm, ist Johann August Unzer (1727—1799), Herausgeber der medizinischen Wochenschrift ‚Der Arzt' (Hamburg 1759—1761), über welchen die Bilder aus vergangener Zeit 1, 28 Anmerkung berichten; auch er war als bellettristischer Schriftsteller tätig.

101, 5] Über Karl Johann Heise (1744—1826) fehlen mir nähere Angaben.

101, 11] Humboldts Besuch bei Claudius erwähnt Herbst in seiner Biographie des wandsbecker Boten[4] S. 337 nicht ohne einen vom Standpunkte des Buches aus allerdings berechtigten Seitenblick auf Humboldts ‚fremden stolzen Geist'. Schiller schreibt am 23. Oktober 1796 an Goethe über Humboldt, von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen, er sei eine völlige Null; der humboldtsche Brief, aus dem dies Zitat stammt, ist nicht erhalten.

101, 19] Über Claudius' Frau Anna Rebekka, geborne Behn, vgl. Herbst[4] S. 95.

101, 24] Claudius hatte damals sechs Töchter und zwei Söhne. Karoline Claudius wurde bald darauf die Frau des Buchhändlers Friedrich Perthes, den Humboldt 113, 9 erwähnt; Anna Claudius heiratete Max Jacobi, über den die Anmerkung zu 110, 6 zu vergleichen ist.

101, 27] Über Magdalene Pauli, geborne Poel (1757—1825), giebt die oben herangezogene Selbstbiographie ihres Bruders mancherlei interessante Angaben.

101, 31] Eine kurze und sehr klare Übersicht über Franz von Baaders (1765—1841) philosophische Ansichten giebt Hoffmanns Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie 1, 713.

101, 31] Alexander von Humboldt studierte vom Juni 1791 bis zum März 1792 unter dem berühmten Werner an der Bergakademie in Freiberg.

102, 17] Über den Verfasser des 1774 erschienenen Buches *De l'erreur et de la vérité*, den Grafen Ludwig Klaudius von Saint-Martin (1743—1803), vgl. Varnhagen, Vermischte Schriften[3] 1, 24.

102, 18] Gemeint ist wohl Wilhelm Friedrich von Gleichen (1717—1783), über welchen Ascherson Allgemeine deutsche Biographie 9, 226 zu vergleichen ist.

102, 28] Kants Buch ‚Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels' (Königsberg 1755) ist gemeint.

103, 19] In seiner Schrift ‚Über das Organ der Seele' (Königsberg 1796) erklärte Soemmering, der bekannte Anatom, die Gehirnflüssigkeit für das Seelenorgan. Humboldt sah diese Hypothese nur als eine ‚interessante Kuriosität' an (vgl. Briefwechsel mit Schiller[2] S. 148. 160).

104, 31] Franz von Baaders Bruder Josef (1763—1835), Ingenieur und Mechaniker, wird eingehend besprochen von Karmarsch Allgemeine deutsche Biographie 1, 725.

105, 1] Der General Charles François Dumouriez (1739—1823) war seit 1793 aus Frankreich verbannt; über sein Auftreten im Hamburgischen vgl. Jacobi, Auserlesener Briefwechsel 2, 228. Dumouriez' Biograph Boguslawski (Berlin 1879) behandelt nur seine Tätigkeit als General genauer und geht über sein Leben im Exil nur kurz hinweg. Gouverneur von Cherbourg (107, 14) war Dumouriez 1787—1789.

107, 18] Einen Lebensabriss José Maria Suzas (1758—1825) giebt die *Biographie universelle* 39, 724; vgl. auch Lebensnachrichten über Niebuhr 1, 116. 123. 140. 143. 146. 241.

107, 29] Adèle de Flahaut (1760—1836), deren von Humboldt erwähnter Roman London 1794 erschienen war, wurde später des eben erwähnten Suza Gemahlin; vgl. über sie *Biographie universelle* 39, 723 und Lebensnachrichten über Niebuhr 1, 146.

108, 7] Aachen berührte Humboldt 1789 auf seiner mit Campe unternommenen Reise nach Paris.

108, 21] Humboldts Briefe an Fritz Jacobi (1743—1819) habe ich vor zwei Jahren herausgegeben (Halle 1892); in dieser Publikation ist auch weiteres Material über die Beziehungen beider Männer gegeben; die Anmerkungen sind hier überall heranzuziehen. In Wandsbeck wohnte Jacobi seit 1794.

109, 25] Über Georg Arnold Jacobi (1766—1845) vgl. Humboldts Brief an Jacobi S. 4 und Briefe an eine Freundin 2, 64. Seine italienische Reisebeschreibung führt den Titel ‚Briefe aus der Schweiz und Italien an das väterliche Haus nach Düsseldorf geschrieben‘ und erschien Lübeck und Leipzig 1796—1797.

110, 6] Karl Wigand Max Jacobi (1775—1858) studierte damals in Jena Medizin und war auch der Liebling Goethes.

110, 8] Seit dem Tode seiner Frau hatte Jacobi seine beiden Halbschwestern Susanne Helene und Anna Katharine Charlotte (beide 1753—1838) bei sich.

46.

111, 20] Vgl. Büsching, Erdbeschreibung 9, 579.

113, 5] Johann Jakob Rambach (1737—1818) war seit 1780 Hauptpastor zu Sankt Michaelis in Hamburg; vgl. Bertheau Allgemeine deutsche Biographie 27, 201.



ANHANG.



Unser Theetisch. 1793.

Kein Theetisch stand in eurer Mitte
Ihr rauhen Männer alter Sitte!
Schloßt nicht um ihn den BruderBund:
Den trauten Handschlag beym Pocale,
Den HeldenEyd beym lauten Mahle
That oft die TodtenKlocke kund.

Wenn unser frohes Klöckchen läutet,
Wenn Stinchen uns den Thee bereitet,
Giebts ein lebendiges Verkehr:
Und unser aller Freuden-Spender,
Der gute Vater, blickt, als fänd' er
Des Himmels Segen um sich her.

Und lehret uns den Himmel finden,
Die Weisheit mancher Schrift ergründen
Die Thorheit mancher andern sehn:
Die Vorwelt geht bey uns vorüber
Oft haben wir die Zukunft lieber,
Das Bild der Zeit ist selten schön.

Ein grausenvolles Zeitungslesen
Zerstört oft unser ganzes Wesen,
[Kein Aufblick froher Zuversicht:
Die schöne Hofnung bessrer Zeiten,
Der Traum von nehern Seligkeiten
Sinckt wie ein umgeworfnes Licht.]
Den schönen Traum von ErdenGlück.
Was gute Menschen kaum begannen
Sinckt schrecklich hin durch VolksTyrannen,
[Wer wagt der Hofnung LebensBlick.]
Das Morgenroth in Nacht zurück.

Hinweg denn mit dem großen Traume
Die Freiheit haußt im engen Raume
Wohnt in der Brust der Redlichkeit
Sie wohnt in unsrem kleinen Zimmer
Und unser Theetisch sey ihr immer
Zum bleibenden Altar geweiht.

Und jeder Freund trinck eine Schaale
Damit er froh beym OpferMahle
Geweihter unsres Bundes sey
Wer faßt den göttlichen Gedancken?
Thee brach des Druckes veste Schrancken
Und machte seine Trincker frei!

Drum Brüder schwört bey dieser Stunde,
Daß nie ein Glied aus unsrem Bunde
Dem MenschenHasse fröhnen soll,
Daß stets ein Freund ins Ohr ihm raune,
Der größre Druck sey finstre Laune,
Der mindre Druck sey BruderGroll.

Vorstehendes Gedicht der Frau Sophie Reimarus, in eigenhändiger Niederschrift erhalten, befindet sich im Besitze des Herrn Doktor Wilhelm Sieveking in Hamburg; eine genaue Abschrift verdanke ich der Freundlichkeit Karl Redlichs. Die eingeklammerten Zeilen sind im Original durchstrichen. Briefe Humboldts an die Familie Reimarus (vgl. oben die Anmerkung zu 90, 29) fanden sich nicht mehr vor.



Register.

